Prämie

für den

18. Jahrgang des „Sendbote."

Kirche, Schule und Haus.

Von

P. Bonaventura Hammer, O. S. F.

1890.

Der Sendbote

des göttlichen Herzens Jesu.

Monatsschrift des Gebetsapostolates,

mit erzbischöflicher und bischöflicher Empfehlung herausgegeben von den **Franziskaner-Vätern**, Cincinnati, O.

(Gesegnet von Papst Leo XIII. am 29. April 1882.)

Als Organ des großen Herz-Jesu-Bundes, welcher fünfzehn Millionen Mitglieder umfaßt, enthält er die nöthigen Aufschlüsse für die Direktoren des Gebetsapostolates, für die Beförderer und Beförderinen und für die deutschen Mitglieder des großen Bundes in den Vereinigten Staaten. Als Bindeglied unter so vielen gleichgesinnten Katholiken verdient der „Sendbote" eine immer größere Verbreitung.

Der „Sendbote" hat stets als seine Hauptaufgabe betrachtet, die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu zu befördern und durch geeignete Belehrung alle Leser zur Frömmigkeit und besseren Erkenntniß der hl. Religion und ihrer Vorschriften anzuleiten. Deshalb hat derselbe auch die schmeichelhaftesten Aufmunterungen von Seiten der hochw. Geistlichkeit erhalten und er erfreut sich durch die Mitwirkung derselben auch einer großen Verbreitung.

Der „Sendbote" erscheint monatlich als ein starkes Heft von 72 Seiten und kostet jährlich blos $2.00. Jedes Abonnement fängt mit Januar an. Alle Vorausbezahler erhalten eine schöne Prämie, entweder ein Buch oder ein Chromo. — Die Hefte werden nur auf Vorausbezahlung nach Europa für $2.20 gesandt. Man adressire:

SENDBOTE,

593 VINE STREET, CINCINNATI, O.



Kirche, Schule und Haus.



Lesefrüchte und Erfahrungen

— zur —

Belehrung und Erbauung.

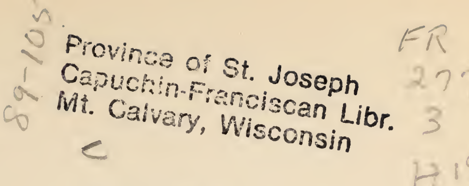
Von P. Bonaventura Hammer, O. S. F.

Prämie für den 18. Jahrgang des „Sendbote“.

Cincinnati, Oh[illegible]
Druck von S. Rosenthal & Co. [illegible]
1890.

Mit Erlaubniß und Approbation der geistlichen Obern.





Vorwort.

Zur Einführung der vorliegenden Schrift bei dem Leserkreise, für welchen sie bestimmt ist, bedarf es nur weniger Worte. Geleitet von der Hand der Erfahrung und von dem Willen, das wahre Wohl unserer Leser anzustreben, suchten wir aus dem uns zur Verfügung stehenden Material ein Spiegelbild deutsch-amerikanischen Lebens in Kirche, Schule und Haus zu entwerfen — wie es ist, und wie es sein sollte. Dieses Bild ist mosaik-ähnlich aus Kleinigkeiten zusammengesetzt, die wir hier und dort fanden und nehmen wir für unsere Arbeit höchstens das Verdienst des Zusammenfügens in Anspruch.

Damit das Büchlein zur Belehrung und Erbauung gereiche, empfehlen wir es dem Schutze des göttlichen Herzens Jesu, in dessen Namen und zu dessen Ehre es zu den Herzen der Leser sprechen soll.

Cincinnati, O., im Oktober 1890.

Der Verfasser.



Dritter Theil.

Das Haus und die Familie.



Erster Theil.

Die Kirche und kirchliches Leben.



Einleitung.

„Du hast uns für Dich geschaffen, o Gott,
und unser Herz ist unruhig, bis es ruht in Dir."
St. Augustinus.

Die Mutter war gestorben. Weinend stand ihre erwachsene Tochter an dem Sarge, in welchem die Todte nun ruhte — so friedlich, so ruhig und mild, als ob das Sterben für sie nur ein Einschlummern gewesen sei. Der Friedenshauch eines Todes im Herrn schwebte über der Leiche und machte sie ehrfurchtgebietend und anziehend zugleich. — Lange hatte die Tochter das Angesicht der guten Mutter betrachtet; da wandte sie sich endlich seufzend hinweg, und entnahm einem nebenan stehenden Kästchen ein versiegeltes Päckchen mit der Aufschrift: „Meiner lieben Tochter als letztes Andenken. — Zu öffnen nach meinem Tode."

Unter Thränen küßte die Jungfrau die mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen, und begann dann die Siegel zu lösen. In dem Päckchen befand sich eine Anzahl vergilbter,

eng beschriebener Blätter. Sie enthielten die Geschichte, wie die Verstorbene den Glauben wiederfand. Der Inhalt lautete:

Ich war ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, als mein Vater, Fabrikant und Kaufmann, eine Reise durch die Schweiz mit mir machte. Es waren herrliche Sommertage. Ich schwamm in Entzücken und Wonne über die Herrlichkeiten der Natur, die ich zum ersten Male schaute. Sorgen hatte ich nicht: was sollte auch ein junges, gesundes, unverdorbenes Mädchen, die einzige Tochter und Erbin eines reichen Mannes, in der Blüthe der Jugend, der Schönheit und des Geistes stehend, Sorgen haben! Meine Mutter war gestorben als ich noch ein Kind war, und ich war von Jugend auf sehr selbstständig aufgewachsen, in allen weltlichen Dingen und Künsten trefflich unterrichtet; das ganze Haus, mein Vater eingeschlossen, stand unter meiner Herrschaft.

Nur eines hatte ich nicht gelernt — das Beten. Nie hat einer Mutter Hand die meinigen zum Gebete gefaltet, nie hat jemand mich als Kind zum Beten angehalten. Ich besuchte höhere Lehranstalten, und da war der Religionsunterricht ganz und gar Nebensache. Ich empfing die erste heilige Kommunion nicht wissentlich unwürdig, aber doch beinahe ohne irgendwelche Kenntniß der Bedeutung derselben. Ich war sittenrein, aber das konnte wohl kaum anders sein, weil meine Umgebung und das natürliche Gefühl eine Schutzwehr bildeten. Seit den letzten sechs Jahren war ich in keine Kirche mehr gekommen, hatte die heiligen Sakramente nicht mehr empfangen. Diese Unterlassungssünde geschah nicht aus Bosheit, sondern aus Unwissenheit, und weil ich meinem Vater glaubte, welcher sagte, für uns sei

das Kirchengehen nicht nöthig, die Kirchenluft sei dumpf, ungesund und erkältend. Er genüge seiner Pflicht als ehrlicher Mann; das sei sein Gebet und Gottesdienst, und weiter brauche man ja nichts. Das alles glaubte ich ohne weiteres und lebte in einer Art Heidenthum dahin. Kein Kruzifix hing zu meines Bettes Häupten, kein Muttergottesbild schmückte mein Zimmer, kein Weihwasserbecken, kein Gebetbuch wurde bei mir gesehen. Ich lebte in den Tag hinein ohne Gott, ohne Glauben, und war dabei fröhlich, beschäftigte mich wie es mir gefiel, und dachte nicht an Zukunft und Ewigkeit. Alles, was an Gott erinnerte, war mir fern, und ich hätte darauf geschworen, daß ich ersticken oder vielleicht gar an Krämpfen sterben müßte, wenn ich eine Kirche betreten würde.

So waren wir ungefähr seit vierzehn Tagen in Ragatz, in der Schweiz. Ich unterhielt mich ausgezeichnet. Eines Tages hatte ich allein einen Ausflug mit der Eisenbahn nach Chur gemacht, und kehrte nachmittags wieder nach Ragatz zurück. Der Wagen war vollständig besetzt. Ich kam einem Menschen gegenüber zu sitzen, dem ich auf den ersten Blick ansah, daß er betrunken war. Ich zog meinen Schleier vor's Gesicht und wandte mich zum Fenster, um seinen frechen Blicken nicht zu begegnen. Allein er ließ mir keine Ruhe, machte rohe Bemerkungen und gemeine Witze. Vor Beschämung und Aerger liefen mir die Thränen über die Wangen; der Mensch wurde immer frecher. Plötzlich stand — ich weiß nicht, wie es geschah — ein junger Herr, allem Anscheine nach ein katholischer Geistlicher, neben mir, und sagte in höflichster Weise, er sitze um einige Plätze weiter in der Nähe einiger Damen, ob ich nicht vielleicht seinen Platz einzunehmen wünsche; er würde sich dann auf den

meinigen setzen. Der Herr kam mir vor wie ein Engel vom Himmel. Ich dankte ihm mit Wort und Blick so bewegt und herzlich, als ich konnte, und setzte mich dann an seinen Platz, wo ich vollständig ungestört blieb.

Der Betrunkene aber gerieth in eine wahre Wuth. Zuerst schimpfte er über Pfaffen und Jesuiten, dann fluchte er ganz lästerlich, und zuletzt erging er sich in ganz abscheulichen Zoten. Einige der anwesenden Männer lachten noch über seine Frechheit. Des jungen Priesters nahm sich niemand an; alle schienen an seiner Kleidung und seinem Stande Anstoß zu nehmen. Der Geistliche aber blickte schweigend zum Fenster hinaus.

Endlich langten wir in Ragatz an. Ich stieg aus; auch der Priester. Ich dankte ihm nochmals, und bedauerte, daß er sich meinetwegen solchen Beschimpfungen ausgesetzt habe; allein er zeigte sich so einfach und ruhig, daß ich sah, sein Gemüth sei unberührt geblieben von Zorn und Haß. Ich erfuhr dann, daß er sich einige Tage in Ragatz aufzuhalten gedenke und in demselben Hotel abgestiegen sei, wo ich und mein Vater wohnte. So kam es, daß mein Vater ihn einlud, mit uns einen Ausflug in die Umgegend zu machen. Er sagte zu, und wir waren unterwegs recht fröhlich zusammen. Ich erzählte ihm, daß wir Regensburg, Bamberg und München besucht hätten. Darauf fragte er mich:

„Haben Sie auch den Dom in Bamberg angesehen?"

Ich erwiederte: „Nein, ich gehe grundsätzlich in keine Kirche. Ich liebe die Kirchen und Kirchenluft nicht."

Nie werde ich den erschreckten Blick vergessen, den mir der Geistliche bei diesen Worten zuwarf. Zwar suchte er ruhig zu erscheinen, aber ich hatte genug gesehen, um zu erkennen, daß ein tiefer Schmerz in diesem Blicke lag. Es

überkam mich eigenthümlich. Ich begann nachzudenken, wie es denn wohl komme, daß ich nichts glaubte. Mein Herz begann sehr unruhig zu werden.

Am folgenden Tage reiste der Priester ab. Er besuchte uns vorher, und ich gab ihm aus Dankbarkeit und zum Andenken eine kostbare Vase, mit Edelweiß gefüllt. Er bat mich, ein kleines, von kunstfertiger Hand auf Pergament gemaltes Bildchen anzunehmen. Es stellte den gekreuzigten Heiland dar, und darunter hatte der junge Priester mit kräftigen Zügen die Worte geschrieben: „Du hast uns für Dich geschaffen, o Gott, und unser Herz ist unruhig, bis es ruht in Dir. St. Augustinus.“—Diese Worte trafen mich im Innersten. Es regte sich ein tiefes Heimweh in mir — ich wußte nicht nach was. Ich begann nunmehr mein Leben zu prüfen und fand, daß ich sehr oberflächlich gewesen war.

Wir reisten weiter und kamen nach Bregenz. In diesem reizenden Orte am Bodensee beschlossen wir so lange zu bleiben, als es uns gefallen würde. Ich durchstreifte öfters allein die Umgegend, da das Bergsteigen meinem Vater schwer fiel. Eine Kirche hatte ich immer noch nicht betreten. Eines Nachmittags ging ich durch das Städtchen, das Thal unterhalb der Kirche entlang, am alten Kloster der Dominikanerinen vorbei. Ich bog um die Ecke, ging unbewußt einige Schritte weiter, und befand mich vor einer großen Thüre. Ich war nun sicher, daß es hier in eine Kirche oder Kapelle gehe, und fühlte mich innerlich angetrieben, einzutreten. Die Kapelle war leer. Es waltete darin eine geheimnißvolle Stille. Ich fühlte mich in eine ganz andere Welt versetzt. Wie war da alles so ruhig, so schön, so friedlich! Wie stimmte alles so wunderbar zur Andacht! Und dort — über dem Seitenaltare, welches Bild! Unten

die schmerzhafte Mutter Gottes, oben der Heiland, auf sein Herz deutend. Ich setzte mich und schaute, und konnte die Augen nicht hinwegwenden.

Jetzt regte sich etwas oben auf dem Chore. Leise Tritte wurden hörbar, dann tiefe Stille. Es waren die Klosterfrauen, welche zur Vesper gekommen waren. Plötzlich begann eine reine Frauenstimme: Deus, in adjutorium meum intende! Andere fielen ein, und in regelmäßigem Chore stieg wechselweise das jungfräuliche Gebet der Nonnen himmelwärts. Ich sah sie nicht, die Betenden, aber ich lauschte mit einer Aufmerksamkeit und mit einer gerührten Spannung, wie ich in meinem ganzen Leben noch nie der berühmtesten Sängerin zugehört hatte. Was war das doch für ein Zauber, der diese reinen, festen, klaren und züchtig zurückgehaltenen Stimmen so schön und anziehend machte?– Ich meinte Engel zu hören. Jetzt verstummte das Gebet. Ein sanfter Orgelton, dann begann der Chor der Frauen zu singen: Salve Regina! — Ich erinnerte mich, das Gebet in der Schule gehört zu haben. Und wie die schlichten Akkorde sich nun folgten, da ergriff es mich geradezu wundersam. — Warum betest nicht auch du? rief es in mir mit furchtbaren Vorwürfen, als sie die Stelle sangen: Et Jesum benedictum fructum. Und als dann das sanfte und innige: O clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria! erklang, da konnte ich mich nicht mehr halten. Ich begann zu weinen und zu schluchzen, ich fühlte so elend, so unaussprechlich elend, daß ich zu sterben wünschte. Ich kam mir vor wie ausgestoßen, verlassen von der Welt. Mit Gewalt rang mein Herz nach Ihm, der es für sich geschaffen hatte: die Gnade Gottes wirkte und arbeitete in mir mit ihrer allmächtigen und doch so süßen Gewalt. Ich konnte mir

nicht mehr helfen — ich warf mich auf die Kniee, erhob flehend die Hände und rief laut, so daß es in der jetzt stillen Kapelle wiederhallte: „Ja, mein Gott, Du hast mich für Dich geschaffen, und mein Herz findet keine Ruhe, bis es ruht in Dir!"

Und dann begann ich zu beten und zu Gott zu flehen und zu rufen—ich weiß nicht was ich sagte und betete, aber es that mir unendlich wohl, mein Herz ausströmen lassen zu können vor Gott. Wie wenn ein Damm durchbrochen ist und die Wasser mächtig darüberfluthen, so war es mir um's Herz, als ich Bitte und Abbitte, Reue und Liebe, Glauben und Vertrauen aussprach, bekannte und stammelte. Wie lange ich mich in der Kapelle aufhielt, weiß ich nicht. Als ich mich erhob, und gleichsam wieder zu mir kam, war es mir, als sei eine Last von meinem Herzen gewichen. Nun stand mein Entschluß fest, es mußte anders werden: aber was thun, wie anfangen? —

Als ich aus der Kapelle trat, stand ein Mütterlein draußen und bat um ein Almosen. Ich gab ihr eine Kleinigkeit. Da sprach sie dankend:

„O gutes Fräulein, wenn Sie etwas übrig haben, so gedenken Sie der lieben Nonnen. Sie sind so arm als ich, die frommen Frauen, man sieht ihnen den Hunger an den Augen an."

Ich trat zur Klosterpforte, läutete und reichte der öffnenden Schwester eine gefüllte Börse. Sichtlich verwirrt, beinahe erschrocken nahm sie diesebe. Ich aber sagte rasch: „Wollen Sie nicht für mich beten?"

„O gewiß, Fräulein!" antwortete sie. „Heute noch werden wir alle eine Novene für Sie beginnen."

Damit schieden wir. Das Gebet der Nonnen hat vollendet, was die Gnade Gottes durch den Blick des Priesters begonnen hatte. Ich kehrte zu Gott, zur Kirche zurück. Ich begab mich auf einen Monat nach Riedenburg, erhielt Unterricht im katholischen Glauben, machte geistliche Uebungen, legte eine Generalbeicht ab und empfing mit großer Freude die heilige Kommunion. Ich richtete mir nun eine christliche Tagesordnung ein, und bin seither standhaft geblieben.

Und nun bezeuge ich dir vor Gott, meine Tochter: die seligsten Stunden meines Lebens waren jene, da ich in mich selbst einkehrte, die Stunden des Gebetes, der Betrachtung, des Empfanges der heiligen Sakramente. — Auch Du wirst dies erfahren; ich wünsche Dir Glück dazu, und ermahne Dich im Namen Gottes und im Gefühle meiner Pflicht als Mutter: bete und höre nicht auf zu beten! Laß Dich führen von der Hand der Kirche, lebe nach ihren Vorschriften! Dann verheiße ich Dir mit voller Zuversicht alles Glück und den reichsten Segen auf Deinem Lebenswege; denn keine Wahrheit ist unumstößlicher als diese, welche das Fundament aller anderen ist, und die da lautet:

„Du hast uns für Dich geschaffen, o Gott, und unser Herz ist unruhig, bis es ruht in Dir!"

Lieber Leser! Tausende und tausende in diesem Lande finden in der hier erzählten Entfremdung von der Kirche und von den kirchlichen Pflichten ihr Spiegelbild. Möchten sie auch die Rückkehr zu Gott, zum Gebete und zur kirchlichen Gesinnung finden, wie diese Dame. Etwas dazu beizutragen, und den pflichteifrigen Katholiken in der Uebung seines Glaubens zu bestärken, den lauen und nachlässigen aber dazu anzueifern—dies der Zweck der nachfolgenden Blätter.

Erstes Kapitel.

Der Kampf zwischen den Mächten des Guten und Bösen.

Unvermeidlichkeit dieses Kampfes. — Sieg durch Christus. — Erzählung: Die Predigt vom Kreuze.

Im sittlichen Leben des Menschen ist der Kampf zwischen dem Guten und Bösen unvermeidlich. Stets und überall sucht sich das Böse, die Selbstsucht, die Leidenschaft, die Sinnlichkeit vorzudrängen und den Willen des Menschen zu knechten. Dieser, geleitet durch das Gesetz, das der Verstand ihm vorhält, muß den Anreizungen zum Bösen mit aller Kraft und Entschiedenheit entgegentreten, und den Kampf damit aufnehmen, um sich auf der Höhe der Sittlichkeit zu halten. „Ein Streit ist des Menschen Leben auf Erden.“ (Job 7, 1.)

Dieser Kampf, der sich im Leben jedes einzelnen Menschen Tag für Tag, ja Stunde um Stunde wiederholt, der

mit dem ersten Erwachen der Vernunft beginnt und nicht aufhört, bis der letzte Athemzug gethan ist, geht auch durch die ganze Weltgeschichte hindurch. Verfolgen wir den geschichtlichen Lebensgang des Menschengeschlechtes von seinen ersten Anfängen her bis auf unsere Zeit, so stoßen wir immer und überall auf einen wüthenden Kampf zwischen dem Guten und Bösen, der sich im Schooße dieses Menschengeschlechtes abspinnt und alle Zeiträume seines geschichtlichen Daseins bezeichnet. Beide, das Gute und das Böse, suchen sich die Herrschaft streitig zu machen; die Wahrheit sucht die Lüge, die Lüge die Wahrheit, die Tugend sucht das Laster, das Laster die Tugend aus dem Felde zu schlagen, und siegreich zu herrschen. Infolge der Begierlichkeit, die als Folge der Erbsünde im Menschen heimisch geworden ist, ist der menschliche Wille, „der Sinn und die Gedanken des menschlichen Herzens zum Bösen geneigt von seiner Jugend auf," (Gen. 8, 21.); die Anreizungen von außen kommen dazu, und dadurch sucht sich das Böse im einzelnen Menschen sowohl, als im ganzen Menschengeschlechte zur Herrschaft zu bringen. Andererseits aber hat der Mensch durch die Sünde die Freiheit des Willens nicht verloren; die Gnade der Erlösung wirkt zudem auf diesen Willen, um ihn zu stärken gegen den Andrang der Begierlichkeit, und so liegt es immer in der Möglichkeit des menschlichen Willens, dem Bösen zu widerstehen und die Versuchung zu überwinden, und das ist auch seine sittliche Aufgabe. Daher jener Kampf zwischen Gutem und Bösem, dessen Zeuge die Geschichte jedes einzelnen Menschen sowohl, als auch die ganze Menschengeschichte ist.

In einer ungleich größeren Ringbahn, unter den Augen und dem Zurufe einer weit zahlreicheren Zuhörerschaft, um

einen unvergleichlich erhabeneren Siegespreis, als die gefeierten olympischen Wettkämpfer, eilt jeder von uns dem Ziele zu, an welchem unsterblicher Ruhm seiner wartet, wenn er als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht. Und das haben die Heiligen vortrefflich verstanden. Zwar hegt die Welt von ihnen die wunderlichsten Vorstellungen. Sie weiß nicht genug zu erzählen von ihrer Unempfindlichkeit gegen das Wohl und das Wehe ihrer Mitmenschen, ihrer verächtlichen Geringschätzung der menschlichen Schwächen, ihrer unbarmherzigen Grausamkeit gegen die Irrenden, ihrer Herzlosigkeit gegen alle Bande des Blutes. — Aber wie verhält es sich damit der Wahrheit gemäß? Tausende von Beispielen aus dem Leben der Heiligen widerlegen diese Vorwürfe, und in Wahrheit ist ja die Heiligkeit nichts anderes als die zur That gewordene Liebe, jene Liebe, die Gott liebt um Seiner selbst willen und den Nächsten um Gottes willen. Die uns in den Heiligen entgegentretende Seelenruhe ist nichts weniger als unmenschliche Empfindungslosigkeit: sie ist die vollständige Hingabe des Menschen an Gott, ein unbeschränktes Vertrauen auf Gott. Bei Gott holt der Heilige Kraft und Muth zum Kampfe; bei Ihm findet er Ruhe und Frieden nach demselben. Zu Gott weist und führt er auch den Sünder, denn bei Ihm findet auch der Verworfenste noch Gnade.

Die Predigt vom Kreuze.

Vor mehreren Jahrzehnten machte eine weitverzweigte Räuberbande einen großen Theil Indiens unsicher. Sie lagerte in abgelegenen Gegenden an den Abhängen der Berge und in versteckten Felsenhöhlen. Die einzelnen Mit-

glieder warfen sich von da aus mit Blitzesschnelle auf die Vorübergehenden, nahmen ihnen ihre Habe, schlugen sie und ließen sie halbtodt liegen. Ihr Anführer hieß Keruba, und war der Schrecken der ganzen Gegend. In seiner Hand lag oft das Leben von mehr als zwanzig unschuldigen Opfern, von schwachen Frauen und hilflosen Kindern. Aber inmitten seiner grausamen Laufbahn wuchs in jener Gegend die Macht der europäischen Regierung und die Räuber zitterten nicht ohne Grund vor den gegen sie ausgeschickten Soldaten. Keruba bemerkte bald, wie einige seiner Genossen zögerten, ihn ferner auf seinen Streifzügen zu begleiten; andere bisher sehr kühne Räuber erklärten ihm entschieden, das gefährliche Handwerk niederlegen zu wollen, und ein dritter Theil endlich zerstreute sich. Der Anführer selbst irrte bald muthlos und unentschlossen im verworrensten Dickicht der Wälder umher. Bald kam es so weit, daß er nicht wußte, womit er seinen Hunger stillen sollte, denn er mußte die Wohnorte friedlicher Menschen fliehen, die ihn, den Verworfenen, kannten. Dabei erwachte in ihm noch das peinigende Gewissen, welches ihn unabläßig mit der Erinnerung an die blutigen Greuelthaten seiner Vergangenheit folterte. Oft glaubte er in seinen unruhigen Träumen das Geschrei der armen Schlachtopfer zu hören, die er mit kaltem Blute hingemordet hatte; es schien ihm, als erhöben sie drohend die Arme, ihn zu zerreißen. So verfolgt von den Erinnerungen an seine Verbrechen, floh er von Ort zu Ort, bis er in eine Gegend kam, wo er hoffen durfte, nicht mehr erkannt zu werden. Da ließ er sich endlich nieder, gab von dem geraubten Gute reichlich Almosen und verbrachte lange Nächte in der Anbetung der Götzen seines heidnischen Glaubens. Er marterte seinen Körper

und legte sich harte Bußübungen auf, so daß die Einwohner jenes Ortes glaubten, es sei ein recht frommer Mann, der sich bei ihnen niedergelassen habe. Sie erzeigten ihm große Ehren, indem sie sich ihm nur fußfällig nahten, wenn sie kamen, ihn um Rath zu fragen; aber sein Gewissen hörte nicht auf, ihn zu beunruhigen. Nichts vermochte seinen Stachel abzustumpfen. Die Erinnerung an die verübten Grausamkeiten quälte ihn Tag und Nacht dergestalt, daß er kaum das Geständniß derselben zu unterdrücken vermochte. Indessen war die Furcht vor dem Tode doch stärker in ihm als die Gewissensbisse.

Da gedachte er eines Mittels, welches bei jenen Völkern allgemein im Gebrauch war: es herrschte dort der Glaube, daß die Fluthen des Flusses Ganges jede Blutschuld abzuwaschen vermöchten. Sogleich machte er sich auf die Reise nach dem sehr entfernten Flusse, trotzdem ihm über die Wirksamkeit dieses Mittels Zweifel aufstiegen. An einem Sonntagmorgen traf er, müde von seiner Wanderung, in einer großen Stadt ein, und beschloß, dort einer heidnischen Feierlichkeit, die abgehalten werden sollte, beizuwohnen. Als er die Straßen durchwandelte, vernahm er einen Schall, der seine Aufmerksamkeit fesselte: es war der Klang einer Glocke, welche den Beginn des christlichen Gottesdienstes ankündigte. Neugierig fragte er, was dieses bedeute, und man sagte ihm, es sei das Zeichen zum Beginne des Gottesdienstes der Christen. Diesen Namen hatte er noch nie gehört. „Was sind Christen?" fragte er. Als man es ihm erklärt hatte, ging er dem Klange nach und kam an ein großes, stattliches Gebäude. In großer Menge drängten sich die Menschen da hinein, und nach einigem Zögern wagte auch Keruba einzutreten. Mit Neugierde

beobachtete er alles. Jetzt betrat ein Prediger die Kanzel und verkündigte die Worte des Textes: „Das Blut Jesu Christi reiniget uns von aller Sünde.“ (1. Joh. 1, 7.) Da ward er tief ergriffen, und lauschte mit reger Aufmerksamkeit jedem Worte des Predigers. Dieser erklärte nun, wie die Hölle die gerechte Strafe der Sünde ist, wie aber Gott in seiner unendlichen Huld uns Mittel verliehen hat, durch welche wir uns zu retten vermögen. Er schilderte, wie der Allbarmherzige seinen eingeborenen Sohn gesandt hat, daß er unsere Schuld auf sich lade, und wie dieser am Marterholze des Kreuzes den blutigen Lohn für unsere Sünden empfangen hat; wie dieses Opfer des Gottessohnes einen unendlichen Werth besitzt, alle Sünden der ganzen Welt zu tilgen, so groß und vielfältig sie auch immer sein mögen. So ist der göttlichen Gerechtigkeit in überfließendem Maße Genugthuung geworden durch das, was der Sohn Gottes für uns gethan hat. Und nun ruft er alle zu sich, daß sie theilnehmen an dem reichen Schatze seiner Verdienste und am ewigen Leben.

Die Predigt war beendet; die Zuhörer schickten sich an, das Gotteshaus zu verlassen. — Keruba aber wartet, bis auch der Priester sich zum Gehen wendet. Da tritt er mit den Worten auf ihn zu: „Ist das alles wahr, was du da gesprochen hast?“

„Ganz gewiß,“ antwortete der Missionär, „denn Gott selbst hat es uns gesagt.“

„Nun wohlan, du hast gesagt, daß das Blut eueres Gottes alle Sünden hinwegzuwaschen vermag: sage mir, kann es auch die Sünden eines Mörders tilgen?“

„Ja, auch dies vermag es, wenn der Mörder seine Missethaten bereut und an Jesum Christum glaubt; denn Gott

selbst hat ja gesagt, daß jeder, der an ihn glaubt und getauft ist, Verzeihung seiner Sünden erlangen wird."

„Gut, denn: aber wenn ein Mensch zwei Morde begangen hat, oder fünf, oder zehn?"

„Gott vermag auch diese Blutschuld auszulöschen."

„Doch angenommen, daß zwanzig Morde sein Gewissen belasteten?" forschte Keruba ängstlich weiter.

„Gott kann auch diese verzeihen in Hinsicht auf die unendliche Liebe und Verdienste seines Sohnes."

„O dann soll er mein Gott sein!" rief Keruba nun freudig aus und vergoß Thränen aufrichtiger Reue. „O Gott, habe Erbarmen mit mir, der ich mehr als zwanzig Menschen ermordet habe. — Priester, wirst du auch bei deinem Gotte für mich bitten?"

Der Missionär nahm die Hände des Verbrechers in die seinigen, tröstete ihn und weinte mit ihm, indeß der reuige Sünder erzählte, was seine Seele befleckte. Er verschwieg keine seiner Greuelthaten, sondern entrollte wahrheitsgetreu das Schauergemälde seines Lebens. Er schilderte, wie endlich sein Gewissen ihn mit Höllenqualen gepeinigt und wie er seither vergeblich sich bemüht habe, diese grausame, qualvolle Stimme zu ersticken. „Jetzt," rief er weinend aus, „habe ich wahrhaft das Lamm Gottes gefunden, welches, wie du sagst, meine und alle Sünden der ganzen Welt hinwegnimmt. Und ich fühle hier in meinem Herzen, daß du die Wahrheit gesagt hast. O Herr Jesus Christus, auf dich allein vertraue ich jetzt, auf dich werfe ich meine ganze Qual. O nimm hinweg meine Sünden!"

Eben brach ein Sonnenstrahl aus den Wolken und durchschimmerte die Hallen des Gotteshauses. Er beleuchtete eine tief ergreifende Szene. In Reuethränen zerfließend,

kniete der einstige Räuberhauptmann an der Seite des frommen Missionärs. Gemeinsam beteten sie miteinander.

Nach vorausgegangenem Unterrichte wurde Keruba zur heiligen Taufe zugelassen und erhob sich aus dem Bade der Wiedergeburt erfüllt von heiligem Frieden. Hinweggenommen war die schwere Last von seinem Herzen. Freude strahlte aus seinem Antlitze und Himmelsseligkeit aus seinem Blicke. Der Erlöser Jesus Christus hatte auch ihn erlöst und gerettet von der Verzweiflung.

Keruba kehrte zu seinen Freunden zurück und erzählte alles, was er erlebt hatte. Alle waren erstaunt über seine Rede, und viele verlangten, daß er sie zu jenem Manne führe, der so Wunderbares an ihm vollbracht hatte. Und wie Keruba einst sein Streben darauf gerichtet hatte, Genossen für sein Räuberwesen zu gewinnen, so machte er sich jetzt zum Berufe, dem Missionär Heilsbegierige zuzuführen.



Zweites Kapitel.

Daß — und wie — man das Böse wieder gut machen könne.

Folgen der persönlichen Sünde. — Auch der größte Sünder kann noch Gnade und Vergebung erlangen. — Wie und wodurch. — Erzählung: Ein Wunder der göttlichen Barmherzigkeit.

Fragen wir, ob man begangene Sünden wieder gutmachen könne, und verstehen wir unter dieser Frage, ob es möglich sei, dieselben so aufzuheben und zu vernichten, als wenn sie gar nicht geschehen wären, so muß die Antwort geradezu lauten: Nein! Denn was einmal geschehen ist, kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Ist durch unsere Schuld auch nur Ein Mal etwas Böses geschehen, so ist durch unsere Schuld die Summe der Uebel in der Welt vermehrt worden, denn der Uebel größtes ist die Sünde. — Kann auch der Schaden verbessert werden — machen, daß er nicht dagewesen können wir nicht.

Ein Vater sagte seinem Sohne, er solle bei jedem Fehler, den er begehe, einen Nagel in das Scheunenthor schlagen. Der Knabe that es, und bald war das Thor dicht mit Nägeln besetzt. Das gefiel dem Jungen nicht, denn er hatte die Erinnerung an seine Fehler jedesmal vor Augen, wenn er in die Nähe der Scheune kam. Als er es dem Vater sagte, sprach dieser: „Nun denn, ich werde fortan jedesmal, wenn du gehorsam warst, einen der Nägel herausziehen." Das geschah denn auch, und endlich war der letzte Nagel verschwunden. „Wie froh bin ich!" rief der Knabe; dann aber, die durchlöcherte Thür betrachtend, fügte er wehmüthig hinzu: „Aber die Spuren sind geblieben." — „Ja," entgegnete der Vater, „und ähnlich ist es mit unsern Fehlern: sie lassen in uns Spuren zurück. Deshalb sollten wir bestrebt sein, nicht blos die Wunden der Seele zu verhüten, sondern auch die Narben. Das können wir aber nur, wenn wir sie nicht verwunden lassen."

Die Folgen einer Sünde, die Wirkungen, die eine strafbare Handlung, sowohl für uns als auch für andere, nach sich zieht, sind so zahlreich, breiten sich so aus, daß wir sie selten alle bemerken und übersehen, viel weniger alle verbessern und aufheben können. — Einige Beispiele werden dies am besten erklären. Ein Unmäßiger, der Trunksucht Ergebener, verdirbt durch seine ausschweifende Lebensart seine eigene Gesundheit, schwächt seinen Körper; aber nicht genug damit, es müssen auch seine Kinder darunter leiden. Sie bringen in verdorbenen Säften ein Gift mit auf die Welt, das ihre Kräfte verzehrt, und sie zu untauglichen, oder doch minder nützlichen Gliedern der Gesellschaft macht. Alles Gute, das sie bei besseren Körper- und Geisteskräften hätten stiften können, unterbleibt nun; sie leben der Welt, und oft

auch sich selbst zur Last, anstatt ihr nützlich zu sein. So viele Wohlthäter der Armen, so viele Vertheidiger des Rechtes und der Wahrheit, so viele einsichtsvolle und tugendhafte Bürger, zu denen sie hätten gebildet werden können, sind nun der menschlichen Gesellschaft entzogen. Und dieses hat wieder Einfluß auf ihre Nachkommen, Einfluß auf viele andere Menschen, die mit ihnen in Berührung kommen — tausend und tausend andere Unordnungen und Nachtheile nicht gerechnet.—Wie können diese wieder gut gemacht werden? Kann der Trunksüchtige, wenn er auch in der Folge mäßig und nüchtern werden sollte, sich die Kräfte seines Körpers und seiner Seele wiedergeben? — Kann er seine mit siechen Kräften geborenen Kinder stärken, gesünder und brauchbarer machen?—Kann er dadurch, daß er seiner Neigung entsagt, der Welt die Dienste wieder ersetzen, die ihr während seines unordentlichen Lebens und durch die Unfähigkeit seiner Nachkommen verloren gegangen sind?

Der Wollüstling, der einer Jungfrau Ehre und Tugend geraubt—wie kann er das wieder gut machen?—Daß ihre Eltern aus Gram früher sterben, daß dadurch ihre Geschwister Waisen, und aus Mangel an guter Erziehung Müßiggänger und Bösewichter werden, daß die Verführte selbst aus Noth und Verzweiflung sich einem Lasterleben ergibt— — dies alles und noch viel mehr kann die Wirkung einer einzigen Sünde sein. Wie kann derjenige, der die erste Ursache der Verführung war, das alles oder auch nur zum Theile ersetzen? — Der Ungerechte, der einem Menschen durch Unbarmherzigkeit, durch Verleumdung, durch böse Nachrede schadet, wie viele Uebel kann er verursachen? Eine Lästerzunge kann durch eine einzige Rede so viel Unheil stif=

ten, als durch allen Widerruf und jede Ehrenerklärung nicht aufgehoben werden kann.

So ist es fast mit allen unsern Sünden: eine einzige zieht tausend andere nach sich, und schadet uns, schadet der Welt, schadet oft noch den Nachkommen. Vergeblich hoffst du, unglücklicher Mensch, der du wissentlich in Sünden lebst, deine Bosheiten, Ungerechtigkeiten, Ausschweifungen und Leichtfertigkeiten wieder so gutzumachen, daß es ebensoviel sei, als wären sie nicht geschehen. —

Aber können denn, wenn die schädlichen Folgen der Sünde für die Welt selten oder gar nicht mehr aufgehoben werden können, die begangenen Sünden nicht doch so wieder gutgemacht werden, daß sie wenigstens unserer Seele nicht weiter schaden? — Antwort: auch nicht ganz! Gesetzt auch, daß der Mensch, der lange in der Gewohnheit der Sünde gelebt hat, sich bessert, der Betrüger nicht mehr betrügt, der Dieb nicht mehr stiehlt, der Ehrabschneider und Verleumder seine Zunge bezähmt: seine Widerstandskraft gegen die Versuchung ist durch die früheren Sünden merklich geschwächt; er fällt leichter, als vor der Sünde; sein durch die Sünde gleichsam gelähmter Wille erstarkt nur langsam zum eifrigen Dienste Gottes.

Nun denn — in welchem Sinne können ehemalige Sünden wieder gutgemacht werden? — In dem Sinne, daß Gott keinen Menschen, so lange er lebt, von seiner Gnade ausschließt. Auch der größte Sünder kann noch Gnade und Vergebung erlangen, kann noch vor seinem Ende ein Freund Gottes und der Tugend werden, und die Seligkeit gewinnen. Er kann es so weit bringen, daß Gott der Sünden seiner Jugend nicht mehr gedenkt, ihn auch um derselben willen nicht mehr straft — die natürlichen Folgen

eines bösen Wandels natürlich ausgenommen, denn diese kann Gott selbst nicht mehr aufheben, ohne seiner Weisheit entgegen Wunder zu wirken. Wer zum Beispiel seine Gesundheit ganz zerrüttet hat, der muß seinen ungesunden Körper auch bis an sein Ende behalten; wer die Bildung seines Verstandes vernachlässigt hat, kann in Zukunft die vernachlässigten Kenntnisse nicht auf einmal nachholen, er muß sich langsam und mühevoll nacharbeiten. Dennoch ist Gott mit uns so väterlich milde, daß er uns um Christi willen unsere Sünden — trotz ihrer zeitlichen Folgen — nachläßt, wenn wir würdige Früchte der Buße bringen.

Alban Stolz erzählt in seinem Buche über das „Vater unser": Ich habe einmal in einem rauhen, abgelegenen Gebirge eine Person besucht, welche wild aufgewachsen war und schwer gesündigt hatte. Jetzt sollte sie sterben. Ich habe ihr gezeigt, wie es mit ihrer Seele stehe, und wie sie jetzt noch ihre Strafe zugut habe vor dem gerechten Gott, und wie sie jetzt vom Tod abgeholt werde, um ihre Vergeltung in Empfang zu nehmen; und wie es nur einen Ausweg gebe, wenn sie keinen bösen Tod haben solle, nämlich, wenn jemand die Strafe für sie übernehmen würde. Ich fragte sie, ob sie denn niemand wisse, der willens sei, für sie die Strafe zu übernehmen? Das arme Geschöpf hat sich kleinmüthig besonnen und endlich gesagt: Vielleicht thäten es ihre Mutter und Geschwister. Allein ich sagte ihr, daß die Strafe zu groß und zu schwer sei, und Mutter und Geschwister würden mit ihren eigenen Sünden genug zu thun haben. Da wußte die Heidin keinen Rath mehr und meinte, sie müsse eben in der Sünde rettungslos dahinsterben. Und da habe ich ihr denn die frohe himmlische Bot=

schaft verkündigt von Jesus Christus, und wie dieser sein kostbares Blut am Kreuze für sie vergossen habe, und was er gelitten, das gelte für die Strafe ihrer Sünden, wenn sie nun in Reue, Glaube und Liebe zu ihm sich wende, wie sich auch der Schächer zu ihm gewendet und Gnade gefunden hat. Da ist es dann der geängstigten Seele leichter geworden, und aus den dunklen, finstern Wolken brach wie Himmelsbläue die Hoffnung und Liebe zu Christus hervor.

In Frankreich liegt eine Stadt, die heißt Toulouse. Da ist eine alte Schrift, worin aufgeschrieben ist, was sich vor Zeiten in der Stadt begeben hat. In dieser Schrift wird nun auch erzählt, es sei ein böser, grundverdorbener Jüngling gewesen; der sei einmal im Uebermaß seiner Gottlosigkeit abends hinaus auf's freie Feld und habe da angefangen schrecklich zu fluchen und zu lästern, ja er habe in rasender Vermessenheit seinen Degen herausgezogen, gegen den Himmel gehoben und Gott herausgefordert, er solle ihn zerschmettern, wenn er Gott sei und Gewalt habe. Und sieh, was geschieht? — Auf einmal schwebt langsam ein schneeweißes Blatt vom Himmel herab vor den Füßen des Jünglings zur Erde. Verwundert hebt er es auf, und es stehen die Worte darauf: „Miserere mei! Erbarme dich meiner!" Ein wunderbares Erstaunen faßte darüber den Jüngling, wie Gott doch so gut sein könne und einem solchen Sünder noch selber Erbarmen antragen. Reue, Hoffnung, Thränen und Liebe sind aus seiner Seele hervorgebrochen, und er kniete nieder, dankte und lobte Gott, bekehrte sich gründlich und führte bis an sein Ende ein heiliges Leben.

Du hast hier, mein Christ, keine Fabel gelesen: diese Geschichte ist wahrhaftig geschehen — am ganzen Menschen-

geschlechte. Der Jüngling ist das menschliche Geschlecht mit all seinen Sünden und seiner Gottlosigkeit, und das weiße Blatt ist der Sohn Gottes, den der Vater herab gesendet hat, damit er uns erlöse. Nicht mit Gold, mit seinem Blute ist die Vergebung uns verkündet, sind unsere Sünden ausgetilgt worden.

Ein Wunder der göttlichen Barmherzigkeit.

Im Jahre 1840 wurde in Paris eine hochbetagte Frau im Armenleichenwagen zu Grabe geführt. Der Sarg war aus Tannenbrettern prunklos zusammengefügt. Aber dennoch folgten demselben zwei prachtvolle Kutschen zum Kirchhofe. Am Grabe angekommen, stieg ein Priester mit seinen Ministranten aus, der die Einsegnung der Leiche vornahm, und ein sehr alter Herr, der den Großkreuz-Orden der Ehrenlegion im Knopfloch trug: es war der Fürst Marschall von Ponte Resina, und an seiner Seite die Herzogin von Chateau Tremblant. — Wer war die arme alte Frau, welcher ein so fürstliches Ehrengeleite zum Grabe folgte?

Die Geschichte der französischen Revolution gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nennt neben den blutigen Revolutionstyrannen auch weibliche Ungeheuer, die nach dem Blute ihrer Mitmenschen dürsteten. Unter letzteren befand sich ein Weib, Carmagnole genannt, welches die Blutmänner zu der Guillotine auf dem Richtplatze in Paris anführte. Als die unglückliche Königin Maria Antoinette zum Schaffot geführt wurde, stieg Carmagnole auf den Karren, in dem die Königin saß, und spie ihr in's Gesicht. Nach der Hinrichtung trat dieses Weib den königlichen Leichnam mit

Füßen und tanzte um das Schaffot herum jenen unzüchtigen Tanz vor den Augen der Zuschauermenge, von dem sie den Namen Carmagnole erhalten hatte. Ihr Familienname war Maria Angela Loyson. — Wer hätte wohl je geglaubt, daß diese Unglückliche bei ihrem Begräbnisse ein priesterliches und fürstliches Geleite haben würde? Und dennoch war es so, denn der Sarg, der soeben auf den Friedhof geführt wurde, umschloß die irdische Hülle der vor fünfzig Jahren so berüchtigten Carmagnole.

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar. Der barmherzige Gott schenkte dieser Unglücklichen nicht nur die Gnade der Bekehrung, sondern er machte sie auch zu einem Werkzeuge seiner Gnade und Barmherzigkeit für viele andere Töchter des Verderbens. Nach ihrer Bekehrung widmete sie ihr Leben mit allem Eifer der Rettung solcher Personen, die sich auf den Weg des Lasters verirrt hatten. Alles, was sie erübrigen konnte, verwandte sie dazu, jene armen Geschöpfe, die sich meistens aus Mangel und Noth der Sünde ergeben, und besonders junge Mädchen durch fromme Bitten, Ermahnungen und Unterstützungen vom zeitlichen und ewigen Verderben zu retten. Hunderten solcher Unglücklichen ist sie ein wahrer Schutzengel geworden, indem sie dieselben vom Wege des Lasters zu Gott und einem tugendhaften Leben zurückgeführt und vor Elend und Schande bewahrt hat. Durch diese Werke der Barmherzigkeit, durch tiefe Reue und Demuth, durch Thränen der Buße und Uebungen der Abtödtung wollte sie Gott und der Kirche Genugthuung leisten für ihre begangenen Sünden und für das große Aergerniß, das sie in ihrer Jugend gegeben.

Ihr segensreiches Wirken war in den höchsten kirchlichen und fürstlichen Kreisen bekannt, von wo sie viele und reich-

liche Unterstützung für ihren in den Augen der Menschen so abstoßenden, vor Gott aber so edlen und erhabenen Zweck, die Rettung der ärmsten unglücklichsten Sünderinen, erhielt, so daß sie sogar eine Rettungsanstalt für Büßerinen stiften konnte, deren Hauptwohlthäter jener Fürst und die Herzogin waren, die ihre Leiche aus Hochachtung und in Anerkennung ihrer Verdienste zu Grabe geleiteten. Sie starb eines frommen, seligen Todes, mit allen Tröstungen der Kirche versehen, und der Priester an ihrem Grabe war viele Jahre während ihrer Bußzeit ihr geistlicher Führer und Vater gewesen. Ebenso gehörte sie lange Jahre dem dritten Orden des heiligen Franziskus an, und nach ihrem Tode fand man noch an ihrem Leibe den Bußgürtel, aus Draht und grobem Hanf geflochten, womit sie sich kasteite für die Sünden des Fleisches in vergangenen Tagen. Ihre Sünden waren „roth wie Scharlach", aber das reinigende Blut des Erlösers und ihre vielen Bußthränen haben sie abgewaschen, und so hat sich auch an ihr so herrlich die Barmherzigkeit Gottes erwiesen, der durch den Propheten spricht: „So wahr ich lebe, spricht Gott, der Herr, ich will nicht den Tod des Gottlosen, sondern daß der Gottlose sich bekehre von seinem Wege und lebe. Bekehret euch, bekehret euch von euren bösen Wegen." (Ezech. 33, 11.)

So macht man das Böse wieder gut.

Drittes Kapitel.

Die Kirche.

Eintheilung der Kirche. — Amt der Kirche. — Wer ist ein Katholik? — Christus unser Vorbild. — Erzählung: Durch Entsagen zum Frieden.

Die Erlösungsgnade, welche uns Christus, der Herr, in so erbarmungsvoller Weise verdient hat und zuwenden will, vermittelt uns die Kirche. — Das Wort „Kirche" hat vier Bedeutungen, die bei aller Verschiedenheit doch wieder vielfach ineinander zusammentreffen. Man versteht nämlich unter Kirche: erstens, die Gemeinschaft aller rechtgläubigen Christen auf Erden, welche unter einem gemeinsamen Oberhaupte die von Christus gestifteten Sakramente empfangen, dieselbe Lehre bekennen und diesem sichtbaren Oberhaupte und den ihm untergebenen Bischöfen unterthan sind. Zweitens, die im Glauben und in der Liebe Vollendeten, welche entweder im Himmel als Selige Gott anschauen, oder im Fegfeuer

sich auf die Anschauung Gottes vorbereiten. Erstere heißen die triumphirende, letztere die leidende Kirche, wohingegen wir auf Erden die streitende genannt werden. Drittens, Kirche wird genannt die Hierarchie, oder die Abstufung des Ranges unter den Dienern der Kirche, also der Papst, die Bischöfe und Priester. Viertens, Kirche heißt endlich das zur Versammlung der Gläubigen dienende Gotteshaus, wo diese sich unter Anleitung ihrer rechtmäßigen Seelsorger einfinden, um Gott durch einen öffentlichen Dienst zu ehren und religiöse Unterweisungen anzuhören.

Ein von Gott eingesetztes Priesterthum übte unter einem Hohenpriester im Alten Bunde die geistliche Gewalt aus. Diese Kirche des Alten Bundes, beschränkte sich auf das Volk Israel, erreichte ihr Ende, oder vielmehr, sie ging, ihrer Bestimmung gemäß, durch Jesus Christus, den Sohn Gottes und Erlöser der Welt, in die Kirche des neuen Bundes über, welche eben deshalb, weil sie die Kirche des Weltheilandes ist, auch die Bestimmung hat, die ganze Welt und alle Zeiten zu umfassen, das heißt, katholisch oder allgemein zu sein.

Die Kirche Christi auf Erden ist aber selbst wiederum eine Vorbereitung auf das Reich Gottes im Himmel. Weil nun die Kirche auf Erden im beständigen Kampfe mit der Sünde und der Welt ihre Laufbahn vollendet, so trägt sie auch den Namen der streitenden Kirche, während die Gemeinschaft der Vollendeten im Himmel die triumphirende Kirche genannt wird. Zwischen der streitenden und triumphirenden Kirche in der Mitte steht als Uebergangsstufe die leidende Kirche, als die Gemeinschaft derer, die, zwar im Stande der Gnade verstorben, dennoch

der Reinigung bedürfen. Die streitende, leidende und triumphirende Kirche stehen miteinander durch Christus in der innigsten Gemeinschaft der Liebe und Wechselwirkung, und bilden zusammen nur eine große Kirche, die den Namen katholisch im höchsten Sinne verdient. Die streitende und leidende Kirche geht vorüber mit der Vollendung aller Dinge am jüngsten Tage; die triumphirende Kirche bleibt ewig. — Fortan betrachten wir die streitende Kirche.

Wie das Wesen, die Eigenschaften und Gesetze des Weltalls unveränderlich bestimmt sind durch die Schöpfung, so sind das Wesen, die Eigenschaften und Gesetze der Kirche einzig und unwandelbar bestimmt durch die Stiftung Christi. Christus aber hat die Kirche also gestiftet, daß er zwölf Apostel erwählte, einen derselben, Petrus, ihnen zum Oberhaupte, und zweiundsiebzig Jünger ihnen zu Gehilfen gab. Und auf diese — in Petrus Fundament und Haupt habende — Körperschaft der Apostel, das heißt, auf Petrus und die Apostel in der Einheit mit ihm, hat Christus seine ganze Gewalt und sein ganzes Amt zur stellvertretenden Ausübung übertragen, und zwar mit der Bestimmung, daß diese Gewalt und dieses Amt übergehen solle auf alle ihre Nachfolger bis zum Ende der Welt.

Das von Christus auf Petrus und die Apostel, und somit auf ihre Nachfolger, übertragene Amt ist also kein anderes, als das dreifache Amt Christi, das prophetische, hohepriesterliche und das königliche, das heißt, 1) die Verkündigung der Lehre; 2) die Darbringung des Opfers, und die Ausspendung der Sündenvergebung und Gnade vermittelst der heiligen Sakramente; 3) die Handhabung des Gesetzes Christi vermittelst der

christlichen Zucht und die Regierung der Kirche. Die gesammte, diesem Amte entsprechende Gewalt ist die Kirchengewalt. Dieselbe steht mithin ausschließlich Petrus und den Aposteln, dem Papste und den Bischöfen, als den Stellvertretern Christi auf Erden, zu. Aus dem Munde dieser seiner Stellvertreter — das ist der Wille Christi — sollen alle Völker und alle Menschen die Wahrheit empfangen und sie gläubig annehmen, wie aus seinem eigenen Munde; durch sie soll ihnen die Versöhnung und Gnade Christi gespendet werden; sie sollen sie als die Wächter und Wahrer des christlichen Gesetzes anerkennen und ihrer Regierung, ihren Vorschriften sich unterwerfen. Und nur der, welcher durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft Christi aufgenommen und ein Mitglied der Kirche geworden ist, die von den Stellvertretern Christi verkündete Lehre gläubig annimmt und ihre geistliche Gewalt über sich anerkennt, hat, als Mitglied der Kirche und durch sie, Antheil an Christus.

Katholik — Mitglied der von Christus gestifteten Kirche — sein, heißt also nicht, blos Achtung vor der Religion Jesu haben, sie als etwas Erhabenes anerkennen, zugeben, daß das Christenthum Großes in der Welt gewirkt, zu edlen Unternehmungen begeistert habe u. s. w. Ein Mann mit solchen Gesinnungen zeigt nur, daß er ein billig denkender Mensch ist und gesunden Menschenverstand besitzt. Um so zu urtheilen, braucht man nur über die groben Vorurtheile und die veralteten Spöttereien einer Wirthshausphilosophie hinaus zu sein. Katholik sein heißt ferner nicht, blos ein sogenannter rechtschaffener Mann, ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Sohn, ein fleißiger Arbeiter, ein guter Kamerad u. s. w. zu sein; Katholik sein will mehr

sagen, als blos ein „rechtschaffener Mann." — Katholik sein heißt endlich nicht, sich mit gewissen äußeren Religionsübungen begnügen. Aeußere Scheinfrömmigkeit hat vor Gott gar keinen Werth, und wirkliche fromme Uebungen erhalten ihren Werth nur dadurch, daß sie aus Gehorsam gegen die Kirche geschehen, oder als Mittel angewandt werden, in diesem Gehorsam zu verharren.

Wer ist denn nun ein wahrer Katholik? — Ein wahrer Katholik ist ein getaufter Mensch, der festiglich alles glaubt, was ihn der Papst und die Bischöfe, die vom Heilande dazu beauftragt sind, über Jesus Christus lehren; der ferner die Gebote Gottes und der Kirche beobachtet, und sich bemüht, Jesum Christum, seinen Gott, seinen Heiland und sein Vorbild, so vollkommen als möglich nachzuahmen. Deswegen schreibt der heilige Bonaventura: „Präge deinem Herzen ein treues Bild des Lebens unseres Herrn Jesu Christi ein: wie er so demüthig war unter den Menschen, so gütig gegen seine Jünger, so barmherzig gegen die Armen, denen er sich in allem gleichstellte, und die den bevorzugten Theil seiner Umgebung auszumachen schienen. Betrachte, wie er niemanden verachtete oder von sich stieß, aber auch den Reichen nicht schmeichelte; wie er frei war von den Sorgen der Welt und sich nicht ängstlich kümmerte um die Bedürfnisse des Leibes. Betrachte, wie geduldig er war, wenn er beleidigt wurde, und wie sanft in seinen Antworten: er rächte sich nicht durch bittere und spitzige Reden, sondern bestrebte sich, die Bosheit des Gegners mit demüthigen und milden Worten zu heilen. Betrachte ferner, wie geduldig er Mühsale und Mangel ertrug, und wie mitleidig er war bei den Trübsalen anderer; wie er sich herabließ zur Unvollkommenheit der Schwachen; wie er die Sünder nicht verachtete,

wie er friedfertig war in allen seinen Reden. Betrachte, wie er geordnet war in allen seinen Gedanken, und wie besorgt für das Heil der Seelen, um derentwillen er sich herabließ, Mensch zu werden und zu sterben. Betrachte seinen Eifer im Gebete, und wie bereit er war, anderen zu dienen. Auf ihn, als dein Muster, blicke hin bei all deinen Worten und Werken, magst du nun gehen, oder essen, oder schweigen, oder reden; magst du allein sein, oder in Gesellschaft mit anderen. Dadurch sollst du deine Liebe zu ihm noch mehr entflammen; dadurch dir seine Freundschaft und Liebe erwerben, dein Vertrauen wecken und dich in jeder Tugend vervollkommnen. Dein einziges Bestreben und Gebet sei, fortwährend ein Geheimniß seines Lebens zu betrachten, welches dich auffordert, ihm nachzufolgen, und dich antreibt, ihn zu lieben. Denn je mehr sich jemand bestrebt, Jesu ähnlich zu werden durch Nachahmung seiner Tugenden, desto mehr wird er ihm nahe kommen und ihm ähnlich werden in seiner himmlischen Glorie und Herrlichkeit." Das ist das Bild eines wahrhaft christlichen, katholischen Lebens, entworfen von einer Meisterhand. — Ein Katholik ist also ein Mensch, der Gott über alles liebt, der bereit ist, lieber alles zu leiden, als ihn zu beleidigen, der das Böse an anderen, und noch mehr an sich selbst verabscheut; ist ein Mensch, der das Gute übt und liebt, entschieden und beharrlich seine schlimmen Leidenschaften bekämpft, und trotz seiner oft sehr heftigen sündhaften Neigungen keusch, demüthig, sanftmüthig und barmherzig, nachsichtig gegen die Fehler seiner Mitmenschen, geduldig und ergeben im Unglück ist, weil die Kirche ihn so lehrt.

Der Katholik ist ein Liebhaber des Gebetes, der Jesum Christum beständig im Herzen und vor Augen hat, um aus

dessen Leben und Beispiel Lehren der Tugend zu schöpfen. Er verzeiht seinen Feinden, wie Jesus Christus den seinigen verziehen hat. Wie Jesus, geht er wohlthuend umher. Er liebt alle Menschen, und namentlich die Armen, die Verlassenen, die Geringen. Im Glücke hängt er sein Herz nicht an die Güter der Erde, sondern richtet seinen Blick auf die allein wünschenswerthen Güter des Himmels. In der Armuth und im Leiden bleibt er ruhig und verliert die Hoffnung nicht. Er gedenkt, daß nach den Schmerzen des Kalvarienberges schnell die Freuden der Auferstehung kommen. Mit einem Wort: ein wahrer Christ und Katholik ist ein lebendiges Abbild Jesu Christi, gewissermaßen ein zweiter, lebendiger noch unter uns wandelnder Christus.

So müssen auch wir sein, so müssen wir alle werden oder bleiben. Es gibt keinen berechtigten Stand, kein erlaubtes Lebensverhältniß, worin man nicht christlich leben könnte. Armuth oder Reichthum, Gesundheit oder Krankheit, Jugend oder Alter macht hier nichts aus; alle ohne Ausnahme können wir Bekenner des Glaubens sein und unser Leben nach dem Vorbilde einrichten, das wir eben entworfen haben. Wohlan denn, fassen wir Muth! Wenn unsere Schwachheit angesichts dieser großen Pflichten uns bange macht, nehmen wir unsere Zuflucht zu den kräftigen Hilfsmitteln, welche die göttliche Barmherzigkeit in dem Schooße der Kirche niedergelegt hat. Beten wir, empfangen wir öfters und andächtig die heiligen Sakramente, suchen wir im heiligen Bußsakramente das Heilmittel für die Vergangenheit, und in der öfteren würdigen heiligen Kommunion die Stärke für die Zukunft. Arbeiten wir, so lange es Tag ist. Selig der Knecht, der treu befunden wird!

Der Kampf dauert nur eine kleine Weile. Die Zeit ist kurz, die Ewigkeit ohne Ende. Mehr Muth, mehr Geduld, mehr Liebe — und der Lohn ist unser, auf immer und ewig.

Durch Entsagen zum Frieden.

Ein lieblicher Septemberabend wich eben der hereinbrechenden Nacht. Die Schatten zeichneten längliche Figuren auf die bekiesten Wege eines herrlichen Gartens, aus welchem köstliche Blumendüfte in das prachtvolle Haus strömten, aus dem eben eine junge Dame herauszutreten im Begriffe stand. Offenbar dachte sie weder an die herrlichen Blumendüfte, noch an die reizende Umgebung; sie blickte weder nach rechts, noch nach links, sie schien müde. Ihr Kleid war einfach, beinahe ärmlich, und doch wäre es unmöglich gewesen, an ihr vorüberzugehen, ohne ihr Beachtung zu schenken. Etwas in ihrem Wesen bezeichnete sie als Dame, und ein aufmerksamer Beobachter mußte bei aller Abwesenheit irgend eines andern Schmuckes umsomehr den Ring bemerken, welcher einen ihrer Finger schmückte.

„Er bestellte mich auf sieben Uhr," sprach sie zu sich selbst, „an die Thürschwelle der katholischen Kirche. — Weshalb er wohl diesen Ort wählte? — Nun, mir kann es einerlei sein, mir gilt ja jede Kirche gleich viel, oder besser gesagt — nichts, seit ich mich von der Kirche meiner katholischen Mutter abgewandt habe. — Euch aber," sie blickte auf ihre abgetragenen Kleider — „trage ich noch bis zu meinem Hochzeitstage. Er und alle sollen sehen, daß ich mich selbst in diesen alten Kleidern seiner würdig halte. — Wie müde ich bin! Der Gang hieher hat mich erschöpft. Ich setze mich auf die Stufen der Kirche."

Agnes Deblois — so hieß die junge Dame, deren Selbstgespräch wir soeben belauschten, war bei der kleinen Kirche angelangt, wohin Herr Redfern, ihr Verlobter, sie bestellt hatte. Sie setzte sich auf die vor dem Eingange angebrachten Stufen. Benutzen wir indeß die Gelegenheit, näher mit ihr bekannt zu werden.

Agnes war das einzige Kind katholischer Eltern. Sie waren reich und umgaben sie mit allem, was das Leben zu verschönern geeignet ist. Von ihrer frommen Mutter war sie sorgfältig in ihrer Religion erzogen und unterrichtet worden. Es war für sie ein großes Unglück, als dieselbe starb, und ihre kaum siebenzehnjährige Tochter der Sorge eines Vaters hinterließ, der in der Ausübung seiner religiösen Pflichten nachlässig war. Agnes war ihrem Vater sehr zugethan; sein Beispiel und der Spott andersgläubiger Freundinen bewogen sie bald, die Uebungen der Frömmigkeit zu vernachlässigen. Gesellschaften und Vergnügungen übertäubten die Stimme des Gewissens. Nach drei Jahren starb ihr Vater. Nach seinem Tode fand es sich, daß er nicht blos weit über sein Einkommen gelebt hatte, sondern auch tief verschuldet war. Durch den Verkauf des Hauses, der Silbergeräthe und des ganzen Besitzthums ermöglichte es Agnes, die Gläubiger zu befriedigen, und dann suchte sie ein Unterkommen bei solchen ihrer Freundinen, die ihr stets mit Dienstanerbietungen entgegengekommen waren. — Wie entäuscht fühlte sie sich, da nur Kälte zu finden, wo sie Hilfe gehofft hatte! Wohl bot man ihr Unterstützung, ja selbst eine Heimat an, aber mit solcher Gezwungenheit, daß sie leicht einsah, sie werde als eine Last betrachtet. Ihr Stolz empörte sich, und sie beschloß, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen. Sie war fein gebildet und besaß gediegene musika-

lische Kenntnisse. Ohne Schwierigkeit fand sie eine genügende Anzahl Schülerinen, und warf sich mit der ganzen Kraft gekränkter Eigenliebe auf die Ausübung ihres Berufes. Bald aber empfand sie das Drückende einer abhängigen Stellung. Die Armuth war ihr bitter. Stets gewohnt, in der kostbarsten Kleidung aufzutreten, empfand sie es jetzt schwer, geringer, wenn auch ihrer Stellung gemäß gekleidet zu sein. Hatte sie bisher ihre Religion aus Leichtsinn und menschlichen Rücksichten verleugnet, so blieb sie nunmehr aus der Kirche, weil sie stets müde und traurig war und den Glauben ihrer Mutter und ihrer eigenen glücklichen Kindheit nicht mehr achtete.

Da, mit einem Male änderte sich ihre Lage. Sie war einigen ihrer Schülerinen an den Sommeraufenthalt gefolgt, wo wir sie trafen, und in einem der reichsten und vornehmsten Häuser mit Herrn Redfern bekannt geworden. Er besaß unermeßlichen Reichthum. Er hatte um ihre Hand gebeten, aber eine Bedingung gestellt.

„Das einzige, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie der römischen Kirche gänzlich entsagen.“

„Eine unnöthige Bedingung,“ sprach sie soeben lächelnd zu sich selbst, da sie derselben gedachte und sich ihre Zukunft als Herrin des Hauses Redfern ausmalte. Dieser hatte sie hieher bestellt, um ihre Antwort auf seinen Antrag zu erhalten. Eine alte Frau ging an ihr vorüber und betrat die Kirche. Agnes sah, wie sie Weihwasser nahm und andächtig das Kreuzzeichen machte.

„Ob die Kirche schön ist?“ sprach sie zu sich selbst. „Ich habe sie loben gehört.“ Sie erhob sich und trat ein. Langsam den mittleren Gang hinaufwandelnd, setzte sie sich in eine Bank und blickte gedankenlos um sich. Die Kirche war

wirklich schön. Durch die gemalten gothischen Fenster blickten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne und bildeten auf dem Fußboden farbenprächtige, wunderliche Figuren. Im Seitengang kniete die alte Frau vor einem Bilde; jetzt stand sie auf, verneigte sich und ging zu einem anderen. Was that sie?—Agnes erinnerte sich, daß dies die Uebung des Kreuzweges sei, die sie in früheren Zeiten oft selbst verrichtet hatte. Jetzt kommen zwei Kinder den Gang herauf. „Sieh, wie sie sich bekreuzen und sich verbeugen. Jetzt knieen sie nieder, um zu beten." Das Bild ihrer eigenen frommen Kindheit stieg in ihr auf, eine Thräne stahl sich in ihr Auge. „Wie ungeschickt, ich habe jetzt an anderes zu denken."

Es dunkelte. Auf der Orgelbühne wurde Licht angezündet. Ein leises Vorspiel ertönte, und mit einem Male traf ein herrlicher Chor jugendlicher Simmen ihr Ohr: Kyrie eleison! Christe eleison! — Sie kannte die Worte. Sie hatte sie ja oft selbst gesungen in den längst entschwundenen Tagen. O glückliche Tage! — Sie hörte Schritte. Sich umschauend gewahrte sie einen ehrwürdigen, silberhaarigen Greis, der eben den Beichtstuhl betrat, um den einige Frauen knieten. Eine unbestimmte Furcht überfiel Agnes. Sie erhob sich, um die Kirche zu verlassen, aber wie angewurzelt blieb sie stehen. Was hielt sie auf? —Dort vor dem Altar brannte ein Lichtlein, so klein, daß sie es vorhin im Strahle der sinkenden Sonne nicht bemerkt hatte. Was bedeutete das Licht? Wessen Gegenwart zeigte es an? Wer wartete da Tag und Nacht auf dem Altare — allein, verlassen, vergessen, ja — und verrathen? — Sie schauderte. Kein Laut kam über ihre Lippen, ihr Herz aber rief laut um Erbarmen. Sie fiel auf ihre Kniee.

Kyrie eleison! Christe eleison! Die jugendlichen Stimmen sangen immer noch den Ruf um Erbarmung, und diese Kinder hatten doch — im Vergleich zu ihr — diese Erbarmung weit weniger nothwendig. Da kam ihr der Gedanke, daß diese Anrufungen der Barmherzigkeit Gottes durch den Mund der Unschuld vielleicht ihr Gnade zuwenden würden. Dieser Gedanke tröstete sie. Sie verhüllte ihr Gesicht mit den Händen; sie betete nicht, sie weinte nicht, sie *sah*. Sie sah sich selbst, wieder ein Kind, im weißen Kleide, den Schleier auf dem Haupte, eine reine Braut des Herrn, zum ersten Male ihren Herrn und Heiland empfangend. — Sie sah sich noch einmal, älter, am Altare knieend, wie der Bischof ihr die Hände auflegte und sie salbte: „Ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes und stärke dich mit dem Chrysam des Heiles." Sie sah ihre Mutter blaß und schwach auf dem Sterbebette liegen; sie hörte ihre letzten Worte: „Gedenke, mein Kind, daß wer sich des Menschensohnes auf Erden schämt, dessen wird er sich auch im Himmel schämen." — Wieder sah sie sich selbst, wie sie nicht *ein* Mal, sondern öfters ihres Glaubens wegen erröthete, wie sie stumm zuhörte, wenn derselbe verachtet und verspottet wurde, wie sie ihn endlich selbst verspottete und dann — verleugnete.

Der Gesang der Kinder war verstummt. Niemand kniete mehr vor dem Altar. Sie war allein in der Kirche. Doch nein, im Beichtstuhle betete der Priester den Rosenkranz. Auf wen wartete er? — Wartete er geduldig auf die Rückkehr des verirrten Schäfleins, auf die Reue der Büßerin? — Eine unwiderstehliche Macht zog sie zum Beichtstuhl hin. Wie im Traum erhob sie sich und trat hinein. „Wird er mich bemerken," dachte sie, „wird er

mich retten?“ Sie kniete nieder. Sie getraute sich kaum zu athmen. Da hörte sie die troſtreichen, so lange nicht mehr vernommenen Worte: „Der Herr sei in deinem Herzen und auf deinen Lippen, damit du deine Sünden würdiglich und vollständig bekennen mögest!“ — — — „Nun, mein Kind?“ —

Ein undurchdringliches Geheimniß hütet das vertrauensvolle, reumüthige Bekenntniß. — Glückliche Seele, du bist gerettet! Es steigen Dank- und Jubellieder zum himmlischen Vater auf. Denn: „Es wird Freude sein bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.“

Eine halbe Stunde später stand Redfern an der Kirchthüre und fragte eine eben heraustretende alte Frau, ob sie nicht eine junge Dame hier habe warten sehen. „Hier nicht,“ entgegnete sie, „aber drinnen kniet eine schöne Dame — Gott segne sie! — vor dem Muttergottesbilde.“

Von einer plötzlichen Ahnung befallen, trat er ein und stand bald neben ihrer gebeugten Gestalt. Er berührte leise ihre Schulter. Unter Thränen lächelnd erhob Agnes ihr strahlendes Gesicht. Sie mußte sich sammeln, sie hatte sich ganz vergessen.

„Sind Sie von Sinnen?“ sprach er leise, aber vorwurfsvoll. „Kommen Sie, ich muß mit Ihnen reden!“

Gehorsam und stillschweigend folgte sie ihm hinaus. Mit zitternder Stimme fragte er: „Wie lautet die Antwort?“

„Nein!“ antwortete sie. „Ich muß wieder dort hinein. Ich kann mich von dieser Stelle noch nicht trennen.“

„Was meinen Sie denn? Ich kenne Sie gar nicht mehr!“

„O Herr Redfern, ich habe meinen Glauben und mit ihm den Frieden wiedergefunden. Jahre lang habe ich mich desselben geschämt, und vergessen, daß auch der Sohn Gottes sich meiner schämen wird. Aber nun hat er mir vergeben, und ich bin glücklich — überglücklich. Ich muß noch einmal zurück zu ihm."

„Ich will keine Papistin zur Frau!"

Agnes hörte diese Worte nicht. Sie hatte ihn bereits verlassen, und kniete wieder vor dem Tabernakel. Der Chordirigent aber auf der Orgelbühne übte mit seinem Kinderchore die begonnene Messe weiter. Soeben jubelten die jugendlichen Stimmen: Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis! Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!



Viertes Kapitel.

Der Priester.

Die kirchliche Hierarchie. — Der Pfarrer und Seelsorger. — Würde und Macht des Priesters. — Erzählungen: Ein Strafgericht. — Der Tod Voltaire's.

Es gibt auf Erden eine große Armee, die niemanden angreift, niemanden verwundet, niemanden tödtet, und doch immerfort kämpft, seit neunzehnhundert Jahren gegen den nämlichen Feind, von den nämlichen Gefahren bedroht, zur nämlichen Eroberung auszieht. Diese Armee ist überall, und nur wenige kennen sie. Sie ist tausendmal zahlreicher als die „große Armee" des ersten Napoleon, bekämpft furchtbarere Gegner als sie, zählt mehr Helden, und das Ehrenkreuz, welches ihre Braven lohnt, läßt das Ehrenzeichen, das auf den blutigen Schlachtfeldern verdient wird, weit hinter sich zurück.

Diese Armee ist die katholische Kirche. Ihr bereits mit Glorie gekrönter Kriegsherr ist Jesus Christus,

der Auferstandene, der im Himmel herrscht. Für die Erde aber hat dieser göttliche Heerführer den Oberbefehl in seiner ganzen Ausdehnung einem Menschen anvertraut, der alle anderen zum Kampfe und Siege führt. Dies ist der Papst, der Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, auf welchen Christus die Kirche gebaut und von der er erklärt hat, daß die Pforten der Hölle sie nie überwältigen würden. Gott selbst hat dieser wunderbaren Armee, der nur Katholiken, als Glieder der wahren Kirche, angehören, ihre Einrichtung gegeben. Wenn wir ihrer Fahne treu bleiben, dann wird unser Lohn kein geringerer sein, als die ewige Seligkeit.

Nun ist es aber wirklich erstaunend und befremdend, wie unwissend gar manche bezüglich eines Gegenstandes sind, der sie doch so nahe angeht. Ein Katholik darf mit der Einrichtung der Kirche ebenso wenig unbekannt sein, als ein Soldat mit der Rangordnung in der Armee unbekannt sein darf. Was würde man dazu sagen, wenn ein Soldat nicht wüßte, was ein General, ein Oberst, ein Hauptmann, ein Unteroffizier und ein Gemeiner ist!

Unser geistlicher Oberbefehlshaber, dem alle ohne Ausnahme gehorchen müssen, ist der Papst. Seine geistliche Macht erstreckt sich über den ganzen Erdkreis; er ist der Bischof, der Oberhirte, der Lehrer, der geistliche Vater aller Menschen. Er hat von Gott den Auftrag, überall hin das Licht des Glaubens verbreiten zu lassen und die christliche Religion unversehrt zu erhalten. Deshalb ist er in seinen Entscheidungen über Glaubens- und Sittenlehren unfehlbar. Um ein Glied der Kirche, der gläubigen Heerde Jesu Christi, zu sein, muß man unter der Führung des Papstes marschiren, mit gelehrigem Herzen auf seine Stimme hören,

und seinen Befehlen, sowie den Befehlen der mit ihm in Gemeinschaft stehenden Bischöfe und Priester gehorchen.

Wie nämlich ein General, dem die Sorge für die ganze Armee obliegt, seiner Pflicht nicht nachkommen kann, wenn er nicht von anderen Führern unterstützt wird, die unter seinem Oberbefehl die verschiedenen Truppengattungen anführen, ebenso wird der Papst, der Oberhirte der ganzen Welt, in seinem Amte von den Bischöfen unterstützt, die unter seiner Oberleitung über die verschiedenen Theile der gläubigen Heerde wachen. Ein jeder dieser Theile, die in ihrer Gesammtheit die katholische Kirche auf Erden bilden, heißt Diözese oder Bisthum, und erhält gewöhnlich den Namen von der Stadt, wo der Bischof seinen Wohnsitz hat.

Die Priester sind die Gehilfen und in gewissem Sinne die Stellvertreter des Bischofs. Ihnen vertraut er die einzelnen Theile seiner Heerde an, die er zu regieren, zu belehren und zu heiligen berufen ist. So ist jede Diözese in mehrere Pfarreien getheilt, und der Priester, der vom Bischofe mit der Seelsorge eines solchen Theiles der Diözese betraut ist, heißt Pfarrer. Hierzulande, wo die gesellschaftlichen Verhältnisse erst im Werden begriffen sind, ist die kirchliche Eintheilung der Diözesen in Pfarreien im eigentlichen Sinne in nur wenigen Orten durchgeführt; dennoch werden die einzelnen Gemeinden gerade so regiert, als ob sie wirkliche Pfarreien wären, und sind die Gläubigen den Priestern ebenso Ehrfurcht, Gehorsam und Liebe schuldig. Aber auch in den europäischen Ländern sind nicht alle Priester Pfarrer. Jene, welche dieses Amt nicht bekleiden, sind entweder Gehilfen des Pfarrers in seinen seelsorglichen Verrichtungen, oder sie bekleiden andere geistliche

Aemter, oder sie beschäftigen sich mit dem Studium, dem Gebet, der Jugenderziehung, mit Abhaltung von Missionen, Beichthören, Predigen, kurz mit der Ausübung aller Arten guter Werke, die das Seelenheil zum Zwecke haben, unter der unmittelbaren Leitung des Bischofs. Denn kein Priester darf geistliche Amtsverrichtungen vornehmen, ohne von seinem Bischofe die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Mit einem Worte, der Priester muß dem Bischofe gehorchen, wie der Bischof dem Papste gehorchen muß.

Der Priester erhält seine Gewalt durch die Weihe, denn die Priesterweihe ist jenes heilige Sakrament, durch welches denjenigen, die es empfangen, die priesterliche Gewalt ertheilt wird, sammt der besondern Gnade, ihre Standespflichten zu erfüllen.

Die Würde des Priesters ist eine überaus hohe; denn die Priesterwürde schmückt seine Seele, die schon im Gewande der Gnade glänzt, mit höherem Lichte, mit höherer Liebe, mit höherer Heiligkeit, drückt ihm als Diener Gottes ein bleibendes Merkmal ein, und erhebt ihn hoch über den Laienstand. Die Priesterweihe verleiht dem Geweihten eine erhabene Gewalt, welche selbst die Engel nicht besitzen; denn sie gibt ihm Gewalt über den wirklichen Leib Jesu Christi, der aus Maria geboren wurde und jetzt zur Rechten Gottes thront. Auf das Wort des Priesters steigt Jesus auf den Altar nieder und verweilt auf demselben unter den Gestalten des Brodes und Weines. Sie verleiht ihm aber auch die Gewalt über die Gläubigen. Diesen spendet er auf ihrem Lebenswege von der Wiege bis zur Bahre die heiligen Sakramente, ihnen verkündet er als Bote Gottes das göttliche Wort, über sie zieht er den Segen des Himmels herab durch sein Gebet und durch den Segen seiner

geweihten Hände, für sie bringt er das große Opfer des Neuen Bundes dar und erscheint sonach als ein Mittler zwischen Erde und Himmel.

Welche bewunderungswürdige Macht! Erstaunt ruft der heilige Ephrem aus: „O erstaunliches Wunder, o unbegreifliche Macht, o heiliges und verehrungswürdiges Geheimniß des Priesterthums, vor welchem man in heiliger Ehrfurcht zittern muß!" Der kirchliche Schriftsteller Gaume schildert die hohe Würde des Priesterthums mit diesen begeisterten Worten: „Welche menschliche Zunge könnte die Würde des Priesterthums und die Größe des Priesters aussprechen? Groß war der erste Mensch, welcher als König des Weltalls allen Bewohnern seines weiten Gebietes gebot und unbedingten Gehorsam erhielt. Groß war Moses, der mit einem Worte die Wasser des Meeres trennte und zwischen ihren aufgerichteten Massen ein ganzes Volk trockenen Fußes durchführte. Groß sind die Könige der Erde, welche zahlreichen Heeren befehlen und die Welt durch den bloßen Klang ihres Namens zittern machen. Aber es gibt einen Menschen, der noch größer ist, es gibt einen Menschen, der alle Tage, wenn es ihm gefällt, die Thore des Himmels eröffnet, und sich an den Sohn des Ewigen, an den Herrscher der Welten richtend sagt: Komm herab von deinem Throne! Und der Stimme dieses Menschen gehorchend, verläßt das Wort Gottes, dasselbe, durch welches alles gemacht ist, sogleich den Sitz seiner Herrlichkeit und wird Fleisch unter den Händen dieses Menschen, der mächtiger als Könige, als die Engel, als die erhabene Jungfrau Maria ist, und dieser Mensch sagt zu ihm: Du bist mein Opfer! Und er läßt sich opfern von diesem Menschen, hin-

thun, wohin er will, geben, wem er will; und dieser Mensch ist — der Priester."

Dem Priester gebührt Ehrfurcht; denn er vertritt die Stelle des höchsten Königs. „Wer euch verachtet, verachtet mich," spricht der Herr. „Wer meine Priester anrührt, der berührt meinen Augapfel." Der hl. Antonius warf sich vor jedem Priester, der ihm begegnete, auf die Kniee, und erhob sich erst nach empfangenem Segen. Der hl. Franziskus von Assisi hatte eine solche Ehrfurcht vor dem Priesterstande, daß er, der vom Herrn gewürdigt worden war, die Wundmale seines Sohnes sichtbar an seinem Leibe zu tragen, sich der Priesterweihe nicht für würdig hielt, sondern zeitlebens Diakon blieb. Seiner Ehrfurcht gegen die priesterliche Würde gab er durch folgende Worte seines Testamentes Ausdruck: „Der Herr gab mir einen so großen Glauben gegen die Priester, welche nach der Form der heiligen, römischen Kirche leben, um ihrer Weihe willen, daß ich mich an sie wenden will, wenn sie mich auch verfolgen würden. Und hätte ich so große Weisheit als Salomon gehabt hat, und fände ich die ärmsten Priester von der Welt in ihren Pfarreien, wo sie verbleiben, so will ich dessenungeachtet gegen ihren Willen nicht predigen. Und selbst diese und alle anderen will ich hochachten, lieben und ehren, wie meine Herren. Und ich will in ihnen nicht auf die Sünde sehen, weil ich an ihnen den Sohn Gottes erkenne, und sie meine Herren sind. Und dieses thue ich deßwegen, weil ich in dieser Welt vom höchsten Sohne Gottes selbst nichts Sichtbares erblicke als seinen heiligsten Leib und sein heiligstes Blut, so sie allein konsekriren und auch allein anderen austheilen."

So sehr jedoch die Priester durch ihre hohe Würde ausgezeichnet sind, so sind sie dennoch Menschen. Sie sind also nicht vollkommen. Ja noch mehr, sie können, wenn sie ihren heiligen Beruf außer Acht lassen, sogar in große Fehler fallen; allein darum ist ihr Priesterthum nicht weniger unserer Ehrfurcht werth. Wir müssen stets sorgfältig zwischen dem Menschen und dem Priester unterscheiden. Die Fehler und Armseligkeiten gehören dem Menschen an, und sind an sich tadelnswerth; die Seelsorge aber, die Pflicht der Verkündigung des göttlichen Wortes, die Gewalt der Ausspendung der heiligen Sakramente, der Darbringung des heiligen Meßopfers, der Lossprechung von den Sünden gehört dem Priester als Stellvertreter Gottes an, und ist unabhängig von der Tugend oder Pflichtvergessenheit ihres Trägers. Man darf nicht vergessen, daß es unter den Aposteln einen Judas gegeben hat; und wenn man die menschliche Schwachheit in Betracht zieht, so muß unser Herz mit Dank gegen Gott erfüllt werden, wenn wir sehen, wie wenige pflichtvergessene und ihres Berufes unwürdige Priester es doch eigentlich gibt. — Der Kaiser Konstantin pflegte zu sagen: „Wenn ich einen Priester fehlen sähe, so würde ich ihn mit meinem Mantel bedecken, um ihn den Blicken der Spötter zu entziehen.“ Wie beschämt dieses Beispiel so viele Menschen, welche an den Geistlichen jeden Fehler und Mangel aufsuchen, um sie in den Staub herabzuziehen und ihre Wirksamkeit zu untergraben! Wird der Herr den Frevel gegen seine Gesandten ungestraft lassen? Core, Dathan und Abiron nebst ihren Genossen wurden von der aufklaffenden Erde verschlungen, weil sie sich gegen die Diener Gottes Moses und Aaron empört hatten. Ueber die Verächter der Priester empörte

sich auch der hl. Chrysostomus und schrieb: „Undankbare, ist dies der Dank für die Dienste, die euch die Priester des Herrn erweisen? Seid ihr nicht durch die Hand des Priesters in der heiligen Taufe wiedergeboren? Erlangt ihr nicht durch ihn Vergebung der Sünden? Bringt er nicht für euch das heilige Opfer dar? Ist es nicht der Priester, der euch unterrichtet, euren Kindern das Brod des Lebens bricht, für euch betet und euch den Himmel öffnet?"

Ein Strafgericht.

Es sind jetzt gerade einhundert Jahre seit die blutige französische Revolution ihren Höhepunkt erreicht hatte. Ihre Greuel sind bekannt: der König und die Königin, zahllose Adelige, besonders aber Priester, Mönche und Nonnen fielen ihr zum Opfer. Eines Tages war eine Abtheilung von Revolutionssoldaten auf der Suche nach einem Priester. Sie kamen in ein Wirthshaus, um sich zu stärken, sprachen von dem Zwecke, zu dem sie ausgesandt seien, und das Weib des Gastwirthes behauptete, den Aufenthaltsort des Priesters zu kennen, und erbot sich, ihnen denselben hieher zu besorgen. Das wurde natürlich mit Dank angenommen. Sie bat jetzt ihren Mann, sich krank zu stellen, als müsse er versehen werden, worauf dieser einging. Die Frau eilte fort, lief auf einen großen, am Ende der Pfarrei gelegenen Bauernhof zu, und als sie am Thore Einlaß begehrte, schlugen die Hofhunde an, und von innen wurde gefragt, wer da sei und zu welchem Zwecke man Einlaß in das Haus begehre.

„Frau Brassak," war die Antwort. „Mein Mann liegt im Sterben und verlangt dringend nach dem Pfarrer."

„Gehen Sie doch nur weiter, der Pfarrer ist nicht hier."

Das Weib aber ging nicht, sondern beharrte auf ihrem Verlangen und schrie so laut, daß ihre Stimme bis zu den Ohren des Priesters in seinem entlegenen Verstecke drang.

„Ach, Herr Pfarrer, bitte, gehen Sie doch nicht hinaus," baten jetzt die Hausleute, „man legt Ihnen gewiß eine Schlinge."

Sie wollten den Priester durchaus zurückhalten und verbergen, dieser aber sprach entschieden: „Die Pflicht ruft, ich muß gehen. Es gilt, eine Seele zu retten." Kein Bitten, kein Weinen konnte ihn zurückhalten. Er ging hinaus, trat zu dem Weibe und sprach: „Hier bin ich!"

Eine Viertelstunde später war der Pfarrer Guyader, so hieß der würdige Priester, in dem Wirthshause, und sah sich von Soldaten umgeben. Die „Bürgerin" Brassak triumphirte höhnisch ob ihrer Schlauheit, und ging dann auf das Bett zu, in dem ihr Mann noch immer lag. Der Priester verhielt sich würdevoll, ohne Furcht oder Aufregung zu verrathen. Die Soldaten verhielten sich vorläufig schweigend. Der Vorhang am Bette des vorgeblichen Kranken war zugezogen.

„Sorgen wir für den Kranken!" sprach der Priester. Er schob den Vorhang zurück, ergriff die rechte Hand des darinliegenden Wirthes und kniete nieder. — Schrecken und Ueberraschung ergriff alle.

„Auf die Kniee," rief der Priester, „auf die Kniee! Er ringt mit dem Tode!" Und die rohen Menschen knieten unwillkürlich nieder. Staunend sahen sie in das erdfahle Gesicht des Wirthes, der noch vor kaum einer Stunde voll Lebenskraft vor ihnen gestanden hatte. Sterbend lag er da, ganz vernichtet, aber im vollen Bewußtsein des Abgrundes

der Bosheit, in den er sich durch sein Weib hatte stürzen lassen. Sein brechendes Auge suchte die Gefährtin seines Lebens, welche einen armen, seeleneifrigen, pflichtgetreuen Priester hatte in's Verderben stürzen wollen, und statt dessen das Strafgericht Gottes auf ihn selbst herabgezogen hatte. Bleich und zitternd rang das Weib die Hände und stürzte verzweiflungsvoll vor dem Bette nieder. Der Sterbende erhielt noch die Gnade, sich mit Hilfe des verfolgten Priesters mit Gott zu versöhnen, und starb unter seinem Beistande nach einem langen und schweren Todeskampfe. Nachdem der Priester ihm die Augen zugedrückt hatte, wandte er sich zu den Soldaten und sprach: „Nun bin ich euer Gefangener. Lasset uns gehen!"

Allein der Anführer entgegnete: „Hier hat Gott gerichtet! Sie sind frei. Und sollten Sie nochmals in Gefahr kommen, so rufen Sie mich. Ich heiße Malher." — „Und uns," bestätigten die Soldaten. „Wir stehen für Sie ein."

Malher stieg unter dem Kaiserreiche des ersten Napoleon zum Obersten auf, und erzählte oft von diesem Gottesgerichte.

Der Tod Voltaire's.

Zu den unglücklichen Menschen, welche die ihnen verliehenen Talente und Geistesgaben dazu anwandten, den Sturz des Christenthums zu versuchen, gehört unter mehreren seiner französischen Zeitgenossen besonders Voltaire, gestorben am 30. Mai 1778. Zu derselben Klasse gehört auch Diderot, sein Freund und Zeitgenosse. Es war vornehmer Ton bei diesen Herren, Gott und seine heilige Religion zu verachten, und alles, was Christen heilig ist, zu

verspotten. Besonders beseelte sie ein wüthender Priesterhaß.

Als Voltaire gegen das Ende seines Lebens nach Paris zurückkehrte, um der Vorstellung eines von ihm verfaßten Theaterstückes beizuwohnen, und seinen unersättlichen Ehrgeiz durch den Beifall der Menge zu befriedigen, verwunderte er sich, Diderot nicht, wie gewöhnlich unter der Zahl seiner Verehrer und Schmeichler zu finden. Er beauftragte daher ihren gemeinschaftlichen Genossen D'Alembert, ihm den Murrkopf, so nannte er Diderot, herbeizuholen. Nach einigen Einwendungen kam er. „Lasset uns gehen," sprach er als er seine Wohnung verließ, „das goldene Kalb zu zerschmettern!" Bei Voltaire angekommen, finden sie den schon kranken Philosophen auf einem Prachtbette unter einem reichen Baldachin, das Haupt von weichen Kissen gestützt und sichtlich von Schmerzen gefoltert. Ein Greis, der bekannte Arzt Tronchin, und eine junge Dame, berüchtigt durch ihre schändlich erworbenen Reichthümer, saßen neben seinem Bette. Diderot tritt feierlich in die Mitte des Zimmers, begrüßt die Gesellschaft mit ernster Miene, betrachtet eine Weile den Kranken, und ruft dann in feierlichem Tone:

„Sei gegrüßt, großer Anwalt des Satans! Sei gegrüßt, Letzter der Heiden! Ich komme im Namen deiner Opfer, aller durch dich Verlorenen, deinem letzten Leiden auf Erden zuzusehen und dir ein ewiges Lebewohl zu sagen. Gleich dem Feuer da, das deine Glieder nicht mehr wärmt, gleich den Wachskerzen da, die deinen Augen kein Licht mehr spenden, geht dein Körper seinem Ende entgegen. Horch, die Nacht der Ewigkeit beginnt auf dein Haupt zu sinken,

und der Lärm dieser Welt entzieht sich deinem Gehöre wie das ferne Rollen ......"

Diderot neigte sich mit vorgehaltenem Ohre zum Fenster, horchend auf das schon ferne Rasseln eines Wagens, der am Hause vorübergefahren war. Voltaire hatte sich aufrecht gesetzt und rief um Hilfe. Tronchin saß unbeweglich und stumm. Die Dame, Mademoiselle Dubarry, betrachtete den Redner mit einer Mischung von Staunen und Entsetzen.

„Grausamer Verführer!" fuhr Diderot fort, „das Jahrhundert, das dich anbetete, würde von dem höchsten Richter im Himmel erbarmungslos verurtheilt werden, wenn keiner von denen, die mit dir gelebt haben, in deiner letzten Stunde erschiene, um dir deinen Anspruch auf ihren Haß und ihre Verachtung in's Gedächtniß zu rufen. — Hörst du nichts in der tiefen Stille dieses schwach erleuchteten Gemaches? Dringt das Verzweiflungsgeheul und Schluchzen deiner Opfer nicht bis zu dir? Sind diese Mauern so dicht, daß keine der Verwünschungen, womit das menschliche Geschlecht deinen unseligen Namen brandmarkt, in diesem Raume widerhalle wie die Posaunen des jüngsten Gerichtes? — Tretet herzu, entartete Väter, schuldbeladene Mütter, dem Fluche geweihte Kinder! Komm, Trauerzug besudelter und zu ewigen Gewissensqualen verdammter Geschöpfe! Hemmet auf einen Augenblick den Strom euerer Thränen, unterbrechet auf einige Minuten die trostlosen Klagen um das entschwundene Glück, die geraubte Unschuld. Kommt, Christen, denen ihr Gott entrissen, ihr himmlisches Erbtheil genommen wurde! Kommet auch ihr, höret auch ihr meinen Ruf, die ihr noch nicht gefallen seid, aber mit raschen und entschlossenen Schritten dem gähnenden Abgrunde zueilet.

Kommet! Kommet! Kommet! Umringt das Lager dieses Sterbenden, sehet da eueren Feind — hilflos, waffenlos! Entreißet ihm die Krone von Flittergold, die ihr in den Stunden euerer Thorheit auf sein von gottlosen Gedanken durchwühltes und verwüstetes Haupt gesetzt! Entreißet ihm den falschen Glorienschein mit dem ihr ihn umgabet, um seine Nichtswürdgkeit vor eueren Augen zu verbergen. Tretet näher hinzu, noch enger schließet euch zusammen um sein Todesbett, und dann fallet ihm zu Füßen, danket ihm, daß er die Blitze des Himmels auf euere Häupter herabgerufen, daß er euch eueren Gott geraubt, daß er euere schönsten Hoffnungen mit seinem Pesthauche angeweht, als er euere Seelen den Gelüsten eueres Leibes geopfert; danket, daß er euch beschmutzt, euch entwürdigt hat."

Voltaire zitterte am ganzen Leibe. Sein Versuch zu schreien mißlang, er brachte keinen Laut hervor. Die Dame saß erstarrt, der Arzt verhüllte sein Gesicht. Diderot fuhr fort:

„Höre weiter, böser Feind des menschlichen Geschlechtes! Mit deinem Leben ist noch nicht alles aus. Ein neues Geschlecht wird jenes ersetzen, das hinweggegangen. Wenn diese Nachkommen nach der Geschichte ihrer Väter fragen, wird man ihnen antworten: Sie waren unglücklich! Und dann werden sie fluchen deinem Namen, fluchen deinem Andenken; ein Sühnungsdenkmal werden sie errichten, woran dein Bildniß hängt — fluchbeladen. Sie werden deine Asche den Winden preisgeben, deine unseligen Bücher dem Scheiterhaufen überliefern, und deinen Namen mit dem deines Meisters vereinen, indem sie sprechen: S a t a n V o l t a i r e! — Aber die Zeit drängt; ich habe meinen Auftrag erfüllt. Die Schmeichler mögen dir nun wieder

ihre erlogenen Huldigungen darbringen, dir wieder Weihrauch streuen. Dieser erfahrene Arzt mag versuchen, dich über deinen Zustand zu täuschen, ich aber sage dir: du mußt sterben! Nun weißt du die bittere Wahrheit, ich habe sie dir gesagt. So fahr denn hin, ich gehe. Bald stehst du vor deinem, dem furchtbaren Gott, den du so lange mit deinen Lästerungen verfolgt hast, und vor den du dennoch treten mußt."

Diderot eilte davon. Hatten diese Donnerworte Eindruck gemacht, oder war es Heuchelei — genug, es schien, als ob Voltaire wieder zu der Religion, die er sein ganzes Leben hindurch gelästert hatte, zurückkehren wollte. Er ließ den Abbé Gauthier zu sich rufen, legte vor ihm eine Generalbeicht ab und stellte im Beisein des Priesters und zweier Zeugen die notariell bekräftigte Erklärung aus, „daß er im Schooße der katholischen Kirche sterbe." Ehe Voltaire dieselbe unterschrieb, wurde sie dem Erzbischof von Paris unterbreitet, ob sie zur Gutmachung des gegebenen Aergernisses genüge. Indessen nahten sich ihm die Genossen seines Unglaubens, beredeten ihn zur Rücknahme seiner „Erklärung," und verweigerten allen Geistlichen den Zutritt zu ihm. Im 84. Jahre seines Alters, am 30. Mai 1778, starb Voltaire in einer solchen Raserei, daß sein Arzt Tronchin und der Marschall von Richelieu versicherten, nie etwas ähnliches gesehen zu haben. — Ein Gottesgericht, vollzogen an einem Verächter seiner Religion und ihrer Priester!

Fünftes Kapitel.

Leiden des Priesters.

Wie und wodurch der Priester leidet.—Die Deed-Frage bezüglich des Kircheneigenthums.—Das Trustee-System.—Kollektors-Erfahrungen.—Pfarrschwierigkeiten.—Die Feinde des Priesters.—Erzählungen: Gründlich kurirt.—Der Missionär und der Freimaurer.

Leiden ist das allgemeine Verhängniß auf Erden. Immer wird es hienieden Schmerz, Trübsal und Verfolgung geben. Auch der Priester ist von diesem Gesetze nicht ausgenommen. Unzählig sind die Leiden, die sein Beruf mit sich bringt, wenn er nach dem Worte des Apostels „allen alles" zu werden sich bestrebt, unzählbar die Anfeindungen, Verdächtigungen und Verfolgungen, die er von den Feinden der Religion und Kirche zu ertragen hat. Aber er trägt sie mit Geduld im Hinblick auf den Ausspruch Jesu: „Der Knecht ist nicht größer als sein Herr; haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen." (Joh. 15, 20.)

— Mit unsäglichem Schmerze aber muß es den Priester erfüllen, wenn diejenigen, die seiner Hirtensorge anvertraut sind, denen er das Brod des Lebens bricht, für die er sich Tag und Nacht aufopfert — wenn Mitglieder seiner Gemeinde ihn böswillig mißkennen, sein Amt und seinen Stand verachten, seinen besten Absichten unwürdige Beweggründe unterschieben, seinem Wirken Hindernisse entgegensetzen. Mit dem Psalmisten muß er da oft ausrufen: „Ja, wenn mein Feind mir geflucht hätte, so würd' ich's wohl ertragen haben; und wenn der, so mich hasset, groß wider mich gesprochen hätte, so würd' ich mich vielleicht vor ihm verborgen haben. Aber du, mein Gleichgesinnter, mein Führer und mein Bekannter, die wir zusammen Süßigkeiten kosteten, im Hause Gottes einträchtig wandelten!" (Ps. 54.)

Von diesen Leiden, und zwar nur von einigen derselben, wie sie im amerikanischen Priesterleben nur zu häufig sind, soll im Folgenden zur Warnung, Mahnung und Belehrung die Rede sein.

Aus dem reichen Leidenskranze des Priesters in Amerika brechen wir nur einzelne Dornen — die Schwierigkeiten des Kirchenbaues. — Es kann nicht geleugnet werden, daß der Bau von Kirchen hierzulande das nothwendigste, aber auch das schwierigste und undankbarste Geschäft des Priesters ist. Die Zeiten sind vorüber, da er in die Häuser ging, um dort die wenigen Schäflein Christi auf die Weide zu führen, obwohl es noch hier und dort vorkommt, aber nur selten und nicht mehr lange. Die in den letzten Jahren so zahlreiche Einwanderung hat dem Hausgottesdienst ein Ende gemacht und die Nothwendigkeit für die Kirchen hervorgerufen, denn wo vor einigen Jahren sechs, zehn oder zwanzig Familien sich aufhielten, zählt man jetzt zwei- bis

dreihundert Familien und oft noch mehr. Da müssen denn neue Kirchen gebaut, alte vergrößert werden. Auf welche Schwierigkeiten dabei der Priester oft stößt, wollen wir nun beleuchten.

Es ist wirklich sonderbar, daß gerade das Gebäude, welches zur Ehre Gottes, zum Frieden und zur Einigkeit der gläubigen Christen aufgeführt werden soll, für so viele ein Stein des Anstoßes und der Zwietracht wird. Die Zeiten sind noch nicht lange vorüber, da sich gleich beim Kaufe oder der Schenkung eines geeigneten Grundstückes eine Hauptschwierigkeit erhob, nämlich die Frage über das Eigenthumsrecht, wem der Deed gehören, auf wessen Namen er ausgestellt werden solle. In den meisten Diözesen schreibt das Kirchengesetz aus guten, wichtigen Gründen vor, der Deed solle auf den Namen des Bischofs ausgestellt, das Eigenthumsrecht ihm zum Nutzen und Gebrauche der betreffenden Gemeinde übertragen werden. Durch diese Anordnung wird die Autorität des Bischofs gewahrt, der von ihm gesandte Priester in seiner Amtsverwaltung geschützt und das Kircheneigenthum seinem Zwecke erhalten. Sollten auch in einzelnen Fällen aus dieser Anordnung Schwierigkeiten entstehen, so bleibt es dennoch sicher, daß die beste weltliche Kirchenverwaltung weit hinter einer selbst unvollkommenen geistlichen Verwaltung zurückbleibt, indem der Geistliche nicht aus Eigennutz und Ehrgeiz, sondern zum Wohle seiner Gemeinde handelt.

Es mag hier der Ort sein, einige Worte über das Trustee-System beizufügen, welches der Kirche in diesem Lande schon so vielen Schaden durch Streitsucht und Ungehorsam bereitete, und den Andersgläubigen zum Aergerniß gereichte. — Vor allem stellen wir den Begriff

„Trustee" klar. Mit diesem Worte, welches man im Deutschen gerne mit „Kirchenvorsteher" übersetzte, sind nicht jene Laiengehilfen des Priesters gemeint, welche ihm, nach rechtmäßiger Anstellung dazu, in der Verwaltung der zeitlichen Angelegenheiten der Gemeinde beistehen, sondern ein von der Gemeinde gewählter Ausschuß von Männern, welche sich diese Verwaltung anmaßen, unabhängig von Bischof und Priester, das Eigenthumsrecht des Kirchenvermögens beanspruchen und den Priester als Lohndiener behandeln.

Bei der Stiftung unserer heiligen Kirche war es die Absicht unseres göttlichen Heilandes, daß die Apostel und deren Nachfolger Aufseher und Verwalter nicht allein der geistlichen Güter der Gläubigen sein sollen, sondern auch jener zeitlichen Güter, die zur Ehre Gottes, zur Zierde und zum Schmuck der Kirche u. s. w. dienen. Die ersten Christen waren von der Nothwendigkeit dieser den Aposteln übertragenen Verwaltung so sehr überzeugt, daß sie ihr ganzes Vermögen verkauften und den Erlös den Aposteln überbrachten. (Apgesch. 4, 31–37.) — Warum soll dann die katholische Kirche unserer Zeit nicht auch das Recht haben, da sie doch in allem dieselbe ist, wie zur Zeit der Apostel, Anspruch auf die Verwaltung der zeitlichen Güter der Kirche zu machen? — Und wenn sie das Recht hat, was ihr kein aufrichtiger Katholik absprechen kann, warum wollen sogenannte Katholiken sie desselben berauben und es sich selbst anmaßen? — Die erste und Hauptursache ist Herrschsucht; damit verbunden ist Verdacht gegen des Priesters Treue, und Verdächtigung seiner Fähigkeit, das Kircheneigenthum zu verwalten. Nicht selten hört man sie auch sagen, daß ein Priester das geistliche Wohl seiner Pfarrkinder nicht so gut befördern könne, wenn er auch das Kirchenvermögen

verwalte, wobei in der That zu merken ist, daß, sollte der Priester das Kirchengut wirklich nach Weise der Trustees verwalten, er sich in Wahrheit mit seinem geistlichen Amte nicht viel beschäftigen könnte. Und hierin liegt ebenfalls ein Hauptfehler des Trustee-Systems: seine Freunde und Befürworter behaupten, daß das Kirchenvermögen geradeso verwaltet werden müsse, wie ein Handelsgeschäft, in dem möglichst viel eingenommen, und möglichst wenig ausgegeben werden soll.

Herrschsucht ist also die erste Triebfeder des Trustee-Systems. Dem Priester jeden Sonntag befehlen zu dürfen, was die Trustees verkündigt und gethan zu haben wünschen, ist keine Kleinigkeit, und wenigstens so viel werth, das Trustee-System zu vertheidigen! Dem Pfarrer sagen zu dürfen, was und wie er predigen müsse, wer zur Beicht und Kommunion angenommen werden dürfe und wer nicht, wen er in seinem Hause halten solle und wen nicht — das sind Genüsse, die man um keinen Preis entbehren, Vorrechte, deren man sich ja nicht begeben darf! — Den Lehrer kommandiren zu können und sich als Alleinherrscher über ihn zu erheben, ihn beauftragen zu dürfen, daß er nur das thun dürfe, was sie, die Trustees, ihm vorschreiben, aber keineswegs auf den Pfarrer horchen solle, da er nicht von dem Pfarrer, sondern von ihnen besoldet werde; daß er nur solche Lieder singen und nur solche Stücke spielen solle, die sie ihm vorschreiben; die Freiheit zu haben, das Gehalt des Lehrers, der ihnen schmeichelt, höher zu bestimmen, als das des Priesters — alles dies ist so wohlthuend und ergötzend, daß es alle anderen Freuden und Vergnügungen übertrifft, und im Hauskreuz und bei sonstigen Lebensunfällen vielen und reichlichen Trost verleiht! Der erste in der Gemeinde

zu sein, mit dem Opferteller herumzugehen, das Opfer zählen und mit nach Hause nehmen zu dürfen, ohne daß sich der Pfarrer darum kümmern darf; mit dem in der Kirche eingehenden Gelde schalten und walten zu dürfen, wie es dem hohen Rathe der Herren Trustees, und nicht dem Bischofe oder dem Pfarrer, gefällt; von dem Pfarrer gefragt und sogar demüthigst gebeten werden zu müssen, dieses oder jenes zur Kirche oder zum Gottesdienste höchst Nothwendige anzuschaffen; das Pfarrhaus, wenn eines da ist, gütigst repariren zu lassen; das Gehalt gefälligst auszahlen zu wollen; dem Pfarrer in allem widersprechen und ihm in's Gesicht sagen zu dürfen, daß er nur ein Knecht der Gemeinde, sie aber die Herren seien; dem Pfarrer die Kirchthüre zu verrammeln und ihn aus dem Schul- und Pfarrhause heraustreiben zu dürfen; ihm für jeden Sonntag, da er auf einer Filial-Mission abwesend sein mußte, einen Abzug an seinem Gehalte zu machen; ihn vor Gericht ziehen zu können wegen jeder geringsten Kleinigkeit oder wegen gar nichts; ihm seinen guten Charakter nehmen, wenn er nicht geduldig alles über sich ergehen läßt, was die Herren Trustees beschließen, oder nicht alles thut, was sie ihn heißen — ja, das sind Rechte, die man sich wahren muß! —

Gehen wir nun einen Schritt weiter auf dem Leidenswege des Priesters. — Die Deed-Frage, die uns zu obiger Abschweifung verleitet hat, ist geschlichtet, es soll zum Kirchenbau geschritten werden. Das erste ist, eine Versammlung aller jener zu halten, die zu der zu gründenden Gemeinde, zu der zu bauenden Kirche gehören werden, um eine Uebersicht zu erhalten, was und wieviel geschehen soll und kann; ob man nämlich nur eine ganz einfache, oder eine schöne, großartige und somit kostspieligere Kirche bauen

könne. Finden sich bei der Versammlung alle ein, die von rechtswegen dabei sein sollten, so kann an Ort und Stelle die Unterschriftenliste der Beiträge zum Neubau eröffnet werden. Da dies jedoch nur selten der Fall ist, so ist der Priester gezwungen, von Haus zu Haus zu gehen, und die Güte und Freigebigkeit der Katholiken anzusprechen. Wie es ihm dabei ergeht, weiß nur der, der schon für den Bau einer Kirche kollektirt hat. Der eine will ihm nichts geben, weil er in keine Kirche geht; der andere weist ihn ab, weil die Kirche auf den Namen des Bischofs gebaut wird; ein dritter schimpft, weil es eine Frame-Kirche werden soll; ein vierter zeigt den Priester zum Hause hinaus, weil die Kirche zu großartig und kostspielig, weil es eine Brick-Kirche werden soll; ein fünfter schüttelt den Kopf und zuckt mit den Achseln, weil er nicht weiß, ob seine Frau, die nicht katholisch ist, zufrieden ist, wenn er etwas gibt; ein sechster gibt nichts, weil er nicht weiß, ob er dableiben wird bis die Kirche fertig ist; ein siebenter hat kein Geld, trotzdem allgemein bekannt ist, daß er mehrere tausend Dollars auf der Bank hat; ein achter will erst den Anfang des Baues abwarten, man weiß ja noch gar nicht, ob wirklich gebaut wird; ein neunter will erst den Plan der Kirche sehen, ehe er etwas gibt; ein zehnter, der den Plan gesehen, entschuldigt sich, weil die Fenster zu klein oder zu groß, zu niedrig oder zu hoch, die Thüren nicht breit genug oder zu breit sind; endlich weigert sich einer sogar deshalb, etwas zu geben, weil die Kirche nicht nach seinem Namen benannt wird! — Ja wohl, viele Köpfe, viele Sinne! — Und der arme Priester muß an manchem Tage die beschwerlichsten Wege machen, einfältige und unnütze Fragen geduldig beantworten, leere Einwendungen widerlegen, wie ein Bett-

ler die Launen der Angesprochenen ertragen — und schließlich doch leer heimziehen.

Der Bau wird begonnen und schreitet fort, so lange das Geld vorhält, denn Schulden machen will und darf man vorläufig nicht. Nun muß der Priester wieder zum Bettelstab greifen, und auf's neue zu Beiträgen ermuntern. Da heißt es dann nicht selten: „Wo ist denn das viele Geld hingekommen? Er kollektirt Geld und es ist keins da; es muß nicht mit rechten Dingen zugegangen sein." Der Priester, der vielleicht schon längst sein Gehalt und seine Ersparnisse zugesetzt hat, nur um die Nothwendigkeit des Kollektirens hinauszuschieben, muß trotz seines unermüdeten Eifers, trotz seiner persönlichen Opfer, die niederträchtigsten Verleumdungen anhören, die abscheulichsten Schmähungen erfahren, die ihm gleich ebenso vielen Schwertern in's Herz dringen, und die ihm empfindlicher sind als alle seine übrigen Mühen und Sorgen. Vertrauend jedoch auf Gott, dessen Willen er allein nur zu thun fest entschlossen ist, setzt er das begonnene Werk fort und bringt es zur Bewunderung der Gutgesinnten und zum Aerger der Feinde zur Vollendung.

Mit der Eröffnung und Einweihung der neuen Kirche hören aber die Leiden und Schwierigkeiten des Priesters noch nicht auf. Die Kirche muß würdig und ihrer Bestimmung als Gotteshaus gemäß ausgestattet werden—und das kostet wieder Geld! Neue Dornen fügen sich in die Verdienstekrone des Priesters, zu den alten Erfahrungen des Undankes, des Mißtrauens und der Verdächtigung kommen neue. Doch genug hiervon. Es warten seiner ja noch andere Schwierigkeiten — beim Pfarrhausbau.

Eine eigene Wohnung ist für den Priester ein großes Bedürfniß, und er sollte von seiner ganzen Gemeinde auf das kräftigste unterstützt werden, wenn er den Bau einer solchen unternimmt. Aber gar oft wird ihm wenig Theilnahme bewiesen, während diejenigen, für die er Jahre lang gelitten, gearbeitet und Opfer gebracht hat, schon längst eine bequeme, schöne Heimat besitzen. Nun heißt es aber im Sprichworte: „Wer einen Vogel halten will, muß einen Käfig haben.“ Gerade so auch mit der Gemeinde, die, wenn sie einen Priester haben will, entweder ein eigenes Haus, oder doch eine anständige Wohnung für ihn bereiten sollte. Wir sagen, eine anständige Wohnung, worunter zu verstehen ist eine Wohnung, worin der Priester ruhig und ungestört arbeiten, studieren, beten, betrachten u. s. w. kann; denn sollte er das Loos haben, in einer wenn auch ordentlichen und braven Familie wohnen zu müssen, woselbst sich kleine Kinder befinden, die wie die Wachtposten umwechseln im Schreien, Brüllen und Rumoren Tag und Nacht, so ist er wahrhaftig zu bemitleiden. Es bleibt also dem Priester nichts anderes übrig, als sobald wie möglich Hand anzulegen, um sich eine geeignete Wohnung zu bauen. Sollte man glauben, daß es unter Katholiken Leute gibt, die ihm das übel auslegen, ihm dabei Schwierigkeiten bereiten? Und doch ist es leider so! Wir wollen über ihre Umtriebe, Verleumdungen und Anfeindungen einen Schleier breiten, haben wir doch bereits zur Genüge angedeutet, welche Dornen dem pflichttreuen Priester am Lebenswege blühen. Nur eine Frage wollen wir hier noch beantworten: woher kommt es, daß solche Feinde des Priesters noch den Namen Katholiken beibehalten, den sie doch in der That keineswegs verdienen?

Es geschieht aus zwei Gründen. Erstens, um das Schwert der Lüge und Verleumdung desto tiefer in das Herz der katholischen Kirche zu stoßen; und zweitens, um nicht durch Wegwerfung des Namens auch allen Anspruch auf den Beistand der Kirche zu verlieren, wenn einstens der Tod sie zur Einsicht bringt; also, um katholisch versehen und begraben zu werden. Obwohl solche Leute die Priester stets verfolgen, wollen sie doch am Ende auf ihre Dienste Anspruch machen. Sie wissen wohl, daß der, den sie in ihrem Leben so grausam mißhandelt und so schändlich von sich gestoßen, bei ihrem Tode sie von den Fesseln der Sünde und der Hölle befreien kann. Welch' ein Widerspruch sich zwischen dem Leben und dem Religionsbekenntnisse solcher Menschen kundgibt! Macht die Kirche aber nur Miene, sie die Folgen ihrer unverantwortlichen Handlungsweise fühlen zu lassen, dann erheben sie ein Geschrei, faseln von Intoleranz und nennen sich Verfolgte. Daß die Kirche aber im Rechte ist, wenn sie widerspenstige Mitglieder aus ihrer Gemeinschaft ausschließt, wollen wir, statt durch eine lange Erörterung, durch einige Beispiele beweisen.

Wenn ich einem Sängerbunde angehöre, die Vereinsgesetze aber nicht halte, dann werde ich bestraft und schließlich aus dem Bunde ausgestoßen. So bei jedem Vereine.—Das ist begreiflich, selbstverständlich.—Daß dagegen der Bund, der Verein der katholischen Kirche diejenigen Mitglieder, welche ihre Gesetze, Statuten, Satzungen nicht nur nicht halten, sondern verachten, übertreten, ihnen schnurstracks zuwiderhandeln, daß die katholische Kirche solche Mitglieder nicht soll bestrafen und schließlich exkommunizieren, ausschließen dürfen, das ist unbegreiflich. Unbegreiflich ist es auch, daß so mancher, der, obwohl katholisch getauft,

nicht wie ein Katholik lebt; glaubt was ihm gut dünkt; lebt ohne Gott, ohne Gebet, ohne Gebot, ohne Sakrament; heirathet, ohne die Vorschriften der Kirche zu erfüllen — daß manch' einer trotz alledem sich noch für einen Katholiken ausgibt und hält, ja in Gemeindesachen das große Wort führen will — das ist unbegreiflich. — Wenn eine Familie eine eigene Gruft, ein eigenes gemeinsames Familiengrab besitzt, so kann ich, wenn ich nicht zur Familie gehöre, auch nicht verlangen, darin begraben zu werden. Das ist begreiflich. Unbegreiflich aber ist, daß solche, welche im Leben nicht zur Familie der Katholiken gehörten, im Tode im Familiengrabe der Katholiken, das heißt, in dem für die Familie der Katholiken geweihten Erdreiche ruhen wollen. Ein Deserteur von der Armee wird nicht mit militärischen Ehren begraben: warum verlangt man von der katholischen Kirche, daß sie die Ausreißer und Ueberläufer mit kirchlichen Ehren bestatten und ihnen einen letzten Gruß mit ihren Gebeten und dem geweihten Wasser in das Grab senden soll? — Aber so ist der Welt Lauf: man hat den Muth, ein ungehorsamer, abgestandener, verdorrter, falscher, abtrünniger Katholik zu sein, aber nicht den Muth, die Folgen hiervon zu tragen.

Ja, Undankbare, wenn euere bisherigen Freunde euch verlassen, und sich vor Furcht verkriechen, sobald eine tödtliche oder ansteckende Krankheit euch befällt; wenn alle, die ihr zur Sünde verführt und von Gott abgerissen in euerem Leben, abgeschreckt durch den schrecklichen Geruch, den euere Krankheit verbreitet, euch im Tode hilflos daliegen lassen — dann seht ihr den Priester, den ihr so schmählich behandelt, so abscheulich verfolgt, so grausam verhöhnt und verspottet, dessen guten Namen und Ehre ihr geraubt, zu euch treten,

den Pesthauch eures Athems einziehen, um euere Seele zu retten und sie zu befreien aus der Knechtschaft der Sünde, in der sie so lange gelegen. Ihr sehet ihn, sein eigenes Leben auf's Spiel setzen für euch, die ihr seine unversöhnlichsten Feinde und Verfolger waret, die ihr ihm so viele Herzenswunden versetzt, ihm so manche Leidensthräne erpreßt, ihm so manche kummervollen Stunden und Tage bereitet, so viel Schmach und Sorge über ihn gebracht habt.

Wir haben die düsteren Züge im Priesterleben hier hervorgehoben in der Hoffnung, daß, sollten diese Zeilen einem derjenigen in die Hände fallen, der darin sein Spiegelbild findet, er es sich zur Warnung dienen lassen möge. Auch möge es manchem Priester zum Troste gereichen, wenn sein stilles Dulden und Leiden, wie es hier geschildert ist, den einen oder anderen zur Umkehr von seinem verkehrten Wege, zur aufrichtigen Besserung bringt. O daß es geschehen möchte! Lasset ab, ihr Bethörten, von euerer Verfolgung, kommet zur Erkenntniß, daß der Priester euer aufrichtiger, treuer, aufopfernder Freund ist. Heilet die Wunden, die ihr seinem Herzen geschlagen, durch die Liebe und Hochachtung, die ihr ihm fortan bezeuget; trocknet seine Thränen durch euren verbesserten Wandel, durch willigen Gehorsam; handelt Hand in Hand mit ihm zur Verherrlichung Gottes, zur Verbreitung seiner Kirche und zum Heile aller Menschen. Seid eingedenk des Wortes Jesu an die Apostel, es gilt auch von ihren Amtsnachfolgern, den katholischen Bischöfen und Priestern: „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich.“ (Luk. 10, 16.)

Gründlich kurirt.

„So ein Pfarrer möchte ich auch wohl sein!“ sprach kürzlich einer von den Maurern an einem neuen Hause, als der Priester des Ortes vorbeiging, zu seinen Genossen. „So ein Pfarrer möchte ich auch sein, und ohne Arbeit Geld verdienen.“ Die übrigen Arbeiter lachten ihm Beifall zu.

„Sie möchten also auch Pfarrer sein,“ entgegnete, sich ruhig umwendend, der Priester. „Nun, ich gebe Ihnen zehn Thaler, wenn Sie mich diese Woche begleiten und zusehen, was ich für Arbeit habe.“

Eine solche Wendung hatte der Mann freilich nicht erwartet, und gerne hätte er sich aus der Schlinge gezogen; da ihm aber seine Kameraden vorwarfen, er sei wortbrüchig, und ihm zuredeten, es anzunehmen, das sei nicht mehr als billig, so folgte er, wenn auch mit einigem Widerwillen, dem Pfarrer.

„Wohin gehen Sie jetzt?“ fragte er neugierig, indeß sie weiter gingen.

„Einen Kranken besuchen,“ lautete die Antwort.

„Was fehlt ihm denn?“

„O, er hat die Pocken.“

„Was, die Pocken? Da gehe ich nicht mit! Ich würde angesteckt, ich habe die Pocken noch nicht gehabt.“

„Ich habe auch die Pocken noch nie gehabt. Kommen Sie!“

Der Mann zögerte. „Aber Sie haben doch versprochen, mit mir zu gehen!“

„Ja, aber einen solchen Fall habe ich nicht vorgesehen. Sie müssen zugeben, daß das die Sache ändert.“

„Nun denn, so will ich Sie entschuldigen. Aber auf meinen anderen Besuchen begleiten Sie mich doch?“

„Wohin sonst gehen Sie denn noch?“

„Zuerst will ich eine arme Familie besuchen, welche ein einziges Zimmer bewohnt. Der Vater ist am Scharlachfieber gestorben, und die ganze Familie liegt auch darnieder. Nachher muß ich noch einen vom Nervenfieber Befallenen besuchen, und dann — —“

Der Priester bemerkte, daß er keinen Begleiter mehr habe, der ihm zuhörte. Er war zurückgeblieben und um die Ecke verschwunden. Auf die zehn Thaler verzichtete er, und Pfarrer hat er von der Zeit an auch nicht mehr sein wollen.

Der Missionär und der Freimaurer.

Es war am Abend des 22. Dezember 1867—so erzählt der durch seine Missionsthätigkeit in Central-Afrika berühmte Jesuiten-Pater C. — und ich befand mich gerade in Paris, um bei Bekannten und sonstigen edlen Menschenfreunden für meine Waisenhäuser und Erziehungsanstalten Almosen zu sammeln, und meine angegriffene Gesundheit möglichst wieder herzustellen. An jenem Tage hatte ich für meine armen Negerkinder eine glückliche Ernte gehalten, und voll des Dankes gegen Gott und die Wohlthäter kehrte ich ermüdet nach meinem Absteigequartier zurück. Als ich um zehn Uhr Abends mein Brevier betete, klopfte jemand an die Thüre meines Zimmers. Ein Fremder stand draußen und antwortete auf meine Frage nach seinem Begehr:

„Hochwürden, entschuldigen Sie, daß ich Sie noch zu so später Stunde störe. Ich bin gekommen, Sie zu einem

Sterbenden zu rufen, der Sie vor seinem Ende noch zu sprechen wünscht."

„Aber," wandte ich ein, „warum fordert man geistlichen Zuspruch von mir, einem Fremden? Warum nicht von seinem Pfarrgeistlichen?"

„Der Todeskandidat hat ausdrücklich um Ihren geistlichen Trost gebeten," antwortete der Bittsteller. „Ich muß es natürlich Ihrem Ermessen anheimstellen, ob Sie den letzten Wunsch eines Sterbenden erfüllen wollen, oder nicht. Viel Zeit ist nicht zu verlieren."

Ohne weiter über das befremdende Ansinnen nachzugrübeln, folgte ich sofort dem Herrn, stieg eilig die Treppe hinab, und fand vor dem Hause eine Kutsche bereit. Wir stiegen ein, und in scharfem Trabe jagten die Rosse über das Straßenpflaster. Zu meinem größten Staunen bemerkte ich beim Scheine einer Straßenlampe noch drei andere Männer im Wagen, Männer mit so verdächtigen Gesichtern, daß ich Angst bekam und Miene machte, aus dem Wagen zu springen. In demselben Augenblicke faßte mich einer der Kerle beim Kragen, und setzte mit der anderen Hand einen blanken Dolch auf meine Brust. Die beiden anderen hielten mir ihre Revolver vor die Augen. An Entfliehen war nicht zu denken. Ich ergab mich in mein Schicksal und flehte inbrünstig zum Allerbarmer, er möge mir ein gnädiges Sterbestündlein verleihen, denn ich glaubte, mein Ende sei nahe. Ohne Widerstreben ließ ich mir die Augen verbinden. Meine Begleiter versicherten zwar, es würde mir kein Leid widerfahren, wenn ich mich ruhig verhielte, aber ich konnte mich der Furcht nicht entschlagen.

Wir mochten ungefähr zwei Stunden gefahren sein, als der Wagen anhielt. Man hob mich heraus und führte

mich in ein weitläufiges Gebäude, durch viele Gänge und Gemächer, nach rechts und links. Endlich nahm mir einer die Binde von den Augen, entfernte sich, und schloß hinter mir die Thüre, durch welche ich eben eingetreten war. Ich befand mich in einem prachtvollen Gemache, dessen Boden mit weichen Teppichen belegt war. Kunstvoll gearbeitete Möbel, herrliche Gemälde und die ganze Ausstattung überhaupt ließen auf den Reichthum der Bewohner dieses Hauses schließen. Ein Bett mit einem Kranken suchten meine Augen vergebens.

Da erhob sich aus einem alterthümlichen Lehnstuhle, der im Hintergrund des Saales stand, ein vornehmer Herr, blühend und gesund, wenn auch am Beginn des Greisenalters stehend. Freundlich hieß er mich willkommen und bat mich, Platz zu nehmen. Ich entgegnete: „Man hat mich zu einem Sterbenden gerufen; es muß ein Irrthum obwalten, denn Sie sind doch ohne Zweifel gesund."

„Allerdings, Hochwürden, läßt meine körperliche Gesundheit nichts zu wünschen übrig," erwiederte der Herr mit schmerzlichem Lächeln, „aber trotzdem muß ich in einer Stunde sterben, und bitte Sie deshalb dringend, mich auf einen christlichen Tod vorzubereiten."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte ich. „Sie sind gesund und kräftig, und werden doch in einer Stunde sterben?"

Der Herr antwortete ruhig: „Um es Ihnen kurz zu sagen: ich bin Mitglied eines Geheimbundes und gehöre einem der höchsten Grade an. Bereitwillig und kühn habe ich seit achtundzwanzig Jahren unseren Zwecken gedient. Als mich jedoch vor kurzer Zeit das Loos traf, einen sehr würdigen und frommen Prälaten ums Leben zu bringen,

weigerte ich mich entschieden, dieses zu thun, obgleich ich voraussah, daß ich dadurch selbst dem Tode verfallen sei. Das Urtheil ist gesprochen, heute Nacht muß ich sterben. Bei meiner Aufnahme in den Geheimbund sollte ich das eidliche Versprechen ablegen, weder im Leben noch im Tode geistliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich weigerte mich standhaft, mich dazu zu verpflichten, und weil man sich meines Einflusses versichern wollte, stand man von der Forderung ab. So kam es, daß man jetzt meinem Verlangen nach einem Priester willfahrte. Um jeden Verdacht zu vermeiden, sind Sie, ein hier völlig Fremder, gerufen worden."

Neugierig fragte ich: „Welche Todesart werden Sie denn erleiden?" und erhielt zur Antwort: „Eine große eiserne Gabel wird so durch den unteren Theil des Halses gestoßen, daß beide Zinken die Hauptadern durchstechen. Der Tod erfolgt sofort, ohne daß eine klaffende Wunde zurückbleibt. Ich selbst habe mehr als fünfzig Wortbrüchige oder sonst Mißliebige auf diese Weise aus der Welt geschafft, oder doch sterben sehen. Eine Berufung von diesem Urtheil gibt es nicht, und wollte jemand entfliehen, so würde dasselbe doch vollzogen, denn die geheimen Fäden unserer Gesellschaft spannen sich über die ganze Welt aus. — Nun aber, Hochwürden, bitte ich Sie, mir eine Lebensbeicht abzunehmen. Sie wird lange dauern, weil mein Gewissen mit Blut, mit Sakrilegien und vielen anderen Schandthaten befleckt ist. Nur eine Stunde noch habe ich Zeit, säumen wir nicht!"

Der dem Tode Geweihte kniete neben meinem Stuhle nieder. Ich betete, mit einem Gefühle wie nie zuvor, über den Unglücklichen: „Der Herr sei in deinem Herzen und auf

deinen Lippen, auf daß du würdig und vollständig deine Sünden beichtest.“ — — Eine Stunde mochte verflossen sein, als der Schlüssel sich klirrend im Schlosse der Zimmerthüre drehte, und mehrere Männer festen Schrittes eintraten, um den Verurtheilten abzuführen. Dieser erbat sich noch eine halbe Stunde, weil er seine Beicht noch nicht beendigt habe. Man verweigerte es ihm, die Stunde sei abgelaufen; einer der Männer faßte ihn schon beim Arm und wollte ihn gewaltsam fortziehen. Der Verurtheilte berief sich auf das Versprechen, daß man ihm in der Ordnung seines Seelenheiles freie Hand lassen wolle, und ich vereinigte meine flehentlichen Bitten mit den seinigen. Die Schrecklichen gestatteten ihm noch zwanzig Minuten und zogen sich dann zurück. Dann brachte der Sünder sein Bekenntniß zu Ende. In tiefster Zerknirschung und voll lebhaftester Freude, sich mit Gott versöhnt zu haben, empfing er die priesterliche Lossprechung. Zu meinem tiefsten Bedauern konnte ich ihm die heilige Kommunion nicht reichen: ich war nicht darauf vorbereitet, und die Geheimbündler gönnten mir keine Zeit dazu. Deshalb überreichte ich dem Verurtheilten eine Reliquie vom hl. Kreuze, welche ich als kostbares Gut bisher immer bei mir getragen hatte, und mahnte ihn, sein volles Vertrauen auf Denjenigen zu setzen, der die Sünden der ganzen Welt am Holze der Schmach sühnte und noch sterbend dem reuigen Schächer verzieh. Mit Innigkeit drückte er das Kreuzchen an seine Lippen und verbarg es dann auf seiner Brust. Er bat mich noch, seine tugendhafte Gemahlin und seine zwei frommen Töchter, von denen eine im Kloster des heiligsten Herzens den Schleier genommen und unaufhörlich für den verirrten Vater betete, zu

grüßen, und ihnen die tröstliche Versicherung zu geben, daß er mit Gott versöhnt sein Leben beschlossen habe.

„Aber," wandte ich ein, „Ihre Angehörigen werden vielleicht die Richtigkeit meiner Aussagen bezweifeln, wenn ich denselben nicht einen untrüglichen Beweis meiner Unterredung mit Ihnen geben kann. Haben Sie deshalb die Güte, einige Zeilen in meine Brieftasche zu schreiben, damit ich mich durch Ihre Handschrift ausweisen kann."

Er nahm mein Notizbuch und schrieb mit Bleistift auf die letzte Seite: „Theure Klotilde! Im Begriff von der Welt zu scheiden, bitte ich Dich um Verzeihung wegen des großen Kummers, welchen Dir mein unnatürlicher Tod bereiten wird. Grüße meine lieben, frommen Kinder, und tröste Dich mit der Versicherung, daß ich mit Gott versöhnt sterbe, und euch dort oben wiederzusehen hoffe. Betet für meine arme Seele. Dein Feodor."

Dann gab mir der Herr, dessen Namen und Stand ich jetzt kannte, die Brieftasche zurück und bat mich, ihm noch mehr Trost zuzusprechen. Kaum hatte ich einige Worte geredet, da öffnet sich die Thüre und vier Männer schreiten auf den Verurtheilten zu, um ihn abzuführen. Ich aber stellte mich vor ihn hin, wehrte mit meinen Händen die Eindringenden ab, bat und beschwor sie, sein Leben zu schonen. Ich fiel vor ihnen auf die Kniee, bot ihnen mein Leben an, und flehte so innig, daß ich glaubte, Felsen würden sich erweichen. Ein Fußtritt war die Antwort. Schon hatte man das unglückliche Opfer gefesselt und führte es hinweg. Im Gehen rief mir der Aermste noch die schmerzlichen Worte zu: „Leben Sie wohl, ehrwürdiger Vater! Gott lohne Ihnen, was Sie für mich gethan. Gedenken Sie meiner in Ihren heiligen Opfern und Gebeten!" Die

Schritte verhallten dumpf in den Gängen. Auf den Knieen liegend betete ich mit heißer Inbrunst zu Gott um Gnade und Barmherzigkeit für den Unglücklichen. Rings um mich war es still wie im Grabe. Mir tropfte der helle Angstschweiß von der Stirne. Wie lange ich so auf den Knieen lag, weiß ich nicht.

Ein Geräusch weckte mich. Ich blickte auf, die Männer der Rache standen wieder vor mir. Ich glaubte die Reihe an mich gekommen, und streckte unaufgefordert meine Hände hin, um sie binden zu lassen. Man fesselte mich jedoch nicht, verband mir vielmehr nur die Augen, und führte mich wie vordem über viele Gänge und Treppen. Endlich löste man die Binde von meinen Augen. Ich befand mich in einem glänzend erleuchteten, prachtvollen Saale. Auf reich gedeckten Tischen standen Erfrischungen: Thee, Backwerk, Früchte, und allerlei Leckerbissen, sowie zahllose Flaschen der besten Weine. Viele Herren und Damen gingen aus und ein. Die einen wählten am Tische eine Erfrischung, die anderen plauderten. Auch mich lud man dringend ein, mich zu erquicken; aber ich entschuldigte mich. Ich konnte mich eines peinigenden Verdachtes nicht erwehren, daß sie mich vielleicht vergiften wollten, sind ja Dolch und Gift Bruder und Schwester. Man drang nicht weiter in mich.

Endlich wurde ich wieder von einigen Herren — anderen als jene, die mich hergebracht hatten — hinweggeführt. Wieder verbanden sie mir die Augen und setzten mich in einen bereitstehenden Wagen. Nach mehrstündiger Fahrt, bald auf dem Pflaster, bald auf weichem Grunde hielt man an. Schweigend, wie bei der ganzen langen Fahrt, hoben mich meine Begleiter hinaus, führten mich einige Schritte und setzten mich auf einen eisernen Gegenstand. War es

eine Guillotine? — Schweißtropfen rannen mir von der Stirn, und doch wehte mich eine eisige Luft an. — Eine Stunde mochte ich in Todesangst dagesessen haben. Endlich lüftete ich die Binde ein wenig: ich war allein. Rasch warf ich die Binde von mir, sprang von dem eisernen Gartenstuhl, auf dem ich saß, auf, und schaute in der beginnenden Morgendämmerung um mich her. Ich war in einem sorgfältig gepflegten Garten. In einiger Entfernung stand ein freundliches Häuschen. Ich klopfte an, eine junge Frau öffnete, erstaunt in so früher Stunde einen Besuch zu erhalten. Ich sagte, ich sei zu einem Sterbenden gerufen worden und hätte mich verirrt. „Wie weit bin ich denn eigentlich von Paris?" Indessen war ihr Mann, ein Gärtner, herbeigekommen, und antwortete: „Drei Wegstunden." Ich war betroffen und wußte für den Augenblick nichts zu sagen. Da sprach der Mann: „Ich fahre sogleich mit Gemüse und Blumen zur Stadt. Wenn Ihnen mein Fuhrwerk nicht zu schlecht ist, so steht es Ihnen zu Diensten." Dankbar nahm ich an.

In früher Morgenstunde kam ich auf dem Gemüsewagen nach Paris und in meine Wohnung. Die hl. Messe las ich an jenem Morgen nicht, weil ich allzu aufgeregt und erschöpft war. Die Erlebnisse der Nacht kamen mir vor wie ein Traum. Am folgenden Morgen las ich die hl. Messe für das unglückliche Opfer des Geheimbundes in der Klosterkapelle der Frauen vom heiligsten Herzen. Als ich mich anschickte, dieselbe zu verlassen, fragte mich die Oberin des Klosters, ob mir etwas fehle, ich sähe so verstört und angegriffen aus. Ich theilte ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mein Erlebniß mit. Mit Staunen und Entsetzen hörte sie meinen Bericht, und sagte mir dann unter

Thränen, daß die fromme Tochter des Ermordeten sich in ihrem Kloster befinde. Nun war die Reihe des Staunens an mir. Dennoch hielt ich es für besser, vorläufig noch zu schweigen.

Am hl. Weihnachtsfeste, dem zweiten Tage nach jenem Ereignisse, sann ich wieder darüber nach. Da fiel mein Blick auf eine Pariser Zeitung mit der Anzeige der in der Morgue, dem zur Ausstellung unbekannter Todten bestimmten Gebäude, befindlichen Leichen. Ich eilte dahin, und fand sechs Leichen, aber keine schien dem Unglücklichen, den ich suchte, ähnlich. Enttäuscht wollte ich den Saal verlassen, da bemerkte ich an der Wand mir bekannte Kleidungsstücke, und an einem Bande meine kostbare Reliquie vom hl. Kreuze. Noch aufmerksamer als vorher betrachtete ich die neben den Kleidern liegende Leiche, und wirklich, es war jene des Unglücklichen, durch den Tod freilich entstellt, aber doch erkennbar. Um mich vollständig zu überzeugen, schlug ich die Decke ein wenig zurück und legte Hals und Schultern blos. Und siehe, am Halse zeigten sich zwei Löcher, beide Halsadern waren durchstochen.

„Suchen Sie einen Bekannten unter den Todten?" fragte mich der Aufseher.

„Ich habe Medizin studirt," antwortete ich ausweichend, „und suche die Todesart dieser Unglücklichen kennen zu lernen," entgegnete ich. — Ich hatte nicht gelogen, denn ich habe wirklich die Arzneikunde gelernt und sie kommt mir in den Missionen sehr gut zu statten.

„Dieser Herr," bemerkte der Aufseher, „wurde aus der Seine gezogen, und muß darin ertrunken sein." — Ich schwieg, um meine bessere Ueberzeugung nicht zu verrathen. Gerne hätte ich die werthvolle Reliquie wieder an mich

genommen, allein die Angst, mich zu verrathen, und andererseits die Vermuthung, man werde das Heilige doch nicht entweihen, hielt mich zurück.

Am nächsten Morgen las ich die hl. Messe wieder im Kloster. Nach derselben kam eine der Nonnen zu mir und bat mich unter Thränen: „Seien Sie gütigst im heiligsten Opfer und in Ihren Gebeten meines unglücklichen Vaters eingedenk!“

„Darf ich fragen, welches Schicksal Ihren Vater getroffen hat?“

„Ach,“ entgegnete sie, „ich habe meinen theuren Vater verloren, zweimal verloren, für Zeit und Ewigkeit. Hätte ihn der Tod im Stande der Gnade ereilt, so würde ich den Verlust verschmerzen; aber nach einem gottentfremdeten Leben plötzlich zu sterben, ist schrecklich, entsetzlich! Ach, könnte ich die Seele meines sonst so guten Vaters retten, ich wollte gern bis zum jüngsten Tage alle Qualen des Fegfeuers erdulden. Alle Krankheiten, Gebrechen und Drangsale dieser Erde wollte ich sogleich auf mich nehmen, wenn ich dadurch seine Seele retten könnte.“

„Trösten Sie sich, Schwester! Der sterbende Erlöser hat sich des Schächers in der letzten Stunde erbarmt: Ihre inbrünstigen Fürbittgebete werden auch Ihrem Vater zugute kommen.“

„Unter gewöhnlichen Umständen wohl,“ entgegnete sie, „aber in diesem Falle muß ich zweifeln, denn mein Vater gehörte dem Freimaurerbunde an, dessen Mitglieder im Sterben jeden geistlichen Trost abweisen.“

„Und wenn Ihr Vater dennoch vor seinem Tode die Tröstungen der Religion empfangen hätte?“ warf ich ein. — Ungläubig und hoffnungslos blickte mich die Nonne an.

Da zog ich meine Brieftasche hervor und wies ihr die letzte Seite. Ihre Augen wurden wie verklärt, sie preßte die kostbaren Zeilen innig an ihre Lippen und auf die Kniee niedersinkend, erhob sie die Hände zum Himmel und rief laut: „Gott sei ewig Dank, mein Vater ist gerettet!"

Noch sei uns die Bemerkung gestattet, daß, so unglaublich das hier erzählte Ereigniß auch klingt, die Geschichte dennoch buchstäblich wahr ist.



Sechstes Kapitel.

Die Freuden des Priesters.

Das hl. Meßopfer.—Das Predigtamt.—Der Beichtstuhl.—Spendung der hl. Kommunion.—Die erste hl. Kommunion der Kinder. Das hl. Sakrament der Taufe.—Spendung der hl. Firmung. —Schließung des Ehebundes.—Der Priester am Kranken- und Sterbebette.—Erzählung: Im Bagno von Toulon.

Vorstehende Erzählung möge als Uebergang zu diesem Kapitel dienen, denn die Versöhnung eines Sünders mit Gott, die Rettung einer unsterblichen Seele ist eine der edelsten und reinsten Freuden des Priesters.—Ehe wir jedoch näher auf diese Freuden eingehen, wollen wir gleich hier erklären, daß die im vorigen Kapitel geschilderten Namens-, Auch- und Sonntags-Katholiken durchaus nicht die Mehrzahl, sondern im Ganzen betrachtet, die verschwindend kleine Minderzahl bilden. Nur gehört es zu ihrem Wesen, sich überall vorzudrängen, und dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, weshalb wir es für

angezeigt hielten, sie einmal in ihrer wahren Gestalt zu zeigen.

Gott sei Dank, es gibt hierzulande sehr viele christliche, durchaus brave, wahrhaft gottesfürchtige Katholiken, die nicht zufrieden sind mit dem Namen, sondern auch durch die That beweisen, daß sie jeden Augenblick bereit sind, Opfer zu bringen für die Ehre Gottes, für den Ruhm und die Ausbreitung unserer heiligen Kirche und zum Wohle ihrer eigenen Seele. Diese sind die Freude, der Stolz, der Trost des Priesters, die ihn inmitten seiner Trübsale und Prüfungen aufrecht erhalten. Wenn irdische Freuden ihm nicht lachen, wenn nichts in und von der Welt ihn anzieht, so sind es höhere Freuden, die ihn beseligen und ihm seine Last erleichtern, und diese findet er in der treuen Erfüllung seiner Berufspflichten in und außerhalb der Kirche.

In der Kirche ist das heilige Meßopfer die vornehmlichste und heiligste Handlung des Priesters, und sie erfüllt ihn mit einer solchen Freude und Andacht, daß er sie für alle irdischen Schätze und Freuden nicht umtauschen möchte. Kein Auge hat je gesehen, kein Ohr je gehört, noch nie hat eines anderen Menschen Herz die Freude empfunden, die sich des Priesters bemächtigt, wenn er das heiligste Opfer darbringt. Am Altare erscheint er als Stellvertreter Christi, der sich für seine Kirche täglich auf's neue opfert; er ist somit der Spender aller Gnadengaben, die der Kirche mitgetheilt werden; er bringt das Opfer dar, von dem alle unschätzbaren Wohlthaten auf die Menschen niederfließen. Wie sollte da nicht seine Brust von der reinsten Freude und seligsten Wonne schwellen? Fromme Christen sieht er zahlreich im Hause Gottes versammelt, sieht wie sie vereint mit ihm ihre Gemüther erheben, um Gott das Opfer der Anbetung,

der Huldigung und des Lobes darzubringen: wie könnte der Priester sich der freudigsten Rührung erwehren, wenn er für sein Volk und mit demselben im heiligen Meßopfer um alle guten Gaben, Gnaden und Erleuchtungen bittet, wenn er in geistiger Vereinigung mit demselben Gott den tiefgefühltesten innigsten Dank abstattet? Wie erhebend muß es für ihn sein, wenn er noch manche, ja recht viele in seiner Gemeinde hat, die durchdrungen von Liebe zu ihren verstorbenen Verwandten, Bekannten, Freunden, ja sogar Feinden, das heilige Meßopfer für dieselben darbringen lassen? —

Eine andere kirchliche Handlung, die dem Priester viel Trost und Freude bereitet, ist das Predigtamt, oder vielmehr die Früchte desselben. Er findet noch so manche, deren Gefühl für das Heilige noch stark, und die empfänglich sind für das Gute, das als fruchtbare Saat in ihre Herzen ausgestreut wird; noch viele findet er, die seine Stimme kennen und gerne auf ihn hören, mag dieselbe strafend, warnend oder mahnend sein, weil sie wissen, daß der Priester an Gottes Statt redet. Tröstlich und erfreulich muß es also für ihn sein, zu wissen, daß seine Worte als Gottes Wort aufgenommen werden, daß die Seinigen die hohe Würde des Priesterstandes wohl erkennen und zu ehren wissen. Wie muß sein Herz nicht freudig schlagen, wenn er im Bewußtsein, daß seine Treuen gar viel Gutes zu leisten vermögen für die Ehre Gottes und den Ruhm der katholischen Kirche, dieselben, selbst nach den leisesten Andeutungen betreffs der Nothwendigkeit ihrer materiellen Hilfe stets bereit findet, auf das freigebigste beizutragen, trotz allem Hohn und aller Verspottung der Gottlosen! Er ist dann Zeuge, daß sein Wort in und unter seinen Pfarrkindern in's Leben übergeht; er erblickt darin die Verwirklichung

seiner Hoffnungen, die Frucht des göttlichen Samens, den er mit Eifer ausgestreut, mit Schweiß, nicht selten mit Thränen befeuchtet, und mit Freuden zur Reife gebracht hat. —

Gehen wir nun über zu einer anderen kirchlichen Berufspflicht des Priesters, die, wenn auch die beschwerlichste und verantwortlichste für ihn, ihm trotzdem vielen süßen Trost und manche geistige Freude bereitet. Es ist dies die Ausübung des Bußgerichtes im Beichtstuhle. — Der Gottlose, und alle jene, welchen die Beicht eine unerträgliche Last ist, glauben und behaupten, daß es für den Priester eine natürliche, sinnliche Freude sein müsse, Beicht zu hören. Denken sie vielleicht, es sei eine irdische, sinnliche Freude, fünf, sieben, ja zehn Stunden unausgesetzt im Beichtstuhle zuzubringen, allerlei unangenehme Gerüche einzuathmen, Unwissende zu unterrichten, Störrige zu beugen, Lasterhafte zur Buße zu bewegen? — Ein zweiter Grund, warum das Beichthören dem Priester nicht ein sinnliches Vergnügen gewährt, wie die Gottlosen meinen, ist, weil der Priester nie aus der Beicht reden, oder aus dem, was er in der Beicht gehört, Vortheil ziehen oder davon Gebrauch machen darf. Und wäre dieses Stillschweigen nicht des Priesters unverletzliche Pflicht — dann würden die Leute wohl vom Beichtstuhl wegbleiben. Da nun das Beichtsiegel in der katholischen Kirche stets unverletzt bewahrt wurde, und selbst abgefallene Priester, und solche, die ihre Geisteskräfte verloren, durch eine besondere Berufsgnade vor der Verletzung desselben bewahrt wurden — welch' irdische Lust muß es wohl sein, das im Beichtstuhl Gehörte als tiefes Geheimniß mit sich herumzutragen, und stets auf der Hut zu sein, dasselbe nicht zu verrathen? —

Da mag nun mancher denken: Das scheint mir doch übertrieben, daß gar kein Fall vom Siegel der Beicht ausgenommen sein soll. So dachte auch Heinrich IV., König von Frankreich. Er setzte deshalb seinem Beichtvater Cotton, Priester der Gesellschaft Jesu, mit Fragen stark zu. „Pater," sprach er, „was würdet Ihr thun, wenn Euch einer beichtete, er habe sich mit anderen verschworen, mich umzubringen?" — „Ich würde es ihm," antwortete Cotton, „auf alle mögliche Weise abrathen." — „Wie aber," fragte der König weiter, „wenn er keinen guten Rath annähme?" — „Alsdann," versetzte Cotton, „würde ich zugegen sein, und so viel ich könnte, die That verhindern." — „Was wäre mir jedoch mit Euerer Hilfe gedient," entgegnete der König, „wenn schon die Verschworenen mit der bloßen Waffe auf mich losstürzten?" — „Ich würde mich zwischen Euch und die Mörder stellen, und der Stich oder Schuß müßte erst durch mich gehen, ehe er Ew. Majestät träfe — aber das heilige Siegel der Beicht würde ich niemals brechen." — Gerührt umarmte der König den muthigen Vertheidiger des Beichtsiegels.

Im Jahre 1813 wurde vor einem Gerichtshofe in New York ein eigenthümlicher, das Beichtsiegel betreffender Fall verhandelt. Gestohlene Gegenstände waren dem rechtmäßigen Eigenthümer durch Vermittelung des P. Kohlmann, S. J., zurückerstattet worden. Indessen war der Dieb eingezogen worden, und der Priester wurde vorgeladen, vor Gericht Zeugniß abzulegen. P. Kohlmann entwickelte in einem Vortrag, den er im Gerichte hielt, daß, wenn er in seiner Eigenschaft als Bürger Dinge kennen lernen sollte, die das öffentliche Wohl gefährden, er sie gerne zur Kenntniß bringen würde; aber als Bewahrer von Ge-

wissensgeheimnissen aus der Beicht könne und dürfe er nichts sagen. Eine Enthüllung dieser Art würde sein Amt verhaßt machen, ihn selbst aber den geistlichen Strafen aussetzen, welche die kirchlichen Gesetze über die Verletzer des Beichtsiegels verhängen, und ganz besonders habe er die ewige Strafe zu fürchten, wenn er ein Verräther an seiner Pflicht werde. Der Klageanwalt behauptete hingegen, der Priester sei verpflichtet, alles zu entdecken, das verlange die öffentliche Sicherheit. P. Kohlmanns Anwalt aber, ein ausgezeichneter Advokat, und Protestant, vertheidigte ihn durch eine Rede, die ein Muster des Scharfsinnes und der Beredtsamkeit war. Am 14. Juni 1813 entschied dann der ganz aus Protestanten zusammengesetzte Gerichtshof wie folgt: „Die römisch-katholische Kirche hat seit der Entstehung des Christenthums bestanden; es gab eine Zeit, da sie die ganze Christenheit umfaßte, auch jetzt umfasse sie noch den größten Theil derselben. Wolle man das Gewissen eines Priesters dieser Kirche beunruhigen, der das Vertrauen seiner Beichtkinder heilig halte, so hieße das allen Katholiken ihre Sakramente rauben.“ Demzufolge lautete der einstimmige Ausspruch der Geschworenen: „Der Priester ist nicht verpflichtet, zu antworten.“

Dies über die Beschwerlichkeit des Beichthörens; nun noch einige Worte über die Verantwortlichkeit des Beichtvaters. Da das heilige Sakrament der Buße jedem nach der Taufe in schwere Sünden Gefallenen nothwendig ist zur Seligkeit, so wird man hieraus leicht erkennen können, wie verantwortlich der Priester in der Verwaltung dieses Amtes sein müsse, indem er durch seine Klugheit oder Unklugheit, seine zu große Milde oder übertriebene Strenge, seine Ge-

rechtigkeit oder Parteilichkeit das Beichtkind entweder zum Fortschritt im Guten anleitet, oder aber im Bösen bestärkt.

Doch obwohl der Priester die Last dieses Amtes fühlt, wird ihm dennoch manche schöne geistliche Freude bereitet durch die Beicht, indem er so manchen Irregeleiteten, vom Wege der Tugend Abgewichenen, so manchen Verstockten, ja sogar Verzweifelten zur Erkenntniß seiner Fehler und Vergehen bringt; indem er im Unfrieden lebende Eheleute versöhnt, und so manches von Groll, Haß und Feindschaft erfüllte Herz beruhigt; indem er zahllose unbändige, gottlose und ungehorsame Kinder zur Eingezogenheit, zur Unterwürfigkeit, zur Andacht und zum Gehorsam umstimmt, und pflichtvergessene Eltern, die ihren Kindern Aergerniß gaben und Anleitung zum Bösen, zum Gefühle und zur Uebung ihrer Pflicht zurückbringt, und sie zur christlichen Erziehung ihrer Kinder bewegt. Süßen Trost muß er empfinden und heilige Freude, wenn er sieht, wie so manches ungerechte Gut als Folge seiner Ermahnung im Beichtstuhle zurückerstattet, so manche verletzte Ehre wieder hergestellt, so manche Sünde verhütet wird. Wenn die Engel im Himmel sich freuen über die Bekehrung eines Sünders, soll nicht auch das Herz eines frommen Priesters sich freuen, wenn er — nicht einen — sondern viele, recht viele Sünder zu Gott sich bekehren sieht?

Als der hl Ludwig Bertrand sich in dem Dominikanerkloster seiner Vaterstadt Valencia aufhielt, kam eines Tages ein großer Sünder zu ihm zur Beicht. So oft dieser eines seiner Vergehen nannte, schaute er jedesmal dem Beichtvater in's Gesicht, und beobachtete dessen Mienen, bemerkte aber zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß das Antlitz des Beichtvaters immer gleich heiter und sanft

blieb, und sich bei Anhörung so vieler und so großer Sünden nicht im geringsten veränderte. Am Schlusse seines Sündenbekenntnisses sagte der Büßer, er habe noch eine Sünde zu beichten, die er gerade jetzt im Beichtstuhle begangen habe. Das Gesicht des Heiligen zeigte auch dann nicht die geringste Ueberraschung. Nun erklärte der Beichtende, er habe über den Beichtvater freventlich geurtheilt, indem er soeben dachte, derselbe müsse mit den genannten Sünden gar wohl bekannt sein, vielleicht manche derselben selbst begangen haben, da er sie so ruhig angehört habe. Auch bei dieser gewiß überraschenden Erklärung blieb das Gesicht des heiligen Mannes ohne Veränderung, und freundlich entgegnete er: „Ich bin freilich ein großer Sünder, und mein Undank gegen Gott dürfte wohl noch größer sein, als der deinige, obwohl ich keine der genannten Sünden je begangen habe. Ich hörte alle deine Sünden deshalb ohne Ueberraschung an, weil ich dein offenes und reuiges Geständniß für ein sicheres Zeichen ernsten Vorsatzes der Besserung und wahren Bußgeistes hielt; es freute mich, zu sehen, wie du dich eines Uebels nach dem anderen durch die Beicht zu entledigen suchtest. Ich ergötzte mich nicht an deinen Sünden, sondern freute mich deiner Aufrichtigkeit. Es schmerzte mich zwar, daß der liebe Gott so schwer durch dich ist beleidigt worden, aber größer war meine Freude, dich als verlorenen Sohn wieder heimkehren zu sehen. Du weißt ja, daß der göttliche Heiland gesagt hat, die Engel hätten größere Freude über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Darf ich mich nicht mit den Engeln über deine Buße freuen?" — Diese Worte erweichten das Herz des Sünders vollständig, und er ward von nun an ein ganz anderer Mensch.

Eine andere kirchliche Handlung, die dem Priester zu wahrhaft himmlischer Freude gereicht, ist die Spendung der heiligen Kommunion. O erhabene Freude, den andächtigen Gläubigen den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi zum Genusse zu reichen, Zeuge zu sein, wie Gott sich mit dem Menschen vereinigt! Daß der Priester nun diese Vereinigung Gottes mit dem Menschen und des Menschen mit Gott verwirklicht, o welche Hoheit und Heiligkeit seines Standes! Und dies wird bewirkt durch die heilige Kommunion, die aber auch die Krone aller Arbeit und Mühen des Priesters ist, denn das Ziel und Ende seines Berufes ist, die Seinigen mit Gott zu vereinigen, um sie hienieden schon zu beglücken durch den Vorgeschmack der ewigen Seligkeit. Und sieht er hienieden noch die Frucht seiner Bemühungen—und zwar öfters—reifen, o mit welcher Freude, mit welch' seligen Gefühlen wird er erfüllt werden, und vor allem bei der ersten heiligen Kommunion der Kinder.

Die erste hl. Kommunion der Kinder ist nicht nur der höchste Ehren- und Gnadentag für die Erstkommunikanten selbst, sondern auch der größte Freudentag für die Eltern der Kinder, für die ganze Gemeinde, und besonders für den Priester. Wie tief ergriffen ist er bei dieser so heiligen Handlung; welche Gefühle bestürmen sein Herz, das zwischen Furcht und Hoffnung schwebt betreffs der Zukunft jener Kinder! Wie innig empfiehlt er sie dem Schutze Gottes, wie warnt er sie vor den Gefahren, denen sie entgegen gehen! Monatelang hat er sie auf diesen Tag vorbereitet, und nun macht er ihn zu einem Ehrentage, zu einem Freudenfeste für die ganze Gemeinde, worauf sich jung und alt lange im voraus freut, dessen Eindruck unaus-

löschlich bleibt. Selbst der dem Grabe zuschwankende Greis fühlt sich an diesem Tage verjüngt; er erinnert sich an die Zeit seiner Jugend und Unschuld, und erblickt im Geiste die ehrwürdige Gestalt des Priesters, der ihn zur ersten heiligen Kommunion vorbereitete, und den festlich geschmückten Altar, an dem er sie empfing.

Die Feierlichkeit der ersten heiligen Kommunion ist somit ein Weck= und Mahnruf, der an alle ergeht.—Ist es uns nicht, als hörten wir den göttlichen Heiland selber zu dieser auserwählten Schaar sprechen:

Mein Kind! Geschmückt im Feierkleide,
Betrittst du heute fromm mein Haus;
Voll stiller, süßer, heil'ger Freude
Entziehst du dich dem Weltgebraus:
  Und duftig sprießt der Andacht Blüthe
  Aus deinem dankenden Gemüthe.

Du bringst der Gaben schönste, beste,
Die Liebe und die Reinigkeit,
Zum geistlichen Vermählungsfeste,
Bist opferwillig, dienstbereit:
  Vergiß im spät'ren Weltgewühle
  Doch nie des heut'gen Tags Gefühle!

Es zieht dein gläubig frommes Flehen
Gleich Weihrauchwolken himmelwärts,
Und ehrfurchtsvoll die Engel stehen,
Denn, Kind, ich selbst zog in dein Herz.
  Kein Engel hat sie je empfunden,
  Die Seligkeit, die du gefunden.

Ich ruhe nun in deinem Herzen,
Und gab dafür das meine dir;
Bedenk' es wohl, der Sünde Schmerzen
Allein entfernen dich von mir:
  D'rum schwöre treu zu mir zu halten,
  Dein Herz nach meinem zu gestalten.

Dies sei des heut'gen Tages Segen:
Ich schreib' dich meinem Herzen ein;
Du bringst das deine mir entgegen,
Das meine soll ihm Vorbild sein:
Dann schmück' ich mit der Ehrenkrone
Dich einst auf meines Himmels Throne.

Eine hohe, geistliche Freude ist es ferner für den Priester, das heilige Sakrament der Taufe zu spenden, und Konvertiten in den Schooß der Kirche aufzunehmen. — Durch die heilige Taufe führt er Gott gereinigte Kinder zu, wandelt Kinder des Zornes in Erben des Himmels um, und macht sie zu Tempeln des heiligen Geistes. Durch die Aufnahme von Konvertiten bringt er nach der Wahrheit ringende Seelen aus dem Reiche der Finsterniß und des Irrthums zur Quelle des Lichtes und in den Schooß der Sicherheit.

Kommt nun der Oberhirte der Diözese, der Bischof, in seine Gemeinde, das heilige Sakrament der Firmung zu spenden, so führt er ihm eine wohlgerüstete Kriegerschaar entgegen, sie in die Reihe der Kämpfer für Christus und seine Lehre aufnehmen zu lassen. Er fühlt sich bei ihrem Anblick reichlich belohnt für alle seine Mühen, und Freude verklärt sein Auge während der Bischof sie mit dem Chrysam des Heiles salbt.

Meldet sich dann beim Priester ein junges Paar zur Schließung des heiligen Ehebundes, so ist das wieder eine Quelle des Trostes und der Freude für ihn, denn unter den heutigen Verhältnissen muß er Gott danken, wenn junge Leute, ungeachtet der Gelegenheit und des Beispieles, das sie umgibt, den Ehestand nicht gegen den Willen der Kirche, mit Verachtung ihrer Vorschriften, außerhalb derselben antreten. —

Eine unversiegbare Freudenquelle, rein und lauter, sind also die geistlichen Amtsverrichtungen für den Priester. — In der Kirche sorgt er für das Seelenheil des leiblich gesunden Christen, außerhalb derselben aber für das Seelenheil der Kranken und Sterbenden. Und auch am Kranken- und Sterbebette findet er oft Trost und Freude.

Wenn je die Nothwendigkeit der Religion, und zwar der katholischen, gefühlt wird, so ist es beim Herannahen des Todes. Wenn je der Trost der Gnadenmittel, welche die katholische Kirche ihren Kindern spendet, gesucht und beansprucht wird, so ist es beim Sterben. Wenn je die Dienste des Priesters angenehm sind und nothwendig erscheinen, wenn je alle Vorurtheile gegen seinen Stand verschwinden, so ist es in jenem für den Menschen so wichtigen und schrecklichen Augenblicke, da der Tod mit seiner eisernen Hand, mit seiner unabweisbaren Forderung, mit seiner unüberwindlichen Gewalt sich beim Menschen anmeldet. Den Menschen, den Mitbruder leiden zu sehen — o welch' ein Schmerz! Ihn leiden zu sehen mit Ergebung in den göttlichen Willen — o welch' ein Trost für das Priesterherz! Welch' eine Freude für den Priester, wenn er in Verbindung mit den Pflichten seines heiligen Amtes auch etwas zur Linderung der Leiden des Kranken, zur Hebung seines Elendes thun kann.

Lasset uns hintreten zum Bette des Kranken, des mit dem Tode Ringenden, und Zeugen sein, wie die Opferwilligkeit und Pflichttreue des Priesters ihm sogar dort Tröstung und Freude bereitet, wo andere nur den Schmerz, den Jammer und die Trauer kennen. — Hörst du das Stöhnen, siehst du den Schmerz dieses Kranken, dieses Sterbenden? — Nichts, gar nichts kann ihn trösten, kann seine

Leiden erleichtern, als der freundliche Zuspruch: „Der Priester kommt bald!“ Und welche Veränderung, welche Umgestaltung im Inneren und Aeußeren des Kranken, wenn derselbe eintritt. „O wie froh bin ich, daß Sie kommen! Der Gedanke, daß Sie noch nicht hier waren, war für mich schrecklicher, als der Tod selbst.“ Von welchen Gefühlen wird der Priester ergriffen, wenn er vom Kranken so begrüßt wird, wenn er im Krankenzimmer das mit einem reinen, weißen Tuche bedeckte Tischchen wahrnimmt, auf dem ein Kruzifix, geweihte Kerzen, Weihwasser, gewöhnliches Wasser, Baumwolle und überhaupt alles bereitet ist, was zur Spendung der Sterbesakramente vorgeschrieben. Ein guter, liebevoller Samaritan, gießt der Priester nach Spendung der heiligen Sterbesakramente wohlthuendes und erquickendes Oel in die tiefen Todeswunden des Kranken durch Worte des Trostes, der Liebe und Hoffnung; sein Herz ist bewegt wie das Herz eines Vaters beim Anblicke seines sterbenden Kindes, und er bemüht sich, ihm Muth und Kraft einzusprechen für die Reise in die Ewigkeit. Am Krankenbette zeigt sich der Priester als inniger, treuer Freund, als Wohlthäter der Menschheit, als Tröster der Betrübten, und das Bewußtsein dieses seines Amtes und Berufes muß ihm eine von anderen nie empfundene Wonne, eine Freude verursachen, die mit nichts auf dieser Erde zu vergleichen ist.

Stirbt nun eines seiner Pfarrkinder — wie zeigt sich da der Priester? — Eingedenk der Worte des hl. Paulus ruft er den von Schmerz niedergebeugten Angehörigen zu, „nicht zu trauern wie jene, die keine Hoffnung haben,“ sondern sich mit der Hoffnung eines seligen Wiedersehens zu trösten. Und wenn er auch selbst eine Thräne vergießt bei dem Dahinscheiden eines seiner treuen Pfarrkinder und Freunde,

so fühlt er sich doch getröstet und ermuntert durch die Macht des Glaubens; ja er freut sich, daß der Dahingeschiedene dem Kampfgewühle entrückt ist, und es bereitet ihm Freude und Trost, das Versöhnungsopfer des Neuen Bundes für ihn darbringen zu können, damit er desto schneller von den ihm etwa noch anklebenden Makeln gereinigt zur ewigen Anschauung Gottes gelange.

Lieb' und Glaube steh'n vereinet,
Hoffend an des Christen Grab:
Wo die Liebe Thränen weinet,
Trocknet sie der Glaube ab.

Wir glauben diese Schilderung der geistlichen Freuden und überirdischen Tröstungen des Priesters in seinem Berufsleben nicht passender beschließen zu können, als durch folgende Erzählung.

Im Bagno von Toulon.

Am Ufer des mittelländischen Meeres, in einer paradiesischen Gegend, liegen die Städte Marseille und Toulon. In ihrer Nähe liegt im Meere eine kleine Insel, ein kahler Felsen mit einem weitläufigen Gebäude, das fast ganz aus langen Sälen besteht. Einige alte abgetakelte Schiffe liegen im Wasser. Diese Säle und diese Schiffe sind eine Art Zuchthaus für Sträflinge aller Art aus Frankreich, und heißen mit einem Namen das Bagno. Es sind dort gewöhnlich gegen viertausend Züchtlinge untergebracht und führen ungefähr folgende Lebensweise.

Des Morgens um sechs oder halb sieben Uhr, je nach der Jahreszeit, gibt ein Kanonenschuß das Zeichen zur Arbeit. Alle Sträflinge gehen an ihr Geschäft, die einen

im Hafen, die anderen im Arsenal oder in der Stadt. Es sind darunter Handwerker aller Art, Köche, Krankenwärter im Spital der Gefangenen, Schreiber zur Führung der verschiedenen Listen, und Schiffsbauer. Die Arbeit wird vom Vorstande bestimmt, der Ertrag gehört jedoch den Verurtheilten, die darüber nach Belieben verfügen können. Zum Essen bekommen sie nur Schwarzbrod und Bohnensuppe, und jene, welche sehr schwere Arbeit haben, täglich etwas Wein. Am Mittag wird eine halbe Stunde geruht. Um drei Uhr hört die Zwangsarbeit auf, die Gefangenen müssen in ihre Säle oder auf ihre Schiffe zurückkehren, und können nun die übrige Zeit nach Gutdünken zubringen. Mit Sonnenuntergang gibt ein Kanonenschuß das Zeichen zum Schließen der eisernen Gitter, und während der Nacht gehen Schildwachen auf und ab. Schlechte Lampen verbreiten in den Schlafsälen ein wenig Licht und vielen übelriechenden Dampf; auf den Brettern, die als Lager dienen, liegt eine lange Reihe von Männern, dann kommt ein Wächter und steckt durch den letzten Ring der Kette, welche jeder Sträfling trägt, eine eiserne Stange, welche durch den ganzen Saal geht und mit Haken und Schlössern an den steinernen Boden befestigt wird.

Keine Freundschaft besteht im Bagno, nur Haß mit seinem ganzen abscheulichen Gefolge von Eifersucht, Stolz, Wuth, Gotteslästerungen und Vorwürfen. Flüche und Verwünschungen hört man jeden Augenblick. Gleiche Erniedrigung ruht auf allen. Jeder behandelt seine Schicksalsgenossen mit der gleichen Verachtung, mit der ihn seine Vorgesetzten behandeln. Es ist ein wahres Bild der Hölle. Das Bagno gibt seinen Gefangenen nicht anders mehr zurück, als auf

der Stirne bezeichnet mit dem Kennzeichen, das seine Verworfenheit allen verkündet.

Qualvoll und trostlos genug war es also im Staatszuchthaus. Der Durst nach Freiheit, Erlösung und Hilfe war brennend heiß in aller Herzen—und es sollte ihnen der Quell des frischen Lebenswassers erschlossen werden. Zeit und Stunde war dafür gekommen.—In der Stadt Toulon saßen eines Tages zwei Geistliche beisammen, der eine war der Seelsorger des Bagno, der andere ein Missionär. Ersterer erzählte von seinem schweren Amte unter den Sträflingen und von seinen fast fruchtlosen Mühen um sie. Da fällt ihm auf einmal der Missionär in's Wort: „Wie wäre es, wenn Sie den Sträflingen eine Mission halten ließen? Was meinen Sie, wie würde sie aufgenommen werden?"

Dem guten Gefängnißgeistlichen zitterte das Herz vor Freude bei dem Gedanken, was für ein Segen für diese armen, ihm anvertrauten Seelen dies sein müßte. Aber er sah Hindernisse verschiedener Art, die sich der Durchführung dieses Vorhabens entgegenstellten. Es mußte ein Monat Zeit darauf verwendet werden, und wenigstens zehn Geistliche waren dazu nothwendig. Wo nun diese unterbringen, womit sie erhalten? Ungeachtet seines guten Willens erkannte er, daß ihm dies unmöglich sei; außerdem öffneten sich die Gitter des Bagno nur auf Befehl des Ministers und wie war dieser zu erlangen?—Was war da zu machen? —Zu beten! Das Gebet bleibt immer das größte Hilfsmittel der Christen; es ist ihre Stütze und ihre Kraft; es hat auch schon öfters Kerker und Herzen aufgeschlossen. Und so betete man viel, inständig, anhaltend.

Und die Herzen thaten sich auf, und auch das Staats-Gefängniß. Am 23. Oktober 1849 zogen beim Kanonen-

schuß um sechs Uhr morgens neun Missionäre aus der Gesellschaft Jesu in das Bagno, um dort einen Monat lang eine Mission zu halten. Sie vertheilten sich sogleich in die fünf Säle und vier Schiffe. Der Unterricht morgens und abends konnte nur eine halb Stunde dauern, nur am Sonntage wurde mehr Zeit gegeben. Die Zuhörer bestanden aus Leuten jeder und keiner Religion, es war also keine leichte Sache, ihnen zu predigen. Zu allererst machten die Missionäre bekannt, daß sie nur gekommen wären, im Namen Jesu für ihre Seelen zu sorgen, keineswegs aber Erleichterung oder Freilassung vom Gefängniß zu verschaffen. Das war ein Meisterschuß. Denn vielleicht zum ersten Male seit langer Zeit wurde der größte Theil der Gefangenen aufmerksam gemacht, daß es um ihre Seele noch schlechter bestellt sei, als um ihren Leib.

Den ersten Unterricht hörten die Sträflinge mit Neugierde und Staunen an. Die meisten waren unwissend in der katholischen Lehre, viele wußten nicht, daß es einen Gott gibt und daß sie eine Seele haben. Es galt also vor allem, sie in den Grundwahrheiten des Glaubens zu unterrichten. Am ersten Sonntage wurde auf dem Platze, wo sonst das Schaffot, das Werkzeug der Hinrichtung für gänzlich Unverbesserliche stand, ein Altar errichtet und die hl. Messe gelesen. Die Sträflinge in ihren Ketten standen ringsum und wohnten dem heiligen Opfer mit aller Ruhe und Aufmerksamkeit an. Für viele war es das erste Mal. Dasselbe geschah am Allerheiligenfeste. Noch war nicht viel von einer Wirkung zu bemerken, bis der Allerseelentag die Herzen aufthaute und erwärmte. An diesem Tage wurde morgens die hl. Messe gelesen für alle verstorbenen Verwandten der Sträflinge. Der Missionär hatte zuvor eine

Anrede an alle gehalten, und ihnen die Pflichten gegen ihre Angehörigen erklärt. Er redete von den Eltern, Gattinen und Kindern, die sie draußen gelassen, von lieben Brüdern und Schwestern. Er weckte das Andenken an jene Zeit, wo sie in Kindesjahren noch schuldlos waren und fröhlich dahinlebten. Ihre Herzen wurden weich, und nun war die Zeit gekommen, in das gelockerte und erwärmte Erdreich den Samen des göttlichen Wortes zu streuen. Die Sträflinge sahen ein, daß die Missionäre nur ihr Wohl anstrebten; sie wurden gerührt durch die Worte der Liebe, denn sie, die sonst nur die rauhen Befehle ihrer Vorgesetzten hörten, vernahmen hier auf einmal den Namen Brüder. Was ihnen ganz besonders groß erschien an den Missionären, war der Umstand, daß dieselben trotz der ausgebrochenen Cholera bei ihnen blieben. So hatten die Priester den Weg zu den Herzen der Gefangenen gefunden, und der Erfolg war gesichert. Thränen flossen den Sträflingen über die Wangen als sie von Gnade und göttlichem Erbarmen hörten. Als der Obere der Mission infolge der Anstrengung krank wurde, warfen sie sich in der Mittagserholung öffentlich auf die Kniee und beteten um die Gesundheit des geliebten Vaters.

Dennoch blieben unter der so großen Anzahl lasterhafter Menschen einige verstockt und erkannten nicht, was ihnen zum Heile diente; aber auch diese mußten dazu beitragen, den Erfolg der Gnade Gottes bei den Gebesserten zu bekräftigen. Als die letzteren eines Tages während der Ruhepause ein geistliches Lied anstimmten, unterbrachen erstere dasselbe durch Schreien, Pfeifen und Verhöhnen. Zu jeder anderen Zeit würde eine solche Beleidigung einen blutigen Streit zur Folge gehabt haben, nun aber traten Demuth

und Vergebung an die Stelle. „Wir haben Gott lange genug durch unsere Lästerungen beleidigt," sagte ganz sanft einer der Sänger, „laßt uns nun durch Bußgesänge unsere Gefangenschaft heiligen."

Um ihrer Arbeit noch reicheren Segen zu verschaffen, beschlossen die Patres, den Schutz der lieben Mutter Gottes, der Zuflucht der Sünder, herabzurufen. Sonntag, der 11. November, wurde als der Tag bestimmt, an welchem sich die Sträflinge der allerseligsten Jungfrau weihen sollten. Von reichem Blumenschmucke umgeben erhob sich ihre Statue über dem Altar. Viele vornehme Herren und Damen aus der Stadt waren herbeigekommen und wohnten dem hl. Opfer an, dasselbe durch frommen Gesang verherrlichend. Nach der hl. Messe hielt der Obere der Mission eine Anrede an die andächtige Versammlung. Er verglich die seligste Jungfrau mit dem Regenbogen, welcher der Welt nach den Verheerungen der Sündfluth erschien; sie habe den Hoffnungsstrahl der Vergebung auch in den Herzen dieser Unglücklichen aufgehen lassen. Ihr weihte er die ganze Versammlung; er beschwor die Mutter der göttlichen Gnade, diese Kinder des Elendes zu segnen, ihre Ketten als ein Opfer anzunehmen, und ihnen dafür einstens im Himmel die Fesseln der Liebe zu geben, die die Seligen vereint. Auch die Familien der Verurtheilten vergaß er nicht. Er opferte der Trösterin der Betrübten, die Thränen der von ihnen getrennten Väter, Mütter, Frauen und Kinder auf. Bei diesen Worten brachen die Sträflinge in lautes Schluchzen aus, und als der Missionär sie schließlich aufforderte, auch für diejenigen zu beten, für welche Gefangene gewöhnlich nur Haß und Bitterkeit haben, nämlich für die Beam-

ten der Strafanstalt — da stimmten sie mit freudiger Andacht in das Gebet des Priesters ein.

Die Fürbitte der seligsten Jungfrau zog alle diese Seelen zu den Missionären. Sie begriffen die Nothwendigkeit der Vergebung und Verzeihung der Unbilden; die falsche Scham verschwand mehr und mehr, öffentliche Genugthuungen fanden statt, und in allem zeigte sich eine vollständige sittliche Umwandlung.

Am 18. November sollte die Abbitte vor dem heiligsten Altarssakramente stattfinden, um dem göttlichen Herzen Jesu Ersatz zu leisten für die vielen Unbilden, womit sie es beleidigt hatten. Am genannten Tage, morgens um acht Uhr, hielt der Pfarrer von Toulon das Hochamt in Mitte der Gefangenen. Aus der Stadt war eine große Menge Menschen herbeigeströmt. Nach der hl. Messe wurde eine feierliche Prozession mit dem Allerheiligsten gehalten. Wie liebend mag da wohl das heiligste Herz Jesu geschlagen haben, als es im Triumph durch die Reihen dieser bekehrten Sträflinge getragen wurde, welch' reicher Segen mag ihm über diese mit Ketten beladenen armen Menschen entströmt sein! — Nach der Prozession predigte der Missionsobere über die Sünde und ihre Greuel, über die Güte, womit der Heiland bereit sei, den Reuigen zu vergeben, und über die Pflicht, Abbitte für die ihm zugefügten Beleidigungen zu leisten. Die Gefangenen lauschten seinen Worten mit tiefer Rührung. Ein unerwartetes Ereigniß bewies dies. Im Verlaufe der Rede hatte der Priester erklärt, daß jeder Christ seinen Beleidigern verzeihen müsse, wenn er auf Vergebung hoffe, und sich gegen die Sträflinge wendend, sprach er: „Verzeihet ihr eueren Feinden, eueren Anklägern, eueren Richtern und allen, die schuldiger oder unschuldiger Weise zu

eueren Leiden beigetragen haben?" Und tausendstimmig scholl ihm der Ruf entgegen: „Wir verzeihen!" Diese plötzliche, unerwartete, freiwillige Antwort erschütterte tief die Missionäre und alle Anwesenden. Und daß sie aus aufrichtigem Herzen kam, bewies sich noch am Abend des gleichen Tages. Als der Priester zur Zeit des Anschließens durch die Säle ging, ergriff ein Sträfling seine Hand, und sie unter Thränen küssend, sprach er: „Hochwürden, heute haben Sie Großes bewirkt. Die Welt kennt die Rachsucht der Korsikaner; von heute an soll sie wissen, daß sie auch verzeihen können. Meiner Blutrache war noch ein Mann verfallen: ich verzeihe ihm." — Dieser Tag, diese Feierlichkeit der Abbitte vor dem Herzen Jesu im heiligsten Sakramente, sollte die reichlichsten Früchte bringen.

Die Mission hatte nun bald einen Monat gedauert, am 25. November sollte sie geschlossen werden durch eine allgemeine hl. Kommunion. Da nun die Zahl derjenigen, welche sich auf den Empfang derselben vorbereiteten, so groß war, daß die Missionäre die beiden letzten Nächte in den Schlafsälen mit Beichthören zubringen mußten, geschah das Unerhörte im Bagno: das Anschließen der Sträflinge unterblieb. Die Priester hatten ihnen gesagt: „Seht, wir haben weder Flinten noch Säbel, und doch sollt ihr nicht angeschlossen werden; denn wir haben unser Wort gegeben, daß alles in Ordnung bleibt." Und wirklich, auch nicht ein Schein von Unordnung fiel vor.

Der letzte Tag der Mission war da. Es war Sonntag. Die hl. Messe wurde um acht Uhr gefeiert. Mehr als zweitausend Personen aus der Stadt hatten um die Erlaubniß gebeten, dem Feste beiwohnen zu dürfen. Der Bischof von Frejus celebrirte und sollte die hl. Firmung ertheilen.

Mehr als viertausend Gefangene waren versammelt. Zweitausendfünfhundert waren zur hl. Kommunion vorbereitet worden, unter diesen zweihundertundfünfzig, welche zum ersten Male zum Tische des Herrn gehen sollten, und ungefähr zwölfhundert, welche die hl. Firmung erhalten sollten. Die zweihundertundfünfzig Sträflinge, welche zur ersten hl. Kommunion gingen, knieten mit brennenden Kerzen in den Händen um den Altar. Die hl. Kommunion fand in der größten Ordnung statt. Eine tiefe Rührung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt beim Gedanken an die Güte des Herrn, der niemanden verachtet, alle erhört, welche zu ihm rufen, und Gnade und Vergebung allen gewährt, die seine Barmherzigkeit anrufen. Im Gewande des Elends, mit Ketten beladen, nahten sich die Sträflinge dem heiligen Mahle. — Nachmittags um drei Uhr ward der Segen mit dem Allerheiligsten gegeben, worauf der Bischof ihnen das hl. Sakrament der Firmung spendete. Die Militärmusik erhöhte die Feierlichkeit, und das ganze Fest goß eine heilige Freude über die Gemüther, so daß einer der Sträflinge sagte: „Ach das ist zu schön, als daß es länger als einen Tag dauern könnte!“

Zum Schlusse der heiligen Handlung bestieg der Missionsobere noch einmal die Kanzel, um diesen nun so begnadigten Seelen noch einige ermahnende Worte zuzurufen, sie zur Beharrlichkeit zu ermuntern und ihnen im Namen seiner geistlichen Gehilfen Lebewohl zu sagen. Seine Abschiedsworte wurden in tiefster Stille angehört, und als der Missionär die Kanzel verlassen hatte, stürzten ihm die Sträflinge entgegen, ergriffen seine Hände, bedeckten sie mit Thränen und Küssen. Das Gleiche wiederholte sich am Abend, als die Missionäre abzogen. Viele Sträflinge weinten wie die

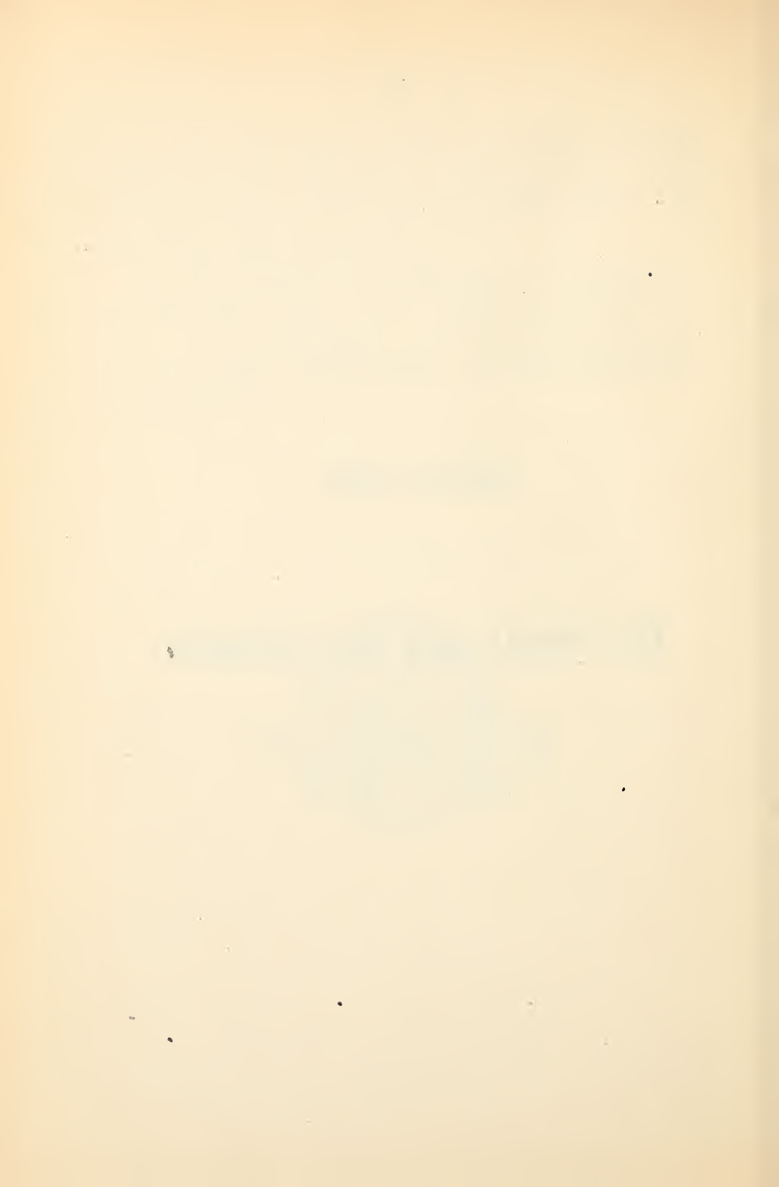
Kinder, und alle kehrten geduldig und friedlich auf ihre Schiffe und in ihre Säle zurück, das Herz voll Freude über diesen schönen Tag, den sie mit Recht zu schön fanden, als daß er länger hätte dauern können.

Wer aber beschreibt das Dankgefühl, die heilige Freude, den himmlischen Trost, den die opfermuthigen Missionäre fühlten, als sie wahrnahmen, wie reichlich und gnadenvoll Gott ihren Muth, ihre Hingebung, ihre Mühe und Geduld belohnt hatte? —



Zweiter Theil.

Die Schule und ihre Aufgabe.



Erstes Kapitel.

Aufgabe der Schule.

Bildung des Geistes.—Ordnung.—Bewahrung vor schlechtem Beispiele.—Religionsunterricht.

Wenn das neuvermählte Brautpaar nach der kirchlichen Einsegnung und sakramentalischen Weihe des Ehebundes froh und mit heiligen Entschlüssen nach Hause zurückkehrt, treffen die Herzen beider bald in dem Wunsche zusammen, der Herr wolle sie durch einen Sprößling den Segen des ehelichen Glückes genießen lassen. — Sie werden erhört, ihr Wunsch ist erfüllt. Die Elternsorge beginnt. Die Mutterliebe kennt keine Beschwerde, alles an dem jungen Weltbürger erscheint ihr liebenswürdig, kein Opfer ist der beglückten Mutter zu groß. Das Kind gedeiht, und wächst in die Jahre, da es zur Freude der entzückten Eltern zum ersten Male die Worte „Vater“ und „Mutter“ lallet; und die fromme Mutter beginnt mit dem Kinde den Unterricht, angemessen dem unschuldvollen Herzen und dem noch

unentwickelten Verstande. Nur kurze Zeit ist es der Mutter vergönnt, des Kindes Lehrerin zu sein, denn unvermerkt kommen die Jahre, da der sich entwickelnde Geist Nahrung sucht, die ihm zu reichen die Mutter wenn auch die Kenntniß, doch nicht die Zeit hat.

Nun tritt die Schule den Eltern freundlich entgegen und nimmt ihnen einen großen Theil der Sorge ab, denn ihre Aufgabe ist es, Herz und Geist der Kinder zu bilden, und sie in wohlberechnetem Stufengange immer höher und höher zu führen, und sie dann den Eltern wieder zurückzugeben, ausgerüstet mit den nothwendigen Kenntnissen für das bürgerliche Leben, ausgerüstet mit guten, christlichen Grundsätzen, und fähig, von den Mitteln Gebrauch zu machen, welche den Menschen zur Erreichung seiner ewigen Bestimmung führen.

Ist zwar in diesen wenigen Worten in gedrängter Kürze alles gesagt, was die Schule leisten soll, so ist es doch der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen nicht überflüssig, ausführlicher darüber zu sprechen.

Es ist den Eltern unter gewöhnlichen Verhältnissen durchaus nicht möglich, ihren Kindern in der Religion und in den anderen Lehrfächern jene Ausbildung zu geben, deren sie für ihr künftiges Leben bedürfen. Der Unterhalt der Familie nimmt alle Zeit und Kräfte der Eltern in Anspruch, und selbst wenn sie die zum Unterrichte nöthige Zeit hätten, so fehlt es ihnen — mit seltenen Ausnahmen — an Kenntniß der Art und Weise, die Kinder leicht und unvermerkt von Stufe zu Stufe weiterzuführen. In der Schule herrscht in Beibringung der Unterrichtsgegenstände eine gehörige und wohlgeordnete Abwechslung, wie sie der Unbeständigkeit des jugendlichen Geistes entspricht, und wie sie das Gedeihen

des Unterrichts erfordert. Ordnung im Unterrichte genau einzuhalten ist nur die Schule im Stande, wohingegen dies in einer Familie wegen der stets vorkommenden Hindernisse unmöglich ist. Zudem haben Eltern mit ihren Kindern bei weitem nicht die Geduld, wie sie der Lehrer hat; bemerken aber die Kinder Unwillen und Ungeduld, so werden sie muthlos, ihre Lust zum Lernen ist dahin. Ganz anders ist es in der Schule. Der Lehrer ist an die ungeschickten Antworten der Kinder gewöhnt, er verbessert dieselben mit freundlicher Gelassenheit, das Kind verbleibt daher in seiner ruhigen Stimmung, es hört andere Schüler antworten, und lernt daraus das Fehlerhafte der eigenen Antworten einsehen. Die Eintheilung der Schule in Klassen nach dem Alter und den Fähigkeiten der Schüler befördert ungemein die Entwicklung des Verstandes und gewährt Vortheile, welche beim Einzelunterricht gänzlich fehlen. Freilich erscheint oft den Eltern talentvoller Kinder der Lehrgang in der Schule zu langsam; allein man täusche sich nicht: Ueberladung bringt Verwirrung. Der Schüler lernt dann von vielen Dingen nur etwas, im Ganzen nichts; indeß der langsame, wohlerwogene Gang des Unterrichtes so bemessen ist, daß der Schüler das wenige, das er nach und nach lernt, gründlich versteht, und von Klasse zu Klasse steigend, im Bereiche seines Wissens mit sicheren Schritten vorwärts geht.

Hat er endlich in der Schulbildung jene Jahre erreicht, da er von der Schule Abschied nehmen kann, so wird er mit den erlangten Kenntnissen in jedem Fache, das er ergreift, sich leicht zurechtfinden, denn sein herangereifter Verstand lehrt ihn, das Gelernte auf die Verhältnisse seines Lebens anzuwenden. Daher ist es eine andere, ebenso wichtige

Aufgabe der Schule, daß sie ihre Schüler als Bürger zweier Welten erfasse, und nach der Lehre Jesu Christi, des größten aller Erzieher, des mächtigsten Weltenlehrers, die ihr anvertrauten Kleinen nur unter steter Hinweisung auf ihre ewige Bestimmung zur Tugend erziehe. „Suchet zuerst das Reich Gottes, und seine Gerechtigkeit.“ (Matth. 6,33.) Die Schule ist die Vorbereitung auf das spätere Leben in der Gemeinde, in der Kirche und im Staate. Die Erziehung in derselben soll also die Menschen tüchtig machen für das kirchliche wie für das bürgerliche Leben, oder, um mit dem Evangelium zu reden, daß sie „Gott geben was Gottes ist, und dem Kaiser was des Kaisers ist.“ (Luk. 20, 25.) Sie muß Bürgersinn und Vaterlandsliebe, aber auch kirchlichen Sinn wecken und stärken.

Faßt der Lehrer nun seine Aufgabe als Erzieher so auf, daß er in der Schule nur die in der Familie begonnene Erziehung fortsetzen und ergänzen soll, so kann er sich seiner Aufgabe nur freuen, weil er sich in Gemeinschaft mit der Wirksamkeit der Eltern weiß, weil er in dem in geordneter religiöser Familie aufwachsenden Kinde einen dankbaren Boden für seine Arbeit, ein offenes Ohr für sein Wort, ein liebevoll hingebendes Gemüth für gute Lehren und heilsame Ermahnungen findet. Dieses erfreuliche Verhältniß besteht aber zwischen Schule und Familie heutzutage nur in außerordentlichen Fällen, beide sind vielfältig im Kampfe miteinander. Die Familie kämpft mit den Sorgen des Lebens um ihre Existenz, der religionslose Staat steht im Kampfe mit der Kirche, und dieser außerordentliche Zustand der sittlichen und religiösen Verhältnisse, die Stellung des Staates der Erziehung gegenüber ist gefahrdrohend für

unsere Jugend geworden. Die Schäden liegen offen vor unseren Augen, es gilt sie zu heilen. Die Kirche muß an der Schule Samariterdienste thun, sie muß Oel und Wein in ihre Wunden gießen, sie darf nicht ermüden in der Pflege derselben, kurz sie muß auf der katholischen Schule bestehen.

Die religionslose Schule leistet die Dienste einer Magd, denn sie sorgt für das zeitliche Fortkommen des Menschen; die katholische Schule, indem sie zur Religion, Sittlichkeit und Tugend erzieht, ist eine Werkstätte des Geistes Gottes, des heiligen Geistes. Ihre Erziehung geht dahin, den Menschen einen edleren Genuß als den Genuß der Sinne, einen edleren Zweck des Lebens als Zeitvertreib und Zeitverderb zu lehren, ihm ein reines Auge, einen erleuchteten Verstand, einen frommen Sinn zu geben, ohne welche alle erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten müßiges Zubehör oder Werkzeuge zum Verderben werden. Wie schön kleidet den Jüngling jede Spur einer moralischen Bildung, die man an ihm wahrnimmt! Gibt es eine holdere Stirne, ein schöneres Auge, als in welchem Zucht und Scham, Aufrichtigkeit, Zutrauen, Bescheidenheit und Liebe — Gottes Geist wohnen? — „Die Weisheit geht nicht in eine boshafte Seele ein, und wohnet nicht in einem Leibe, der der Sünde und den Lastern dient; denn der heilige Geist der Zucht flieht vor dem Heuchler und weichet von Gedanken, die ohne Verstand sind, und wird unterdrückt, wenn die Ungerechtigkeit hereinbricht." (Weish. 1, 4–5.)

Das Streben der katholischen Schule geht dahin, die Kinder an die Uebung des Guten zu gewöhnen, denn das heißt eben sie erziehen. — Zuerst ist es die Ordnung, woran eine gute Schule ihre Kinder gewöhnt. Sie ordnet

Tage und Stunden die das Kind in ihren Räumen verbringt, ordnet seine Arbeiten und gewöhnt seinen Willen. Sie fordert Fleiß, Aufmerksamkeit, Verträglichkeit, Gehorsam, welche Tugenden die Grundbedingungen jeder sittlichen Ordnung sind. Die Schule legt ferner dem Kinde die Pflicht auf, seine Sinne zu beherrschen, die sinnliche Begierde zu bezähmen und seine Gedanken zu sammeln. Dadurch wird der Geist des Kindes gestärkt zur Aufnahme des Wissens, und das Gemüth wird erfüllt mit den Begriffen des Wahren, Guten und Schönen, und festgegründet für Recht und Wahrheit.

Eine der Hauptsorgen der katholischen Schule ist ferner die Bewahrung der Schüler vor schlechtem Beispiele und vor Verführung. Dies geschieht durch unablässige Wachsamkeit über die einzelnen Schüler, und durch gründlichen, für die Uebung im täglichen Leben berechneten Religionsunterricht. Der Religionsunterricht ist der erste und nothwendigste Gegenstand. Ohne ihn läßt sich eine sittlich religiöse Bildung gar nicht denken. Der Schüler soll in der Schule nicht blos die Hauptsätze der Religion, ohne welche ein Christ ohnedies nicht selig werden kann kennen lernen, er soll nach den Grundsätzen seines Glaubens leben lernen. Wie soll das Kind die Gebote Gottes halten, wenn es sie nicht kennt? Wie wird es Gott lieben lernen, wenn es nichts von ihm hört? Wie wird es sich der Kirche freuen, wenn es nicht ihre Bedeutung kennen lernt? Wie wird es seinen Glauben üben, wenn es nichts von dessen Pflichten weiß?

In der katholischen Schule soll der religiöse Charakter des Kindes entwickelt, und durch Unterricht, Gottesdienst, Gebet und Gesang gestärkt werden. Dann bildet sich im

Kinde als herrschende Stimmung der kirchliche Sinn, Liebe zu Gott, für das Gute und Heilige, die willige Unterordnung unter seine Gebote, die Hingabe an Gott und die Opferwilligkeit, welche Gut und Blut für ihn hinzugeben im Stande ist. Ihn muß das Kind suchen, fühlen und finden, im Kleinen wie im Großen, in den Erscheinungen der Außenwelt wie in seinem Innern, im Blatte wie am Baume, im Sturme wie im Sonnenschein, in den Schicksalen des einzelnen Menschen, wie in den Geschicken ganzer Völker und Länder, in Trübsal und Freude, in Sorgen und Kummer, im Leben und im Tode. — Das ist die Aufgabe der katholischen Schule.



Zweites Kapitel.

Schwierigkeiten und Hindernisse.

Bau der Schule.—Lehrerschwierigkeiten.—Der gute Lehrer.—Der priesterfeindliche Lehrer.

Wollen wir hierzulande katholische Schulen haben, so müssen wir — wie die Verhältnisse jetzt liegen — uns dieselben bauen, einrichten und unterhalten. Wenn also nach Gründung einer Gemeinde nicht schon zu allererst eine Schule gebaut wurde, die vorläufig auch zur Abhaltung des Gottesdienstes dient, so ist das erste, wofür der Priester zu sorgen hat, die Errichtung einer Schule, denn ohne eine solche würde mit der Zeit auch die Kirche überflüssig. — Das kostet wieder Geld, und macht viel Verdruß und Aerger. Wie betrübend dies für den Priester ist, kann man sich leicht denken. — Wenn auch die Eltern arm sind, so sollten sie doch stets darauf sehen und darnach trachten, daß sie sich so viel erwerben und zurücklegen, ihren Kindern eine christliche Erziehung geben zu können, denn

das ist besser, kostbarer und werthvoller, als alle Schätze der Welt. Doch was hilft Ermahnung, Aufforderung und selbst Drohung bei Menschen, die von Erziehung keinen Begriff haben? Diese kommen erst zur Einsicht, wenn die Kinder anfangen, die Folgen ihrer Vernachlässigung im Leben zu zeigen, und so lange sie noch zu Hause sind widerspenstig, grob und faul sind, und so bald sie sich selber helfen können, in die weite Welt hinauslaufen und die Eltern sich selbst überlassen. Dann fängt das Jammern an, man läuft zum Priester um sich Rath zu holen, um zu hören, ob man keine gesetzlichen Schritte zur Wiedererlangung der Kinder thun könne u. s. w. Der Priester, dem das Herz schon oft geblutet beim Anblick solcher verdorbenen Kinder, kann da nichts anderes thun, als den sich beklagenden Eltern zu sagen, daß sie allein die Schuld an allem tragen, und daß sie Gott strenge Rechenschaft wegen ihrer grenzenlosen Nachlässigkeit werden ablegen müssen.

Mit dem Bau eines Schulhauses, das in unserer Zeit wegen des darin zu pflegenden religiösen Geistes in gewisser Hinsicht nothwendiger ist, als die Errichtung von Kirchen, sind aber noch nicht alle Hindernisse, die sich dem Priester in der religiösen Erziehung der Kinder entgegenstellen, überwunden. Es gilt nun, einen tüchtigen Lehrer oder eine brave Lehrerin anzustellen, und das macht wieder Schwierigkeiten; denn erstens ist es schwer, eine geeignete Persönlichkeit zu bekommen, zweitens sind die meisten Gemeinden nicht in der Lage, die verlangten Dienste durch das verlangte Gehalt auszugleichen. In größeren Gemeinden, wo Ordenspersonen — Schulbrüder oder Schwestern — den Unterricht übernehmen, fällt diese Schwierigkeit großentheils fort. Bleiben wir also in der Ausführung unseres

Themas bei einer kleinen Landgemeinde, wie sie so zahlreich hierzulande zu treffen sind.

Der Priester war so glücklich, einen Lehrer zu finden, der ihm geeignet für die Stelle schien. Er hat bereits einige Wochen Schule gehalten; der Pfarrer, der doch am besten in der Sache urtheilen kann, ist mit ihm zufrieden. Aber auch die Gemeinde?—Dem einen ist er in der Schule zu streng, obgleich er nur alle erlaubten Mittel anwendet, die Jugend zu guten Christen und treuen Staatsbürgern heranzubilden, und trotzdem die Eltern ihm die besondere Weisung gaben, ihre Kinder zu strafen, wenn sie es verdienen. Doch wehe dem armen Lehrer, sollte er sich erkühnen, die Kinder solcher Eltern verdientermaßen zu züchtigen, ja auch nur unsanft anzurühren — gleich muß er vor Gericht gezogen werden! — Dem andern ist der Lehrer zu gelinde, weil man den Kindern trotz ihres Schulbesuches wenig oder gar keine sittliche Bildung ansieht. Solche Leute haben die verschrobene Meinung, daß der Lehrer allein das Kind gut, fromm, fleißig, gehorsam und sittlich machen müsse. Wäre das Kind stets unter der Aufsicht des Lehrers, so dürfte man vielleicht eine solche Forderung stellen, aber nicht dann, wenn zu Hause verdorben wird, was in der Schule gut gemacht wurde, wenn zu Hause niedergerissen wird, was der Schulunterricht aufbaute. Dem dritten ist der Lehrer zu stolz, weil er nicht beständig in der Gemeinde herumläuft, den Eltern nicht schmeichelt, die Kinder unparteiisch behandelt, anständig gekleidet ist u. s. w. Der gute Lehrer aber, der schon so manche Erfahrungen selbst gemacht, oder doch an anderen die betrübenden Folgen gesehen hat, die eine falsche „Popularität" nach sich zieht, hütet sich wohl vor derlei Unklugheiten; er bleibt zu Hause, ist freundlich

und freundschaftlich gegen alle, und vermeidet die Klippen, die ihm und der Gemeinde nachtheilig sein könnten. Dem vierten ist der Lehrer zu gemein oder umgänglich, weil er öfter zu dem einen oder anderen geht, mit dem er zu reden hat, oder weil er in Gesellschaft, in die er zufällig gerathen, und die keineswegs unpassend oder gar schlecht genannt werden kann, ein Glas Bier oder Wein getrunken hat. Dem fünften spielt der Lehrer die Orgel nicht gut und schön genug, er singt lieber lateinisch als deutsch, spielt die Lieder nicht „wie in Deutschland," oder er hat keine so starke Stimme, daß die Fenster davon klirren. Oder aber — er weist in seiner Eigenschaft als Chorleiter einige, die gerne singen wollten, aber dazu weder Stimme noch Gehör haben, ab und nimmt solche, die Talent und ein schönes Organ haben: wie vielen Zank und Hader setzt es da — vielleicht in der ganzen Gemeinde — ab! Endlich verdirbt es der Lehrer auch oft mit der Gemeinde, weil er sich nicht auf die Seite der Unruhe-Stifter, sondern auf die Seite des Priesters, als seines rechtmäßigen Vorgesetzten, stellt. Dann heißt es gleich: der Lehrer hält auch mit dem Pfarrer und nicht mit uns. Wir erhalten ihn, und doch ist er gegen uns!

Diese und andere Fehler hat man an einem guten Lehrer auszusetzen; aber nicht allein er, sondern auch der Priester muß darunter leiden. Doch wie verschwinden diese Unannehmlichkeiten gegen jene, die ein dem Priester übelgesinnter Lehrer ihm bereitet!

Der Priester, dem seine Umtriebe in der Gemeinde bald bekannt werden, weist ihn zurecht und zeigt ihm, wie er sich zu verhalten habe in der Gemeinde, macht ihn aufmerksam auf die Gefahr, seine Stelle zu verlieren, wenn er sich in

Gemeinde-Angelegenheiten mischt; mit böswilligen Menschen Freundschaft anknüpft u. s. w. Doch alles hilft nichts. Die väterlichen und wohlgemeinten Ermahnungen fruchten nicht; der Lehrer wird böswilliger, gereizter und feindlicher gegen seinen Pfarrer, läßt sich von ihm nichts gefallen, weil er glaubt, zu viele Freunde zu haben, die sich seiner annehmen; er wird sogar grob und anmaßend gegen seinen Vorgesetzten, er verdächtigt sogar den Charakter des Priesters. Es entsteht eine schreckliche Verwirrung und Unordnung in der Gemeinde, so daß man glauben möchte, die französische Revolution sei wieder ausgebrochen, wo Religion und Priester vertilgt, Kirchen und Schulen zerstört werden sollten. — Wie kann bei solchen Wirren und Störungen das Wohl der Kinder, die christliche Erziehung derselben gefördert werden?—Wenn Priester und Lehrer zusammen beschimpft, verhöhnt, verachtet und verspottet werden, oder wenn der Lehrer in die Rechte des Priesters tritt, die Unzufriedenen zur Empörung gegen ihn antreibt, wenn das Beispiel eines undankbaren, Aergerniß gebenden Lehrers, eines solchen, wie wir soeben beschrieben, von den Eltern gutgeheißen und unterstützt wird, kann da erwartet werden, daß Kinder christlich erzogen, daß sie Achtung für die Religion, Ehrerbietung, Unterwürfigkeit und Gehorsam lernen und in ihrem späteren Leben zeigen werden? —

Alle, die auf diese Weise die Wirksamkeit der Schule hemmen, den schlechten Lehrer in Schutz nehmen, den guten verfolgen und den Anordnungen des Priesters betreffs der Schule und des Lehrers widerstreben, binden sich in ihren Kindern selbst die Ruthe, mit der sie späterhin gezüchtigt werden; denn ein Kind, das keine Liebe und keinen Gehorsam gegen Gott, Religion und Priester lernt, wird auch

seine Eltern nicht achten und ehren, sondern Kummer, Verdruß und Schande über sie bringen.

Nachdem wir nun die Schwierigkeiten einigermaßen kennen gelernt haben, die sich der Gründung und Leitung einer katholischen Schule von Seiten übelwollender Katholiken entgegenstellen, wollen wir nur kurz bemerken, daß der Besuch der Staatsschulen seitens katholischer Kinder ebenfalls ein nicht geringes Hinderniß der christlichen Erziehung ist. So oft und so viel gegen letztere schon gewarnt worden ist, so traurige Folgen die religionslose Erziehung derselben ringsum aufzuweisen hat, gibt es immer noch Katholiken, die es dem Priester übelnehmen, wenn er seine Stimme gegen sie erhebt, und nach Pflicht und Gewissen auf die Gefahren aufmerksam macht, denen das Seelenheil der Kinder in denselben ausgesetzt ist. Deshalb wollen wir im folgenden Kapitel die hauptsächlichsten Gründe und Ursachen angeben, warum die katholische Kirche hierzulande so große Opfer für die Pfarrschule bringt, während doch die Staatsschule allen zur Benutzung offen steht.



Drittes Kapitel.

Pfarrschule und Staatsschule.

Dem Unterricht und der Erziehung in der Staatsschule mangelt der sittliche Gehalt. — Sind die Staatsschulen besser als die Pfarrschulen? — Woraus entspringt der Erfolg der Pfarrschulen? — Folgen der religionslosen Erziehung. — Einwürfe und Entschuldigungen.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Religion die Grundlage geordneter Familien- und Staatsverhältnisse sei, ohne welche es weder wahre Sittlichkeit, Ehrlichkeit noch Gehorsam gibt. Wo aber diese Tugenden fehlen, ist es um das Glück des Einzelnen sowohl, wie der Völker geschehen. Die Erziehung muß also religiös sein, und die Schule, als das zur Erziehung gewählte Mittel, darf sich nicht mit dem Unterrichte des Erkenntnißvermögens allein befassen, sondern muß das Kind anleiten, das Gelernte richtig anzuwenden; sie muß den Menschen nicht allein tüchtig machen für das bürgerliche Leben, sondern muß ihn auch

befähigen zu einem höheren Leben, zur Mitgliedschaft des Reiches Gottes auf Erden, für die Ewigkeit.

Diesem Grundsatze: die Jugend an der Hand der Religion zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, zu guten Christen und zu guten Bürgern zu erziehen, hat die katholische Kirche seit ihrer Gründung gehuldigt; diesen einzig wahren Weg zur Beglückung der Völker hat sie eingeschlagen in allen Jahrhunderten — von den Zeiten ihres göttlichen Stifters an bis auf den heutigen Tag. Wo immer der Staat diesem Grundsatze entgegentrat, hat sie mit heiligem Eifer ihr Recht vertheidigt und unter vielen und schweren Opfern ihre eigenen Bildungsanstalten errichtet, um ihrer Ueberzeugung gerecht zu werden. Deshalb hat sie auch in den Vereinigten Staaten ihre Schulen gegründet und ist noch immer bestrebt, dieselben zu vermehren, auszudehnen und zu vervollkommnen, in der vollen Ueberzeugung, daß die Staatsschulen die Hauptbedingung der Erziehung, religiöse Bildung nicht mittheilen können und sie thatsächlich ausschließen.

Da nun zugestanden werden muß, daß die Staatsschulen den wichtigsten Theil der Erziehung — die religiöse Seite derselben — vernachlässigen, so muß auch zugestanden werden, daß die dort vermittelte Bildung eine mangelhafte ist, und diese Schlußfolgerung bestätigt sich durch die gänzliche Abwesenheit sittlichen Gehaltes bei der dort erzogenen Jugend, insofern der Einfluß dieser Schulen in Betracht kommt. Zum Beweise dieser Behauptung diene was Richard Grant White darüber sagt, welcher das amerikanische Staatsschulsystem seit Jahren zum Gegenstande eifrigen Studiums gemacht hat: „Wenn Unwissenheit die Mutter des Lasters wäre, und unser Staatsschulsystem wäre das,

was man für dasselbe beansprucht, so hätten sich die Früchte desselben schon längst in der höheren Sittlichkeit unserer Gesellschaft, in der größeren Reinheit unserer Politik, in der beständigen Abnahme des Verbrechens und Lasters bemerkbar gemacht. Nun ist es aber eine allgemein anerkannte Thatsache, daß wir in dieser Hinsicht Rückschritte gemacht haben. Unsere größeren Städte schwärmen von müßigen und lasterhaften Buben und Jünglingen, welche keine Subsistenzmittel haben; unsere Landdistrikte werden von „Tramps“ heimgesucht — eine Gattung von Wesen, die unseren Vorfahren und in unserer Jugend uns selbst nicht bekannt waren. Verbrechen und Laster haben sich Jahr für Jahr beinahe im Verhältnisse mit der Entwicklung des Schulsystems vermehrt, welches, anstatt die Massen zu bilden, uns ein zweifelhaftes Mischlingsgeschlecht gegeben hat, untauglich zur Arbeit, zur Erlernung der Künste, der Gewerbe und des Handels; abgeneigt, und meistentheils auch untauglich, Farmer oder Handwerker zu werden, so daß nach und nach jede Arbeit, welche eine gewisse Kunstfertigkeit erfordert, meistens von Eingewanderten gethan wird, während unsere eingeborenen Bürger, welche sonst natürlicher Weise eine achtbare und komfortable Stellung in der Gesellschaft einnehmen würden, ihren Unterhalt durch Scharfsinn — smartness — verdienen wollen — auf ehrliche Weise, wenn es geht, auf mehr oder minder unehrliche Weise, wenn es nicht anders geht.“

Unsere katholischen Pfarrschulen hingegen ruhen, wie wir oben ausgeführt haben, auf der Grundlage der Religion; sie sind in Wahrheit Bildungsanstalten, in denen die Jugend zu dem angeleitet wird, was zur allgemeinen Menschen- und Berufsbildung gehört, in denen sie nicht

allein unterrichtet, sondern auch geheiligt wird. Wir glauben nicht, daß uns jemand — trotz der im vorigen Kapitel berührten Ungehörigkeiten seitens einzelner — wird bestreiten wollen, daß in Schulen, welche die Religion gründet und leitet, religiöse Erziehung den ersten Platz einnimmt, den wichtigsten Theil ausmacht. Also haben unsere katholischen Pfarrschulen vollgiltigen Anspruch auf den Titel: Bildungsanstalten, weil Unterricht und Erziehung, Wissen und Thun in ihnen gleichmäßig berücksichtigt wird.

Allein da erheben sich, besonders von Seiten sogenannter „liberaler" Katholiken, gar manche Bedenklichkeiten, als stünden die katholischen Pfarrschulen den Staatsschulen sowohl hinsichtlich der Zahl der Lehrgegenstände, als auch hinsichtlich der Leistungen weit nach. — Der erste Vorwurf hat eine scheinbare Berechtigung, die eben nur scheinbar ist; denn wenn wir den Lehrplan einer Staatsschule mit demjenigen einer Pfarrschule vergleichen, finden wir vielleicht manchen Gegenstand in derselben, den wir bei der letzteren vergeblich suchen, z. B. Algebra, Physik und Chemie; die Buben lernen, wie man Dinte macht, und die Mädchen, daß ein Unterschied ist zwischen Icecream und Chewing-gum. Diese und noch viele andere gemeinnützige Sachen kommen vor, vielleicht auch etwas Moral in einem Reader, die „Duldsamkeit und Liebe" einprägt, den Katholiken aber bei jeder Gelegenheit einen Seitenhieb versetzt. Dabei ist es einerlei, ob die Mary und der John getauft sind, oder nicht; ob Jimmie oder Mamie daheim den katholischen, lutherischen oder jüdischen Katechismus — oder gar keinen lernen; also die gegenseitige „Liebe," und die Duldung — gleichbedeutend mit Verachtung — kurz die „ist-mir-alles-eins" Religion wird in diesen Staatsschulen der

Jugend eingeprägt. — Da entsteht die Frage: „Gehören solche Gegenstände auch wirklich in die Volksschule? — Und die Antwort eines jeden, der nicht in blindem Vorurtheile befangen ist, und den Zweck der Volksschulen — und solche sind sowohl die Staatsschulen als die Pfarrschulen — kennt, wird sein: „Ganz und gar nicht!" Algebra, Physik und Chemie — sollen sie wirklich gelehrt und gelernt werden — gehören in die Hochschule; „in die Dinte" gerathen die Leute später von selbst, und was wir von der sogenannten „Moral" der Staatsschule halten, haben wir bereits oben angedeutet. — Der Zweck der Volksschule ist, zur Volksbildung mitzuwirken, der häuslichen Erziehung fördernd zur Seite zu stehen, und die Kinder in den Stand zu setzen, ihrer zeitlichen und ewigen Bestimmung entsprechen zu können, nicht aber, sie zu einem bestimmten Lebensberufe auszubilden. Dazu sind die Fachschulen, die Handels-, Kunst, Gelehrten-, Militär- u. s. w. Schulen vorhanden.

Der zweite Vorwurf: die katholischen Pfarrschulen stehen in ihren Leistungen den Staatsschulen nach — ist, im allgemeinen genommen, unwahr. Denn, wenn die katholischen Pfarrschulen besonderer Umstände halber irgendwie mangelhaft sind, so sind es erwiesenermaßen auch gar viele Staatsschulen, denen doch alle Mittel zur Beschaffung von Lehrkräften, Lehrmitteln u. s. w. zu Gebote stehen. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die wahrhaft miserabeln Leistungen so mancher County-Schule und jener Stadtschulen, wo politische Protektion bei der Anstellung von Lehrern oder Lehrerinen maßgebend ist. Eine Miß Eastman hat das amerikanische Staatsschulsystem zum Gegenstand einer Vorlesungstour gemacht, und kam bei ihren Forschungen zu folgendem merkwürdigen Ergebnisse:

„Einst fragte ich," so erzählt sie, „den Hauptlehrer der Hochschule einer großen Stadt im Westen, wie viele seiner Schüler wohl im Stande wären, einen fehlerfreien, lesbaren und verständlichen Aufsatz zu schreiben. Nach einigem Besinnen antwortete er: „Einer, und dieser hat seine Bildung nicht in unseren Schulen erhalten." — „Wie viele können wohl," fragte ich weiter, „eine verständliche mündliche Beschreibung irgend eines Gegenstandes geben?" — „Derselbe, und sonst keiner!" antwortete der aufrichtige Lehrer.

Dazu macht der „Cincinnati Commercial" vom 23. Februar 1881 folgende Bemerkungen: „Dieser Fall steht keineswegs vereinzelt da. Junge Leute, die im Stande sind, ihre Gedanken — wenn sie wirklich welche haben — in gewählter Sprache auszudrücken, sind im Vergleiche zu den vorhandenen Unterrichtsgelegenheiten wirklich selten. Wenn hie und da der Vorhang von den Staatsgeheimnissen weggezogen wird, erstaunt man über die vielen Reden, Briefe und Abhandlungen, welche für berühmte Staatsmänner auf Bestellung und gegen Bezahlung gemacht worden sind, indeß die Welt glaubte, deren ureigene Ansichten zu hören und zu lesen. Es gibt wenige Städte in der Union, wo nicht Männer sind, bei deren Erscheinen die Bürger einander zuflüstern: „Sieh, dort ist der Mann der die Mayors-Proklamation schrieb. Dort ist der, welcher alle Reden des Senators N. schreibt," u. s. w. Der Mangel an Bildung tritt noch greller hervor, wenn ein von der Staatsschule Graduirter unerwartet einen kurzen, deutlichen, bestimmten Aufsatz schreiben soll. Hunderte junger Geschäftsleute erhielten eine sogenannte gute Bildung in der Staatsschule; sie schreiben eine ausgezeichnete Handschrift, wenn sie auch

nicht immer gut buchstabiren. Sie haben eine mechanische Kenntniß der Grammatik und Geographie, und sind sogar im Stande, zu analysiren, was doch als eine Hauptерrungenschaft des modernen Schulsystems gilt. Soll aber einer derselben einem Laufburschen ein Originalzeugniß als Empfehlung ausstellen, so werden neun aus zehn nicht im Stande sein, es zu thun." In dieser Weise fuhr genanntes Blatt, welches durchaus nicht zu den Gegnern des amerikanischen Schulsystems gehört, durch eine ganze Spalte hindurch fort, und kam zum Schlusse, daß die amerikanischen Staatsschulen ihre Aufgabe nicht erfüllen. — Aehnlich lautet das Urtheil des Herrn John S. Williams, unter Präsident Cleveland dritter Schatzamts-Auditor, und jetzt Herausgeber der Lafayette, Ind., Sunday Times, welchem er mehrmals in nicht mißzuverstehender Weise Ausdruck verlieh.*) Auch Schreiber dieses erhielt Briefe

---

*) Unter den vielen uns vorliegenden diesbezüglichen Bemerkungen bringen wir nur die folgenden aus der No. vom 8. Juni 1890:

„Die öffentlichen Schulen dieser Stadt sind nicht was sie sein sollten. Die Art und Weise, wie sie Kenntnisse vermitteln, ist weit davon entfernt, erster Klasse zu sein. Dafür ist der auffallende Mangel an Lehrerfolgen in unseren öffentlichen Schulen Beweis. Es ist Zeit, daß man sich hierüber klar werde; es ist Zeit, daß dieser groben Vernachlässigung der zu erziehenden Jugend Einhalt gethan werde. Das ganze System der öffentlichen Schulen, insofern es sich auf den Unterricht der heutigen Jugend bezieht, bedarf einer durchgehenden, vollständigen Umgestaltung. Es sind heute in unseren öffentlichen Schulen Lehrer angestellt, die keine drei Zeilen in richtigem, grammatikalischen Englisch schreiben können. . . . . . Würden die Eltern, von denen viele sich um die Fortschritte ihrer schulbesuchenden Kinder nicht kümmern, auf die wirkliche Ausbildung ihrer Kinder ein größeres Gewicht legen, so würden sie bald ausfinden, daß ich Recht habe. Die

von einem ehemaligen Zöglinge der Staatsschule, jetzt an der Spitze eines Subskriptions = V e r l a g s = G e s c h ä f t e s, deren Schrift nicht allein der eines sechsjährigen Bübleins ähnlich war, sondern die auch, ein Spott auf alle Grammatik und Satzbildung, kaum zu enträthseln waren.

Da leisten unsere Pfarrschulen doch so viel, daß mittelmäßig begabte und fleißige Schüler am Ende des Lehrkursus die deutsche und englische Sprache verstehen und richtig sprechen, mit Verständniß lesen und richtig und leserlich schreiben können; daß sie, abgesehen von der nothwendigen Kenntniß der Grammatik, Geschichte und Geographie, mit den erforderlichen Zahl= und Maßverhältnissen bekannt sind und die in jedem Stande nothwendigen Rechnungsarten richtig anzuwenden wissen. — Hiervon können sich alle überzeugen, welche sich die Mühe nehmen wollen, bei den jährlichen Pfarrschulprüfungen zu erscheinen, vorausgesetzt, daß sie in dieser Hinsicht wirklich urtheilsfähig sind. — Beweis für diese Thatsache ist der Umstand, daß amerikanische Geschäftsleute mit Vorliebe junge Leute beschäftigen, welche ein vom katholischen Priester unterzeichnetes gutes Schulzeugniß beizubringen im Stande sind; ja, daß viele sich geradezu an diesen wenden, um taugliche, gebildete und zuverlässige Jünglinge für ihre Geschäfte, und fleißige, eingezogene und gesittete Jungfrauen für ihre Haushaltungen zu erhalten.

---

wirklich krasse Unwissenheit der heutigen Jugend würde allgemeines Staunen erregen. — Ich weiß, daß ich mir mit dieser Behauptung keine Freunde erwerbe, daß ich damit bei Hunderten anstoße: aber sie ist wahr. — Und frägt man: „wie soll's besser werden?“ so lautet die Antwort: „Durch bessere Schulsuperintendenten, durch bessere Lehrer, durch ein b e s s e r e s S y s t e m.“

Woraus aber entspringt dieser Erfolg unserer Pfarrschulen?—Vor allem aus der Pflege des religiösen Bewußtseins und der Gottesfurcht. Gott ist der Mittelpunkt unserer Schulen, alle Lehrgegenstände werden auf ihn bezogen, und deshalb besitzt unser Lehrplan eine Einheit, wie kein anderes System sie aufzuweisen hat. Eine nicht zu unterschätzende Ursache des Erfolges sind ferner unsere Lehrer und Lehrerinen, welche sich durchschnittlich durch religiöse Grundsätze, Neigung zum Lehrfach, Talent und Kenntnisse vortheilhaft auszeichnen, besonders wenn sie — was in den meisten größeren Pfarrschulen der Fall ist, dem Ordensstande angehören. Aus der wahren, ungeheuchelten Religiosität ihres Charakters fließt herzliche Liebe zu den Kleinen, herablassender kindlicher Sinn im Umgange mit denselben, unermüdliche Geduld mit ihren Schwächen und Fehlern, freundlicher Ernst bei der nothwendigen Bestrafung. Wer vermöchte es besser, sich bei der Jugend Liebe, Achtung und Verehrung zu erwerben, als gottgeweihte Personen, wie die Schulbrüder und Schulschwestern, welche mit Liebe und Freundlichkeit, mit Hoffnung und fröhlichem Gottvertrauen in dem freiwillig und aus Liebe zu Gott gewählten Berufe ausharren? — Eine fernere Ursache des Erfolges unserer Schulen ist die stufenweise, für das betreffende Alter eingerichtete Lehrmethode, mit Ausschluß aller unnöthigen, auf bloßes Schaugepränge berechneten Nebendinge, die zwar ein gewisses Aufsehen erregen, aber niemals wirkliche Kenntnisse ersetzen können. Was in unseren Schulplan aufgenommen wird, wird gelehrt damit es gelernt werde zur Anwendung im Leben, nicht aber um bei Prüfungen damit zu glänzen.

Dem bisher Gesagten könnten wir noch manches andere beifügen über die Behandlung, Anleitung und Ueberwachung in der Schule; wie Körper und Geist, Verstand, Herz, Gefühl und Wille allseitig ausgebildet werden; wie gründlich, die Selbstthätigkeit der Schüler anregend, wie angenehm und anziehend, auf das Gemüth wirkend, zu praktischer Ausübung anleitend der Unterricht ist: doch halten wir das Erwähnte für genügend, um unseren Pfarrschulen in dieser Hinsicht den Vorrang vor den Staatsschulen einzuräumen. Wer aber an der Wahrheit des Gesagten zweifelt, dem steht es frei, persönlich von unserem Schulwesen Einsicht zu nehmen.

Betrachten wir nun die Folgen der religionslosen Erziehung. Ueberall, wo die mit so großem Jubel begrüßte Trennung der Schule von der Religion eingetreten ist, hat man die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß die Entsittlichung des Volkes in schreckenerregender Weise zugenommen hat. Man wollte eine aufgeklärte Jugend heranziehen, und erzielte eine ausgelassene, eine heidnische, eine Jugend, die nichts weniger als zu guten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Allenthalben erschallen Klagen über Verwilderung, Rohheit und Anmaßung, über Widerspruchsgeist, Rechthaberei, Genußsucht, Verschwendung, Ungehorsam gegen Eltern und Vorgesetzte, Unglaube und Verachtung des Heiligsten. Frech drängt sich die religionslos erzogene Jugend hervor, macht überall ihr unreifes Urtheil mit zuversichtlicher Miene geltend, und zuckt über das ernste Wort des gereiften Mannes spöttisch die Achseln. Es ist in unserem Lande, namentlich in größeren Städten, so weit gekommen, daß man sich in einem heidnischen Gemeinwesen zu befinden glaubt und nicht in einem christ-

lichen: natürlich, wo die Lehre Christi nicht verkündet wird, erwartet man vergeblich die Früchte derselben. Die Staatsschulen sind, eben weil sie keine Religion lehren, die Heger und Pflegerinen des Unglaubens: statt Christen gehen Ungläubige aus ihnen hervor. Sie sind die Treibhäuser, aus welchen die Städte ihre Vagabunden, das Land seine Verbrecher, die Galgen ihre Opfer beziehen. Wem diese Behauptung zu stark erscheint, beachte die folgenden statistischen Belege, welche Richard Grant White als Ergebniß seiner zwanzigjährigen Beobachtung des amerikanischen Staatsschulsystems veröffentlicht hat: „Der Census von 1860 ergibt, daß die Neuenglandstaaten damals eine eingeborene weiße Bevölkerung von 2,665,945 hatten, von denen nur 8543 nicht lesen und schreiben konnten. Sechs Südstaaten hatten 3,181,969 eingeborene weiße Einwohner, unter denen sich 262,802 befanden, die des Lesens und Schreibens unkundig waren. In den Neuengland-Staaten war also das Verhältniß wie 1 zu 312, während es in den sechs Südstaaten wie 1 zu 12 stand. Wenn nun Unwissenheit die Mutter von Lastern, Verbrechen und Verkommenheit ist, ja von allem, was schlechte Bürger macht, so sollten die Verbrechen in den Südstaaten sich zu den Verbrechen in den Neuengland-Staaten wie 312 zu 12 verhalten. Aber dem ist nicht so: im Gegentheile waren Verbrechen, Verarmung, Selbstmord, Irrsinn (wohlverstanden unter weißen Einwohnern), verhältnißmäßig viel häufiger in den Neuengland-Staaten. Denn diese hatten 1860 in ihren Gefängnissen 2459 Verbrecher, während die sechs Südstaaten nur 477 hatten. Die in den Staatsschulen erzogene Bevölkerung von Neuengland wies einen Verbrecher auf je 1084 Einwohner auf, während die südlichen Staa-

ten, welche fast ganz ohne dieses Schulsystem sind, nur einen auf je 6670 aufzuweisen hatten. Die in den Staatsschulen erzogene Bevölkerung von Neuengland wies auf je 178 Einwohner einen auf Gemeindeunkosten zu unterhaltenden Armen auf, während die südlichen Staaten, ohne das Staatsschulsystem, einen auf je 345 hatten. Selbstmörder waren in Neuengland einer unter je 13,285 der Bevölkerung; in den sechs Südstaaten einer unter je 56,684. Für Irrsinnige hat der Census von 1860 keine Rubrik; aber der von 1870 zeigt in Neuengland eine irrsinnige Person unter je 800 Einwohnern, in den sechs Südstaaten dagegen nur eine unter 1862 Personen. Auffallender Weise nehmen Massachusetts und Connecticut in dieser traurigen Hinsicht die ersten Plätze ein, und gerade diese erfreuen sich seit beziehungsweise 1647 und 1650 des Instituts der Staatsschulen. Ersteres liefert einen weißen Verbrecher unter je 649, letzteres einen unter 845 Bewohnern. Die Bedeutung dieser Thatsachen und Zahlen kann weder verdreht, noch hinweggeleugnet werden."

Ja, Thatsachen und Zahlen beweisen! — Der Unterricht in den Staatsschulen trägt den Stempel der Irreligiosität; ein neues Heidenthum wächst daraus hervor, welches die Phantasie umstrickt, den Geist verunreinigt, die Lüsternheit reizt und die schlummernden Triebe zum Bösen weckt. Die Folge davon ist — ein sittlich verkommenes, in alle Laster versunkenes Geschlecht. Wie ist es auch anders möglich, wo auf sittliche und religiöse Bildung kein Gewicht gelegt wird, wo die nothwendige Aufsicht über die Lehrkräfte nicht herrscht, die ihre Stellung dem politischen Einflusse ihrer Gönner, oder gar noch unwürdigeren Motiven verdanken? — Wie ist bei solchen aus allen Ecken und Enden zusammen-

gesuchten Ungläubigen, mit einer, gewöhnlich aus den gleichen Schulen hervorgegangenen Verbildung, die einem Lehrer so nothwendige Reinheit der Gesinnung zu erwarten, die allein aus der klaren Quelle der Religiosität geschöpft werden kann? — Wir wollen hier keineswegs leugnen, daß wir auch Lehrern begegnet sind, welche nicht zu der beschriebenen Klasse gehören, aber sie sind Ausnahmen; ebenso wie jene in katholischen Pfarrschulen angestellten Lehrer Ausnahmen sind, die von der vorgeschriebenen Norm in Wort oder That abweichen.

Somit ist es, nach unverdächtigen Zeugnissen, mit der Erziehung in der hochgepriesenen Staatsschule noch schlechter bestellt, als mit dem Unterricht; und Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, sollten sich hüten, dieselben dahinzusenden; um wie viel mehr Eltern, die ihren Glauben hochschätzen, und denen eben dieser Glaube gebietet, auf die geistige, sittliche, christliche, katholische Erziehung ihrer Kinder zu sehen!

Allein da hört man oft allerlei Einwürfe und Entschuldigungen, unter anderen die folgenden:

1) „Die Staatsschulen sind, wie in Bezug auf Religion überhaupt, so auch in Hinsicht des katholischen Glaubens, indifferent. — Wie? Ist das indifferent, wenn der Lehrer — und dieses geschieht in diesen Schulen oft — seinen Zöglingen etwa auf der Karte ein katholisches Land zeigt und dessen Bewohner Papisten, Bilderanbeter und dergleichen nennt?—Wenn er mit verleumderischem Witze, mit Kraftausdrücken und Stichelworten geschichtliche Thatsachen verdreht und in das für Katholiken nachtheiligste Licht stellt? — Und gesetzt auch, was erwiesenermaßen durchaus nicht der Fall ist, alle Angriffe auf die katholische Kirche seien

diesen Schulen fremd — dennoch darf ein katholischer Vater sein Kind nicht in dieselben schicken, so lange er dasselbe in einer katholischen Schule zu unterrichten Gelegenheit hat, weil dort dessen Religion nicht gelehrt, ja nie ein günstiges Wort darüber gesprochen wird, und sozusagen die Luft mit Feindseligkeiten gegen seinen Glauben angefüllt ist. Ein Vater, der sein Kind liebt, wird es nicht an einen Ort senden, wo es etwa von den Blattern oder sonst einer ansteckenden Krankheit befallen werden könnte: ebensowenig darf er sein Kind dorthin senden, wo die von Unglauben geschwängerte Luft nach und nach geistige Krankheiten und den Tod der Seele herbeizuführen droht.

2) „Das ist übertrieben, dem ist nicht so: es wird ja die Bibel in der Staatsschule gelesen!"—Ja, die Bibel! Und zwar die Bibel nach King James oder die neue Version, deren Verübern der Ausdruck „Hölle" zu heiß machte; die Bibel aus welcher irgend ein theologischer Pfuscher alles Göttliche heraus- und hinwegerklärt und mit seiner seichten Privaterklärung verschwemmt!

3) „Aber es sind auch Katholiken an den Staatsschulen angestellt!" — Ja wohl! Und wehe ihnen, wenn sie nicht „Auchkatholiken" sind, und das geringste Zeichen ihres Glaubens von sich geben. Auf die eine oder die andere Art wird alsbald für ihre Entfernung gesorgt. Und oft bedarf es nicht einmal dieses Grundes, sie ihrer Stelle zu berauben. — Es wird wohl nicht nothwendig sein, die in jeder größeren Stadt der Union vorgekommenen Fälle dieser Art einzeln namhaft zu machen: die Thatsache ist unleugbar, und hat sogar die Aufmerksamkeit billigdenkender nichtkatholischer Amerikaner erregt.

4) „Auch ich bin in diesen Schulen erzogen worden, und es ist keine der genannten Folgen an mir zu bemerken!" — Gut, bei dem einen oder anderen mag das der Fall sein; doch ist es, wie die Erfahrung zeigt, bei neunundneunzig aus hundert nicht der Fall. War es etwa der Fall bei McGlynn, der mit diesen Worten den Mangel einer Pfarrschule in seiner Gemeinde entschuldigen wollte? — Und wenn sich einer auf's brechende Eis wagt und glücklich an's Ufer gelangt, folgt daraus, daß es auch anderen gelingen werde? — Oder hat jeder Bürgschaft, von einer ansteckenden Krankheit verschont zu bleiben, weil dieselbe den einen oder anderen, der sich ihr aussetzte, verschonte? —

5) „Die religiöse Erziehung läßt sich in der sonntäglichen Christenlehre und zu Hause nachholen." — Der Unterricht vielleicht — aber nicht die Erziehung, wie im Verlaufe dieser Abhandlung klar dargelegt wurde. — Und wie wollen die Eltern und der Priester wieder gut machen, wenn religiöse Irrthümer und sittliche Verirrungen das Herz des Kindes bereits vergiftet haben? — Wie soll die Religion da Hilfe bringen, wo man ihr den Boden bereits entzogen hat? —

6) „Aber man könnte ja in den Staatsschulen Religion lehren!" — Diesem Einwurfe stellen wir einzig die bereits öfter erwähnte Thatsache gegenüber, daß selbst in diesem Falle die Kinder nicht katholisch erzogen werden würden, weil die Kenntniß der Religion allein noch keinen guten Christen macht, sondern die Uebung derselben, das Thun nach dem Wissen, das Leben nach dem Glauben. — Diese Bemerkung für den unmöglichen Fall, daß in der Staatsschule katholischer Religionsunterricht ertheilt würde. — Zur Uebung des Glaubens können sie nur in Schulen ange-

leitet werden, die gänzlich vom katholischen Geiste durchdrungen sind, in den Staatsschulen ist dies aus verschiedenen Gründen unmöglich — so wie sie jetzt sind. Und wir befaßten uns hier mit den Staatsschulen wie sie *sind*, nicht wie sie sein *könnten* oder *sollten*.

Aus allem bisher Gesagten ergibt sich die Schlußfolgerung: Die Verderblichkeit und Verwerflichkeit des religionslosen Staatsschulwesens für die Gesellschaft überhaupt und für das katholische Leben insbesondere geht aus Vorstehendem deutlich hervor und ist durch die beigebrachten Beweise festgestellt. Jeder Vernünftige muß daraus den Schluß ziehen, daß es an Orten, wo katholische Schulen bestehen, nicht erlaubt sein kann, katholische Kinder in die Staatsschule zu schicken. Aus diesem Grunde legt sich die katholische Kirche in diesem Lande so viele große und schwere Opfer auf zum Unterhalte ihrer eigenen Schulen. Besser Geldopfer bringen, als die Seelen der Kinder der Gefahr aussetzen. *Besser Geldopfer bringen, als den Staat sich in unser Schulwesen einmischen lassen.* Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Unverantwortlich aber ist es, daß, während eine große Anzahl aufrichtiger und gewissenhafter protestantischer Amerikaner die Nachtheile des Staatsschulsystems einsehen, es sogenannte aufgeklärte, liberale Katholiken gibt, welche sich im Lobe dieser Schulen gegenseitig zu überbieten suchen.

* * *

„Aber wo bleibt die Erzählung?" hat sich die bei diesem Schulkapitel gelangweilte verehrte Leserin schon längst gefragt. — Nur Geduld, diesmal kommt sie in einem eigenen Kapitel, welches die Aufschrift führt:

Viertes Kapitel.

Früchte der religionslosen Schule.

Als Folge der mit bewaffneter Macht unterdrückten politischen Erhebungen in den deutschen Ländern während der Jahre 1848 und 1849, strömten vom Jahre 1850 an die Einwanderer in zahlreichen Schaaren nach den gastlichen Gestaden Nordamerika's. Im genannten Jahre verließ auch Franz Martin mit seiner Gattin Margareth und ihrem fünfjährigen Söhnlein Eduard die schönen Gefilde des Landes Baden. Nach glücklich überstandener Seereise stand die Familie endlich auf dem Boden der neuen Welt. Eingedenk der Warnungen vor habsüchtigen Emigrantenwirthen und gewissenlosen Seelenverkäufern, begab sich Martin mit den Seinigen alsbald nach der Ankunft weiter in's Land und ließ sich in einer gewerbreichen Stadt des westlichen Pennsylvanien nieder. Anfangs wollte es ihnen freilich nicht recht gefallen, war doch alles anders als drüben, und bei weitem nicht so, wie sie es sich nach Briefen Bekannter, die vor ihnen herübergekommen

waren, vorgestellt hatten; aber nachdem sie sich einmal eingerichtet hatten, ging es doch. Ließ ihre Wohnung im dritten Stock eines großen Hauses — der kleine Eddie fiel gleich am ersten Tag die Stiege herunter — auch manches zu wünschen übrig, Raum bot sie genug und man hatte sich bald eingewohnt. Martin erhielt Arbeit in einer Schmiedewerkstätte; er hatte draußen ab und zu als Zuschläger in einer solchen gedient und fand sich bald mit dem praktischen amerikanischen Handwerkszeug zurecht, so daß er schnell die Gunst seiner Arbeitgeber erwarb. Munteren Sinnes und gefällig gegen jedermann, machte er sich seine Mitarbeiter bald zu Freunden; nur mit der fremden Sprache ging es anfangs etwas schwer, aber Geduld und ein offener Kopf überwanden auch diese Schwierigkeit. Martin erhielt bei seiner Anstelligkeit bald eine Lohnaufbesserung, und war, da sein Verdienst die Auslagen mehr als deckte, zufrieden mit seinem Loose.

Im zweiten Jahre beschenkte Frau Margareth ihren Gatten mit einem Töchterchen, welches in der heiligen Taufe den Namen Anna erhielt. Martin hatte sich gleich nach seiner Ankunft der deutschen, katholischen Gemeinde seines Wohnortes angeschlossen, und war als regelmäßiger Kirchengänger dem Pfarrer derselben, einem Ordenspriester Namens P. Thomas, bekannt. Nach der heiligen Handlung erinnerte ihn dieser, sein nun bald siebenjähriges Söhnlein Eduard zur Schule zu schicken. Das versprach Martin — aber er hatte dabei einen Hintergedanken. Dem seeleneifrigen Priester lag natürlich seine Pfarrschule sehr am Herzen, und er glaubte nicht anders, als daß Martin sein Söhnlein in diese schicken werde. Da hatte er sich jedoch verrechnet: der kleine Eddie Martin ließ sich nicht

blicken, sein Vater sandte ihn in die Staatsschule, die sogenannte Freischule. Freilich machte die Mutter Einwendungen, ließ sich aber mit der Ausrede beruhigen, bei einem so kleinen Kinde sei es einerlei, wohin es zur Schule gehe, später könne man den Buben immer noch in die Pfarrschule senden. Dabei blieb es auch dann, als P. Thomas eindrücklich mahnte. Eddie ging in die Freischule, und brachte mit der Zeit Kenntnisse im Englischen und Rechnen nach Hause, daß der Vater staunte; daß dabei auch schlechte Redensarten unterliefen, ahnte die Mutter wohl, sagte aber nichts, weil sie es nicht beweisen konnte — sie brachte es im Englischen nie weit. Nur sein rechthaberisches und heimtückisches Betragen gegen das Schwesterchen tadelte sie.

Die angestrengte Arbeit in der heißen, staubigen Schmiede ließ nach einigen Jahren Martin eine Abnahme seiner Kräfte fühlen; seine Gesundheit war nicht mehr die beste, und er entschloß sich, eine sich eben darbietende Gelegenheit benutzend, die vielbesuchte Wirthschaft eines Bekannten an sich zu bringen. Nachdem dies geschehen war, machte er sich mit seinem Weibe alsbald daran, dieselbe nach seinem Sinne herzurichten; sie sollte ein Platz werden, an dem auch der Gewissenhafteste nichts aussetzen konnte. Den zum Hause gehörigen Garten nahm Frau Margareth in Pflege, hatte sie doch längst nach einem solchen sich gesehnt: er sollte ihr Blumen und Gemüse in Fülle bringen, wenn es auf sie ankam.

Martin's Wirthschaft kam bald in Aufnahme. Gute Speisen, reine Getränke und strenge Aufrechthaltung der Ordnung — das zog ehrbare Gäste an — das Geld strömte nur so herein. Der umsichtige Wirth hatte bald ein erkleckliches Sümmchen auf der Bank, und vermehrte seine Erspar-

nisse mit jedem Monate. Eddie mußte die schönsten Kleider haben und durfte in dieser Hinsicht vor keinem seiner Mitschüler zurückstehen; er ging noch immer in die Freischule und war einer der talentvollsten und fleißigsten Schüler. „Es wäre Schade, ihn hinwegzunehmen, da er so gute Fortschritte macht," entschuldigte sich sein Vater, wenn P. Thomas ihn mahnte. Die Wirthsstube durfte Eddie unter keinem Vorwande betreten. Auch Frau Martin bestand nicht länger darauf, daß er zur Pfarrschule gesandt werde, denn bis jetzt ließ sich nur Gutes von ihm sagen. Sonntags mußte er zur Christenlehre in die Kirche, den deutschen Katechismus und die gewöhnlichen Gebete hörte sie ihn zu Hause selbst ab. Wenn der Priester sie an ihre Pflicht erinnerte, wies sie ihn an ihren Mann, und dieser hatte stets die nämliche Antwort: „Die Freischulen sind besser als die Pfarrschulen. Mein Sohn soll so viel lernen als er kann, also muß er auch die beste Schule besuchen."

Als Eddie mit den Jahren sich kräftig entwickelte, kam er immer öfter mit einer Beule, einem geschwollenen Auge oder sonst einer Verunstaltung, sowie mit beschmutztem und zerrissenem Anzuge nach Hause. „Aber Franz," sprach deshalb Frau Margareth eines Tages zu ihrem Gatten, nachdem sie eben ein Heftpflaster über Eddie's Stirn geklebt hatte, „das kann ich nicht länger ansehen. Der Bube wird mir noch todtgeschlagen. Wie kommt es denn, daß er immer blessirt nach Hause kommt?"

„Ja, was soll er denn machen, Frau," antwortete Martin; „die jungen Taugenichtse schimpfen ihn "Dutchman" und „Papist," und da wehrt er sich ihrer mit den Fäusten. Soll er etwa feig davonlaufen, wenn ihn seine Mitschüler seiner Abkunft und Religion wegen verspotten?"

„Aber die Buben der Pfarrschule,“ meinte Frau Margareth nachdenklich, „tragen keine solche Merkzeichen des Religionseifers an sich.“

„Freilich nicht,“ entgegnete Martin, „denn dazu haben sie keine Ursache. Sie brauchen sich nicht für ihren Glauben zu wehren, wie der arme Eddie.“

„Und sind dabei wahrlich besser ab. Jedenfalls ersparen sie ihren Müttern manchen Kummer.“

„Wohl! Aber es ist auch etwas werth, daß Eddie seinen Glauben vertheidigen lernt. Mir gefällt es, wenn einer bereit ist, seinen Glauben mit Wort oder Faust zu vertheidigen. Dazu ist die Freischule gerade der rechte Ort für einen katholischen Buben.“

„Nun, nun, Franz! Du weißt es am besten. Was dir recht ist, kann auch mir gut genug sein,“ war Frau Margareth's ergebene Antwort.

Als Eddie nächsten Morgen in's Wohnzimmer kam, konnte seine Mutter nicht umhin, ihn wegen des entstellenden Pflasters zu tadeln, welches sein hübsches, offenes Gesicht verunzierte. „Es ist wahrhaftig eine Schande, Eddie, daß du mit dem garstigen Pflaster im Gesicht herumlaufen mußt. Kannst du dich denn nicht von den rauflustigen Buben fernhalten? — Was ist denn die Schuld an deinen ewigen Händeln?“

„Die Religion, Mutter! Das ist ja stadtbekannt.“ Und Eddie lachte in einer Weise, die der Mutter gar nicht gefiel.

„So, die Religion? — Mit dieser Ausrede kannst du wohl den Vater zufriedenstellen, nicht aber mich. — Ist es dir denn noch nicht eingefallen, daß du der Religion mehr Ehre anthust, wenn du die Raufereien meidest? Selig,

sind, die Verfolgungen leiden um der Gerechtigkeit willen, lautet eine der acht Seligkeiten."

„Ach, was gehen mich die Seligkeiten an, Mutter! Das wäre mir ein schöner Zustand, von den Jungen als „Papist" gehänselt zu werden, und zuzuhören, wie sie mich einen "Dutchman" schimpfen, ohne es ihnen heimzahlen zu dürfen!"

„Ei, Eddie, es scheint du schämst dich, ein Deutscher zu sein. Du redest manchmal wirklich ganz unbegreiflich."

Eddie lachte verlegen und fragte, ob das Frühstück fertig sei. „Es ist gleich Zeit zur Schule, und Anna ist noch nicht fertig. Sie hat sich verschlafen und betet nun so lang an ihrem Morgengebet, bis sie zu spät kommt. Sie könnte es heute auch mal kürzer abmachen."

„Dir wäre es gut," wies ihn die Mutter zurecht, „wenn du etwas mehr Zeit auf das Gebet verwenden würdest; dann hättest du gewiß nicht so viel Raufhändel."

„Gib dich zufrieden, Mutter! Ich werde schon noch eines Tages fromm werden und meine Wildheit ablegen. — Sind die Pfannkuchen fertig? Es ist höchste Zeit zur Schule! — Da kommt Anna! — Du wirst es gehörig bekommen, wenn du zu spät kommst."

„Einerlei," entgegnete ihm die Schwester; „P. Thomas hat uns in der Christenlehre auf das Gewissen gebunden, unter keinen Umständen das Morgen- und Abendgebet zu unterlassen. Meine Aufgabe habe ich gestern gemacht; jetzt bin ich zur Schule bereit, ich brauche nur noch zu frühstücken. — Ist das Frühstück fertig, Mutter?"

„Ja, Kind! Ich werde es gleich auftragen. Es freut mich, daß du hinsichtlich des Gebetes so gewissenhaft bist. —

Aber von dir, Eddie, weiß ich nicht, was ich denken soll: ich fürchte, die Freischule verdirbt dich."

„Still, Mutter! Da kommt der Vater!" — Und Eddie stellte eifrig die Stühle um den Tisch.

Am Nachmittag desselben Tages, als die Schule aus war, wartete Anna auf ihren Bruder, um mit ihm nach Hause zu gehen. Als er kam, hatte er einen Kameraden, George Thompson, bei sich, einen gutherzigen, aufgeweckten Knaben im gleichen Alter wie er. Als Anna die beiden erblickte, wollte sie allein heimgehen, denn sie liebte den Umgang mit fremden Knaben nicht; aber Eddie rief ihr zu, zu warten. Die Knaben redeten angelegentlich mit einander, und Anna hörte George sagen: „Du kommst also ganz sicher? Nicht für hundert Dollars möchte ich, daß du nicht dabei wärest. Morgen bist du gewiß auch meiner Meinung."

„Still," flüsterte Eddie warnend; „gib acht, daß meine Schwester dich nicht hört! Sie würde es der Mutter sagen, und dann wäre es damit, wenn nicht auf immer, wenigstens auf lange Zeit vorbei. — Ich komme, wenn ich das Geld auftreiben kann."

„Du kannst ja deinem Alten vormachen, du habest es für etwas anderes nöthig."

Eddie nickte zustimmend. „Anna," wandte er sich an diese, „hier ist George Thompson: er ladet uns ein, ihn einmal nachmittags zu besuchen. Was sagst du dazu?"

„Ich werde die Mutter fragen. — Komm, Eddie, sie wartet gewiß schon auf uns."

„Im Augenblick, Anna!" Und sich zu George wendend, flüsterte er: „Wo treffen wir uns?"

„Drunten bei der Brücke. Aber punkt sieben Uhr!"

Auf dem Heimwege fragte Anna ihren Bruder: „Was habt ihr heute Abend vor, du und George?"

„Was fällt dir ein, was sollen wir vorhaben?"

„Leugne nicht! Ich habe euch überhört, ihr geht irgendwo hin, und der Vater soll es nicht erfahren."

„Unsinn, Anna! Ich weiß von nichts!"

„Du machst mir nichts weiß: ihr geht irgendwo hin, und ich errathe beiläufig wohin."

„Und das wäre, Fräulein Naseweis?"

„Ihr wollt in's Theater, Eddie, dahin wollt ihr."

„In's Theater!" rief Eddie scheinbar erstaunt. „Bist du von Sinnen? Woher nehme ich Geld für's Theater, selbst wenn ich gehen wollte? Da hat der Vater einen Riegel vorgeschoben!"

„Du liebe Unschuld!" rief Anna. „Als ob ich nicht gehört hätte, was ihr ausgemacht habt. Unterstehe dich, den Vater damit anzuführen, daß du ihm vormachst, du hättest ein Buch oder dergleichen nothwendig!"

Eddie sah, daß ferneres Leugnen nutzlos sei. Er verlegte sich also darauf, seine Schwester zu überzeugen, daß der Besuch des Theaters ein ganz unschuldiges Vergnügen sei: die meisten seiner Kameraden besuchten dasselbe, sie würden es ihm übelnehmen, wenn er nicht auch von Zeit zu Zeit ginge; sie warfen ihm bereits vor, er sei zu geizig mit seinem Geld, denn daß er keins habe, glaubten sie ihm nicht. Indem er dies sagte, erinnerte er sich, daß er fünf Cents in der Tasche habe. Da sie eben bei einem Zuckerbäcker vorbeikamen, legte er diese für Candy aus, und überzeugte damit seine Schwester besser von der Richtigkeit seiner Ansichten, als mit dem ganzen Aufwand seiner Beredtsam-

keit. Sie versprach, für diesmal zu schweigen, unter der Bedingung, daß es nicht wieder geschehe. Eddie gelobte es.

Nach dem Abendessen benutzte Eddie eine Gelegenheit, da er mit dem Vater allein war, und bat ihn um einen halben Dollar für ein neues Wörterbuch. „Ich meinte doch, du habest eines," sprach sein Vater.

„Nein, Vater, du irrst dich. Du meinst wohl den Atlas?"

„Nun denn, hier ist das Geld! Geh' und kaufe dir das Buch, und plage mich so bald nicht wieder! Daß du darauf acht gibst!"

Eine halbe Stunde später unterhielt Eddie seine Kameraden mit der Erzählung des Kunstgriffes, durch den er zu Geld gekommen war, und bildete sich nicht wenig darauf ein, als sie bekannten, sie selber hätten es nicht besser machen können.

„Du bist dem Alten zu schlau," sprach einer. „Aber er ist auch nur ein Dutchman, und von einem solchen kann man nichts besseres erwarten."

„Ich rathe dir, deine Zunge im Zaum zu halten!" warnte Eddie. „Mein Vater ist ebensowenig auf den Kopf gefallen, wie der deinige. Wenn du nochmals so verächtlich von ihm sprichst, so geb' ich dir einen Denkzettel, an dem du genug haben wirst."

„Ruhig, Buben!" sprach George im Tone des Anführers. „Es ist jetzt keine Zeit zum Zanken. Seid ihr bereit?" Sie bejahten es. „Also fort, in's Theater!"

Eine Viertelstunde später befand sich Eddie das erstemal in seinem Leben im Theater, von der vordersten Reihe der Gallerie herab mit Aug' und Ohr, Herz und Seele dem Räuberstücke folgend, welches auf der Bühne gespielt

wurde. Er vergaß, daß es außer dieser fingirten noch eine andere Welt gab, er wünschte, immer dableiben zu können. Endlich aber war das Stück zu Ende, der Vorhang fiel, der Traum entwich. Er glaubte, es sei noch früh, die Zeit war ihm so schnell vergangen. Wie staunte er, als jemand hinter ihm auf die Frage, wie spät es sei, antwortete: „Eilf Uhr!" — Vorstellungen eines stürmischen Empfangs zu Hause, mütterlicher Vorwürfe und väterlicher Züchtigung stiegen in ihm auf. Er eilte, nach Hause zu kommen. Dort angelangt, fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er gewahrte, daß sein Vater bereits zu Bette gegangen war. Seine Mutter war aufgeblieben, ihn zu erwarten, und vertrieb sich die Langeweile mit Strümpfestopfen. Ihr bleiches Gesicht und die traurig blickenden Augen verriethen ihm sogleich, daß er ihr schweren Kummer bereitet habe. Auf die Frage, wo er gewesen sei, verschwieg er zuerst die Wahrheit. Als ihm aber die Mutter geradezu sagte, Anna habe ihr verrathen, daß er im Theater gewesen sei, gestand er es ein. Seine erste Frage war: „Weiß es der Vater?"

„Der wäre gewiß nicht im Bett, wenn er es wüßte!"

„Nun, Mutter," sprach Eddie bittend, „verrathe mich nur diesmal nicht! Es soll ganz gewiß nicht wieder geschehen."

„Ich kann es dir nicht versprechen; du hast Strafe verdient."

„Schläge machen es nicht ungeschehen und nützen auch nichts, denn dann gehe ich in's Theater und wohin ich will, so oft ich Gelegenheit habe."

„Welche Sprache, Kind!—Was willst du denn antworten, wenn dich der Vater wegen deines Ausbleibens zur Rede stellt?"

„Darüber mach' dir keine Sorgen, Mutter! Ich werde schon ein Ausrede finden. — Gute Nacht!" Und er nahm die Lampe, um sich in seine Schlafkammer zu begeben.

„Gute Nacht, mein Sohn! Gott erhalte dich auf dem rechten Wege!" Und schweren Herzens fügte sie für sich selbst bei: „Ich fürchte, du bist schon von demselben abgewichen."

Nächsten Morgen erhielt Eddie von seinem Vater einen scharfen Verweis wegen seines späten Ausbleibens. Er entschuldigte sich mit den Worten: „Ich war den ganzen Abend bei Thompson's. Wir haben Karten gezeichnet, George und ich. Wir waren so in unsere Arbeit vertieft, daß wir ganz darauf vergaßen, wie spät es sei."

Martin hatte für Herrn Thompson die höchste Achtung. Er war ein angesehener Geschäftsmann und hatte ihm mehrmals geschäftliche Gefälligkeiten erwiesen. Er antwortete also: „O in dem Falle will ich dich für diesmal entschuldigen. Ich befürchtete, du seist in schlechte Gesellschaft gerathen. Bei Thompson's jedoch bist du gut aufgehoben." Und damit hatte es sein Bewenden.

Die Wohnung der Familie Martin lag im zweiten und dritten Stockwerke des Hauses, über dem Wirthschaftslokal. Neben letzterem führte eine Thür in einen Gang, in welchem sich die Treppe befand, so daß man hinaufgelangen konnte, ohne die Wirthschaft zu betreten. Ziemlich früh eines Abends hörte Frau Martin einen langsamen, schwerfälligen Tritt auf der Treppe. Sie beeilte sich, dem Besuch mit hellleuchtender Lampe entgegenzugehen.

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte P. Thomas — denn er war es—und mit einer tiefen Verbeugung antwortete Frau Martin: „In Ewigkeit, Ew. Hochwürden!" P.

Thomas schien müde, und ließ sich alsbald in den schnell herbeigeschobenen Armsessel nieder.

„Ew. Hochwürden haben sich lange nicht bei uns blicken lassen," sprach ehrerbietig die Hausfrau. „Es ist heute schwül, und wie ich höre, haben Sie viele Kranke zu besuchen. Ruhen Sie ein wenig aus, Martin wird gleich oben sein."

„Wie geht es bei Ihnen?" fragte freundlich der Priester. In diesem Augenblick trat Martin ehrfurchtsvoll grüßend ein. „Sie sehen angegriffen aus, Hochwürden!" sprach er dann. „Margareth, bring' ein Glas! — Wir sind ganz unter uns, Hochwürden! Eine Magenstärkung wird Ihnen gutthun. Ich habe einen ganz ausgezeichneten Tropfen."

Frau Martin hatte indessen eine Flasche sammt Glas vor den Priester gestellt und eingeschenkt. Er nahm das Glas in die Hand, betrachtete einen Augenblick dessen Inhalt, und stellte es dann wieder auf den Tisch. „Ein Trunk in Ehren ist an sich nicht unerlaubt," sprach er wie zu sich selbst; „das Unrecht liegt im Uebermaß und Mißbrauch. Ich mache mir kein Gewissen daraus, das, was Sie da für mich eingeschenkt haben, zu trinken. Es freut mich sogar, daß Sie mir das beste vorsetzen, was Sie haben. Es ist dies ein Zeugniß, daß Sie meinen Stand ehren. Aber dennoch muß ich ablehnen" — er schob das Glas von sich — „einen Schluck Kaffee und etwas Brod werde ich jedoch annehmen."

Frau Margareth beeilte sich, das Verlangte zu bringen. Während der Priester langsam die Erquickung genoß, fuhr er fort: „Ich komme soeben von einem traurigen Ort. Der Geruch jenes Getränkes erinnerte mich daran und nahm mir den Muth, davon zu kosten. — Sie, Herr Martin, verdienen alle Anerkennung, daß Sie eine so anständige und ordentliche

Wirthschaft führen; dennoch wünsche ich, daß Sie und jeder ehrliche Mensch dieses Geschäft aufgeben möchten. Es gibt so viele schwache Menschen, die, weil sie sich nicht selbst beherrschen können, der Versuchung unterliegen. Der Genuß macht sie zu Sklaven der Leidenschaft. Dennoch ist es mit der Aufhebung der Wirthschaften nicht genug: starke Getränke wird es stets geben in der Welt. Wir müssen unsere Jugend so erziehen, daß sie stark genug wird, der Versuchung zu widerstehen. Da ist zum Beispiel Ihr aufgeweckter Junge: ich gebe keinen Pfifferling um alles, was er in seiner Schule lernt, wenn ihm keine Religion beigebracht wird, denn diese allein ist eine Stütze in der Versuchung. In der Freischule aber lernt er keine Religion."

„Hochwürden," fiel ihm Martin in die Rede, „Sie wissen, daß ich für Sie die größte Achtung hege; dennoch muß ich Ihre Rede unterbrechen. Ich habe soviel Religion als irgend jemand, und was meinen Sohn betrifft, so würde er, dessen bin ich überzeugt, sein Leben für seinen Glauben hingeben, gerade wie ich selbst."

„Schön, sehr schön, Herr Martin! Ganz gut—so weit. Aber da weder Sie, noch Ihr Sohn kaum jemals in den Fall kommen werden, für den Glauben zu sterben, meinen Sie nicht, es wäre gut, nach demselben leben zu lernen?—Aus diesem Grunde muß ich nochmals darauf dringen, daß Sie Ihre Kinder dem verderblichen Einflusse des religionslosen Unterrichts und des Umganges mit verdorbenen Mitschülern entziehen. Ich habe Sie wiederholt ermahnt, ja Sie haben mir neulich sogar versprochen, Ihre Kinder in die Pfarrschule zu schicken. Warum ist es nicht geschehen?"

Frau Martin beeilte sich, ihre Entschuldigungen vorzubringen. „Glauben Sie mir, Hochwürden, wenn es auf mich ankäme, würden sie längst die katholische Schule besuchen. Ich habe deswegen schon manchen Wortwechsel mit Franz gehabt. Es sagt aber immer, in der Freischule lernen sie mehr."

„Wirklich, Herr Martin! Woher wissen Sie denn das?"

„Das weiß ich daher," entgegnete der Angeredete, nur schwer seinen Aerger unterdrückend; „das weiß ich daher, weil in der katholischen Schule zu viele Zeit mit Beten und Katechismuslernen vertändelt wird."

„Sie halten also das Gebet und den Katechismus für überflüssig?"

„Das habe ich nicht gesagt; im Gegentheil, beide sind zur rechten Zeit und am rechten Ort höchst empfehlenswerth. Die Schulstunden aber sind nicht die Zeit, und die Schule nicht der Ort dazu. Gebet und Katechismus gehören in die Kirche und in's Haus."

„Ich bitte um Vergebung, Herr Martin, daß ich Ihnen widerspreche. Die Schule *ist* der Ort, und die Schulstunden die Zeit, alles zu lernen, was überhaupt in der Kindheit gelernt werden kann und muß. Wird die Religion aus dem Schulzimmer verbannt, so wird sie auch aus dem Leben verdrängt. Die Religion muß die Gedanken, Worte und Handlungen des Menschen durchdringen, und zwar von Kindheit an, wenn er zum Christen herangebildet werden soll. Sind Sie jedoch gewillt aus Ihren Kindern Neuheiden, Ungläubige, zu machen, so ist die Freischule der rechte Ort dazu."

Die im Zimmer anwesenden Kinder, welche anfangs mit dem Lernen ihrer Aufgaben beschäftigt waren, hatten längst aufmerksam dem Gespräche gelauscht. Sich gegen Frau Martin wendend, sprach deshalb nun der Priester: „Möchten Sie uns nicht auf einige Augenblicke allein lassen?"

„Gewiß, Hochwürden! — Kommt, Kinder, es ist ohnehin Zeit, daß ihr zu Bette geht." Eddie und Anna folgten der Mutter in ein anderes Zimmer. „Ich fürchte," flüsterte Eddie seiner Schwester im Gehen zu, „er hat etwas erfahren." — „Still, er hört dich!" warnte diese. „Ich möchte nicht an deiner Stelle sein." — „Einerlei, es geht ihn nichts an!"

Als sie allein waren, sprach der Priester zu Martin: „Wissen Sie auch, Herr Martin, daß Ihr Sohn gewohnheitsmäßig das Theater besucht?"

„Das Theater, Hochwürden? Meines Wissens ist mein Sohn noch niemals im Theater gewesen!"

„Aber ohne Ihr Wissen ist er schon sehr oft dort gewesen."

„Unmöglich, Hochwürden, unmöglich! Woher sollte er das Geld nehmen? Man besucht das Theater doch nicht unentgeltlich!"

„Das auszufinden ist Ihre Sache, Herr Martin!" antwortete ruhig der Priester. „Sollten Sie in Erfahrung bringen, daß Ihr Sohn Ihr Vertrauen mißbraucht und hie und da ohne Ihr Wissen einen Griff in Ihre Kasse gethan hat, so mögen Sie daraus entnehmen, daß er wenig Religion im Herzen hat, wenn er sie auch noch so kräftig mit der Faust vertheidigt. Hätten Sie ihn von Kindheit an in die katholische Schule geschickt, so hätte er vielleicht täglich

eine halbe Stunde mit Gebet und Katechismus-Auffsagen zugebracht; dafür wäre er aber ein braver, gewissenhafter Knabe, ein gehorsamer Sohn und überzeugungstreuer Katholik geworden. — Ich leugne nicht, daß wir auch wilde, ja ausgelassene Knaben in unserer Pfarrschule haben; aber ihre Ausgelassenheit ist nicht derart, daß sie dadurch auf verbotene Wege gerathen und sich Ausschweifungen zu Schulden kommen lassen, wie die religionslos erzogenen Knaben. Unter unseren Kindern sind wenige halsstarrig oder hartnäckig ungehorsam, während im Gegentheil solche Kinder katholischer Eltern, welche die Freischule besuchen, mit wenigen Ausnahmen ohne Gottesfurcht und ohne Achtung vor den Vorgesetzten heranwachsen, ihre Eltern verachten, und von Tag zu Tag gleichgültiger gegen jede Pflicht, gegen den Glauben und die Tugend werden. — Gute Nacht, Herr Martin! Es sind bittere Wahrheiten, die ich Ihnen zu sagen gezwungen war. Es thut mir leid, wenn ich Ihnen wehe gethan, aber ein krebsartiges Uebel kann nicht durch oberflächliche Mittel geheilt werden. Gott gebe, daß meine Worte Früchte tragen!—Auf Wiedersehen!"

Martin war so verblüfft, daß er keine Worte fand, und ehe er sich gesammelt hatte, war der Priester verschwunden.

„Nun, Franz, was hatte P. Thomas dir zu sagen?" fragte nach seinem Weggehen die eiligst eintretende Frau Martin.

„Du hast gut fragen!" antwortete ärgerlich ihr Mann. „Ich glaube, du weißt es ebensogut, als ich, Margareth. — Wie kommt es, daß unser Junge jeden Abend, wie es scheint, in's Theater gehen kann, ohne daß wir es erfahren? Oder ist es möglich, daß es mit deiner Zustimmung geschieht?"

„Nun, die Wahrheit zu gestehen, war er einmal im Theater, und zwar ohne mein Wissen; aber ich erfuhr es, noch ehe er heimkam. Es war an dem Abend — du erinnerst dich — als ich so lange aufblieb, um auf ihn zu warten.“

„Ja, und der Spitzbube sagte mir, als ich ihn zur Rede stellte, er sei bei Thompson's gewesen. Ich sehe nun klar in der Sache — er hat es sich zur Gewohnheit gemacht, sich abends fortzuschleichen. Er bestiehlt mich, der Nichtsnutz! — Komm herab, Eduard! — Geh', Mutter, bring' mir die Peitsche! Es ist die höchste Zeit, sie zu gebrauchen.“

„Um's Himmelswillen, Franz, schlag' ihn nicht! Vergib ihm noch einmal! Ich stehe dafür, daß er niemals mehr in's Theater geht.“

„Geh' mir aus dem Weg, Weib! Ich will ihm eine Lektion geben, an die er sein Lebtag denkt. Hol' mir die Peitsche, sag' ich. — Herab, Junge, oder ich komme hinauf! Die Peitsche, Frau, sag' ich!“

Frau Martin stellte sich, als ob sie mit allem Eifer suche, aber die Peitsche kam nicht zum Vorschein. Eddie erschien, blaß wie eine Leiche folgte ihm Anna.

„Junge,“ sprach Martin, seinen Sohn streng anblickend, „du machst schöne Streiche, während wir davon keine Ahnung haben. — Still, kein Wort will ich hören! Die Lügen sitzen dir auf der Zunge, du magst sie nur wieder hinunterschlucken. Bei mir verfangen sie nicht mehr. — Frau, was treibst du? — Her mit der Peitsche! Ich will den Spitzbuben lehren, mich zu bestehlen! — Karten gezeichnet hast du bei Thompson's?“

„Wer nimmt sich hier mit meinem Namen Freiheiten?“ ertönte es in diesem Augenblick von der Thür her, und Thompson selbst erschien unter derselben. — Eddie's Hoff-

nungen stiegen, Anna trocknete hastig ihre Thränen, und Frau Martin stellte das vergebliche Suchen nach der Peitsche ein, indem sie einen Stuhl für den Besucher brachte. Martin allein hielt Stand.

„Was in aller Welt geht denn hier vor?“ fragte Thompson verwundert um sich blickend; „ist ein Unglück geschehen?“

„Ja wohl, Herr Thompson, man darf es mit Recht ein Unglück nennen.“ Martin erzählte die Ursache seiner Aufregung.

„Ei, ei,“ sprach Thompson, als er geendet hatte, „wenn das alles ist, so ist es nicht der Mühe werth, so viel Aufhebens davon zu machen. — Setzen Sie sich, Herr Martin, wir wollen die Sache gründlich besprechen. Ich staune, daß Sie wegen einer solchen Kleinigkeit so aufgeregt sind. Wir waren ja auch einmal jung! Da ist mein George, der geht beinahe jeden Abend in's Theater, und ich bin doch auch besorgt, ihn gut zu erziehen. Die Jungens, Freund, müssen dann und wann eine Unterhaltung haben; versagt man sie ihnen, so verschaffen sie sich dieselbe auf eigene Faust. Uebrigens ist das Theater gar kein so schlimmer Ort, wie Sie zu denken scheinen. Man kann dort manches lernen.“

„Aber das Geld, Herr Thompson, das Geld dazu hat er gestohlen!“

„Das ist freilich schlimm, Herr Martin; aber Schläge machen es auch nicht mehr ungeschehen. Ihrem Sohne nützen sie überdies nichts. — Komm her, Eddie! Nicht wahr, wenn dein Vater dir diesmal vergibt, versprichst du, niemals mehr etwas ähnliches zu thun?“

„Auf sein Versprechen halte ich nichts,“ warf der Vater ein. „Bei der nächsten Gelegenheit thut er es wieder.“

„Nun, Herr Martin,“ fuhr Thompson fort, „ich bitte es mir als besondere Gunst aus, daß Sie Eddie nicht schlagen. Ich hasse die körperliche Züchtigung, sie ist ein Ueberbleibsel aus dem barbarischen, finsteren Mittelalter. — Sie schlagen mir meine Bitte doch nicht ab?“

Martin erinnerte sich der einflußreichen gesellschaftlichen Stellung Thompson's, und daß er ihm für mehrere Gefälligkeiten verpflichtet sei. „Nun, Herr Thompson,“ sprach er, „es wäre unhöflich von mir, die erste Bitte, die Sie jemals an mich stellten, abzuschlagen. — Geh' hinauf zu deinen Büchern, Eddie! Diesmal sei dir verziehen, aber merk' dir: wenn du auch nur noch einen Cent von mir stiehlst, oder ohne mein Wissen in's Theater gehst, erhältst du deinen Denkzettel mit Zinsen.“

„Da bin ich ja als rechter Nothhelfer erschienen,“ sprach Thompson, nachdem Eddie und Anna hinweggegangen waren. „Es hätte mir um den prächtigen Jungen leid gethan, wenn Sie ihm auch nur einen Streich versetzt hätten. — Aber wie kamen Sie denn hinter seine Schliche?“

„P. Thomas — das ist nämlich unser Priester — war vorhin hier und zankte mich aus, weil ich meine Kinder nicht in seine Pfarrschule sende. Als ich ihm widersprach, brachte er Eddie's Vergehen als Beweis für die verderblichen Einflüsse religionsloser Schulen.“

Herr Thompson blickte mit einemmale sehr ernst. „Diese euere Priester sind doch sonderbar,“ sagte er nach kurzem Besinnen. „Sie mögen ebenso gut sein wie die meisten anderen Leute, aber sie haben so eine Art, sich in Dinge einzumischen, die sie nichts angehen. Sie, Herr Martin, sind doch selbst im Stande, Ihre Familienangelegenheiten

zu besorgen: was geht es denn diesen Priester an, wie Sie dieselben ordnen?"

„Wir Katholiken sind gewohnt, unseren Priestern zu gehorchen, Herr Thompson. Sie sind besser unterrichtet als wir; und überdies betrachten wir sie als Stellvertreter Gottes."

Thompson wurde hier von einem heftigen Husten befallen, so daß er nicht allsogleich antworten konnte. Endlich sprach er: „Betrachtet sie wie ihr wollt, sie sind doch nur Menschen, und in ihren Ansichten nicht unfehlbar. Dieser Priester mag seine Stelle auf der Kanzel höchst annehmbar ausfüllen; wenn es jedoch zur Frage kommt, welche Schule Ihre Kinder besuchen sollen, meine ich, Sie selbst, Herr Martin, hätten darüber zu bestimmen, nicht der Priester. — Um freimüthig meine Meinung zu sagen: ich glaube, die Priester sind gegen die Freischulen aus Furcht, die Leute möchten klüger werden, als sie. — Aber es ist spät, ich muß nach Hause. Ich kam nur, um Ihnen zu sagen, daß Sie wegen der fälligen Note keine Besorgniß zu haben brauchen; ich werde dieselbe endossiren." — Den Hut nehmend, fragte er: „Sie werden also von nun an Ihre Kinder in die Pfarrschule schicken, Herr Martin?" Dabei umspielte ein schlaues Lächeln seinen Mund.

„Doch nicht, Herr Thompson," beeilte sich dieser zu antworten. „Wenigstens nicht beide. Um Ruhe zu bekommen, werde ich wohl meine Tochter Anna hinsenden müssen. Eddie aber ist bereits zu weit vorangeschritten, er könnte in der Pfarrschule doch nichts mehr lernen. Er mag also vollenden, wo er angefangen hat." Mit diesen Worten schickte sich Martin an, um alle Einwendungen seiner Gattin abzuschneiden, Herrn Thompson zu begleiten.

Eddie und Anna hatten mit großem Interesse dem Gespräche zugehört. „Da siehst du," sprach Eddie zu seiner Schwester, „daß Herr Thompson mein bester Freund ist. Wäre es nach des Priesters Willen gegangen, so hätte ich jetzt eine tüchtige Tracht Schläge; aber diesmal wurde ihm ein Strich durch die Rechnung gemacht."

„Schäme dich, Eddie, so vom Priester zu reden," eiferte seine Schwester, „er hat es gut gemeint!"

„Eine gute Tracht Schläge für mich hat er gemeint! Ich werde es ihm nicht vergessen. Ich bin nur froh, daß der Vater Thompson's Rath befolgen und mich in meiner jetzigen Schule lassen wird. Ich bin zu alt, mit den A-B-C-Schützen Gebete und Katechismusantworten herzuleiern."

Anna gab ihm nochmals einen gelinden Verweis, Eddie aber lachte sie nur aus.

* * *

Die Zeit verging schnell. Eddie war sechzehn Jahre alt und hatte die Schule verlassen. Trotzdem er einer der ersten in seiner Klasse gewesen war und die besten Zeugnisse aufzuweisen hatte, wußte er das Gelernte nicht praktisch zu verwerthen. In Geschäften bewies er sich untauglich, hatte auch keine Lust dazu. „Das hat noch Zeit," pflegte er zu sagen; „ich will erst ausruhen nach den langen Jahren des Schulbänkerutschens. Später werde ich schon eine mir zusagende Stelle finden."

Franz Martin und seine Gattin Margareth hatten die besten Jahre bereits hinter sich. Sie erschienen merklich gealtert, wenn sie sich Sonntags in ihrem besten Staate zur Kirche begaben. Eddie und Anna mußten auch mit in den Kirchenstuhl. Ersterer blickte gewöhnlich sehr zerstreut und

unehrerbietig um sich, nicht selten fehlte er ganz. In solchen Fällen konnte man an Martin eine auffallende Unruhe bemerken. Seine Wirthschaft hatte ihren guten Ruf bewahrt, nur ordnungsliebende Leute verkehrten darin, da keine anderen geduldet wurden. Dieses Zeugniß konnten ihm selbst eingefleischte Temperenzler nicht versagen. Stammgäste waren eine Anzahl Landsleute, die nach der schweren Tagesarbeit dort zu einem Plauderstündchen bei einem stärkenden Trunke zusammenkamen.

An einem kalten Oktoberabend, als die Stammgäste behaglich um den warmen Ofen saßen und längst verhandelte Themate auf's neue breitschlugen, kam die Rede auch auf die Jugend. „Geht mir mit der heutigen Jugend," sprach einer. „Spitzbuben sind's! Statt sich in Zucht und Ehren zu unterhalten, laufen sie jedem verbotenen Vergnügen nach, und wenn sie dazu kein Geld haben, ärgern sie die Nachbarn mit Lumpenstreichen." — „Ja," entgegnete ein anderer, „so ist's!" Und leiser fügte er hinzu: „Dem Martin seiner ist der allerärgste. Es thut mir leid um den Franz, er hätte besseres Glück verdient mit seinem Sohne. Was nützt dem Vater die noble Erziehung, wenn der Sohn ihm das Herz bricht? Seht nur, wie grau Martin seit letztem Winter geworden ist!" Und sie blickten verstohlen nach dem Schenktisch, wo der Wirth, ihnen den Rücken kehrend, mit den Flaschen beschäftigt war.

Ein Lärm an der Thüre lenkte ihre Augen dahin. Wie staunten sie, als sie den jungen Eddie Martin mit zwei Kameraden, den schlimmsten Taugenichtsen in der Stadt, eintreten sahen. Das Verbot, die Wirthschaft zu betreten, hatte Eddie bisher unverbrüchlich gehalten; nun trat er mit seinen Begleitern, die wie er unter dem Einflusse eines

Uebermaßes von starken Getränken standen, halb herausfordernd, halb zögernd an den Schenktisch. Zum erstenmal in seinem Leben sah Martin seinen Sohn in einem solchen Zustande. Verletzter Stolz und ohnmächtige Wuth verwirrten den bedauernswerthen Vater; es schien, als wolle er sich vor den Anwesenden nicht beschämen lassen; er griff nach einem Glase, setzte es aber wieder hinweg. Mit einemmale stand er an seines Sohnes Seite, packte ihn beim Rockkragen, wies den beiden Kameraden mit strenger Geberde die Thüre, und führte seinen betrunkenen Sohn in die oberen Räume. Dieser ließ es ohne Widerstand geschehen, denn die Wärme hatte die Wirkung der genossenen Getränke zur ganzen Kraft gelangen lassen. Als Martin in die Wirthsstube zurückkehrte, waren einige zarter fühlende Gäste verschwunden. Er wollte sich zwingen, unbefangen zu erscheinen, es gelang ihm aber nicht, schwere Thränen rollten ihm über die Wangen. Bis heute hatte er seinen Kummer verheimlicht; nun war seines Sohnes Schande offenbar geworden. Das zerriß ihm die Seele. „Landsleute,“ wandte er sich an seine Gäste, „ich kann heute Abend nichts mehr verabfolgen. Seid so gut und geht nach Hause.“ — Sie thaten gern nach seinem Willen, obgleich ihnen dadurch der Abend verdorben wurde.

Es war Winter geworden, aber noch lag kein Schnee auf der hartgefrorenen Erde. Es war Nacht. Die Straßen waren öde, ein kalter Wind fegte dieselben. Tiefe Finsterniß herrschte, denn dichte Wolken verhüllten den Mond. In den Häusern erloschen nach und nach die Lichter; nur im zweiten Stockwerk von Martin's Haus brannte eine Lampe am Fenster. Von Zeit zu Zeit huschte eine Frauengestalt hinter dem Vorhang hinweg, um gleich wieder zurück-

zukehren und zu lauschen, ob sich keine Schritte hören ließen. Schon manche Nacht hatte Frau Margareth also lauschend zugebracht. Ihr Gatte war krank, der Arzt sagte, er habe ein Herzleiden. Freilich, der Gram über seines Sohnes Betragen hatte ihm fast das Herz gebrochen. Seine Frau war allein bei ihm. Anna, die er wirklich, als er die Früchte der religionslosen Schule zu reifen beginnen sah, zu den Schwestern in die Pfarrschule geschickt hatte, war gleich nach ihrer ersten heiligen Kommunion bei diesen geblieben, um sich auf den Eintritt in's Noviziat vorzubereiten. Eddie ging auf abschüssiger Bahn. Er war bereits ein vollendeter Trunkenbold und professioneller Spieler, trieb sich in der verworfensten Gesellschaft herum und verschwendete viel Geld. Als P. Thomas ihn einst zur Rede stellte, lachte er dem guten Priester verächtlich in's Gesicht.

Frau Martin war jene Nacht in Todesängsten. Ihr Mann war schlimmer geworden, sie selbst wurde von einer geheimen Unruhe gequält. Kaum nickte sie auf ihrem Stuhle ein wenig ein, als sie schon wieder erwachte, in der Meinung, den ersehnten Schritt gehört zu haben. Wo war ihr Sohn in der bitterkalten Nacht? — Lag er irgendwo betrunken auf der Straße und fror zu Tode? — Arme Mutter, ihr drückte ein solches Betragen das Herz ab, hatte sie doch so große Hoffnungen auf ihren Sohn gesetzt! — Martin's Schlaf war unruhig; er stöhnte unablässig. Trafen ihre Herzen in der Sorge um den Sohn — sie wachend, er schlafend — zusammen? — Das Feuer war niedergebrannt; sie zögerte, es zu nähren, damit er nicht aufwache. Sie nahm ihren vielgebrauchten Rosenkranz zur Hand, konnte aber nur seufzen: „Mutter der Schmerzen, bitte für uns!“

Fern im Osten zeigte sich bereits ein schwacher Dämmerschein, da wurden endlich Schritte hörbar, viele Schritte. Mit bangem Vorgefühle ergriff sie die Lampe, um den Treppengang zu beleuchten. Plötzlich wurde es still. „Holt P. Thomas!“ hörte sie sagen. Man trug eine Last herauf, die Mutter stand wartend oben. Es war der leblose Körper ihres Sohnes, den man trug. „Todt, mein Sohn todt!“ rief sie, in's Zimmer an das Bett ihres Gatten wankend. Eine wohlthätige Ohnmacht umfing ihre Sinne. — Der Ruf hatte den Kranken geweckt. Sein Sohn war todt! Die Männer wollten ihm Näheres mittheilen. „Er wurde in einem Streit erstochen,“ begann einer. Martin hieß sie schweigen. Mit dem letzten Rest seiner Kräfte erhob er sich und kleidete sich nothdürftig an. Die Männer standen scheu zur Seite. „Er ist todt!“ rief er. „Folgt mir! Folgt mir!“ — Hatte der Kummer seinen Verstand verwirrt? — Er griff nach dem Schlüssel der Wirthsstube und schritt hastig hinab. Die Männer folgten ihm. Sie sahen ihn Flasche um Flasche ergreifen und mit kräftigem Wurf an der Wand zerschellen. Sie sahen ihn Faß um Faß zur Thüre hinrollen und mit mächtigen Axthieben zertrümmern. Was war über ihn gekommen? Keiner getraute sich, ihm zu wehren. Ein Grauen hielt sie gebannt. Erst als sie P. Thomas kommen sahen, fühlten sie sich erleichtert. Diesem gelang es, Martin zu beruhigen und in seine Wohnung hinaufzuführen.

Eine Woche später lag der schwergeprüfte Mann im Sterben. P. Thomas saß neben ihm und betete leise die Sterbegebete. Er hatte ihm soeben die heiligen Sakramente gespendet. Da richtete Martin die brechenden Augen

auf ihn und sprach mühsam: „Das ist die Frucht der religionslosen Schule! — Mein Sohn ein Trunkenbold, — ein Spieler, — ein Wüstling, im Rausche, in der Todsünde ermordet! — Gott sei ihm und mir gnädig!"

Es waren seine letzten Worte. Er hatte ausgelitten!



Fünftes Kapitel.

Die Sprachenfrage.

Zuerst die Religion, dann die Nationalität.—Der Unterricht im Deutschen.—Vortheile des Unterrichts in zwei Sprachen.—Warum sprechen deutsch-amerikanische Kinder so ungern deutsch?—Wie ist diesem Uebelstande abzuhelfen?—Erzählung: Gerettet.

Vorliegendes Buch wird vorläufig nur katholischen, deutschen Lesern in die Hände fallen, weshalb wir bei der Schulfrage auch einen Punkt berühren müssen, der sie sehr nahe angeht, und der in neuerer Zeit zu einer von beiden Seiten in ziemlich aufgeregter Weise geführten Kontroverse Veranlassung gegeben hat: es ist die überall und zu allen Zeiten sehr heikle Nationalitätsfrage. Wir kommen damit auf ein Gebiet, dessen Besprechung die größte Vorsicht gebietet. Bevor wir von unseren Beziehungen zum Deutschthum reden, möchten wir vor allem bemerken, daß wir vom Grundsatze ausgehen: Zuerst die Religion, dann erst die Nationalität. Zuerst sind wir Katho-

liken, und erst in zweiter Linie sind wir Amerikaner, Deutsche oder Deutsch-Amerikaner.

Wo auch unsere Wiege gestanden haben mag — ob an den Ufern des Rheins oder auf Westfalens rother Erde, ob in den lieblichen Gauen Schwabens oder auf den rebenbekränzten Hügeln des Frankenlandes, ob in den gesegneten Gefilden Baierns, in den Alpenthälern Tirols oder in den deutschen Ländern Oesterreichs, ob in den Bergen der freien Schweiz oder in deren gewerbreichen Städten — wir sind Deutsche, und unsere Nationalität und ihre Sprache soll uns heilig und theuer sein. Wir sind deutschen Stammes und haben keine Ursache, uns dessen zu schämen. Keine andere Nation der Erde ist den Deutschen an Kunst und Wissenschaft voraus. Unsere Väter haben für ihren vom hl. Bonifacius und seinen Genossen überkommenen Glauben gekämpft, wie andere Nationen. Während der letzten zehn Jahre noch haben unsere Glaubensbrüder im alten Vaterlande einen Kampf bestanden mit solchem Muthe und mit solcher Ausdauer, daß sie schließlich den Sieg errangen. — Für das moderne, ungläubige Deutschland hingegen schlagen unsere Herzen nicht; von ihm haben wir nichts Gutes je erfahren, nichts Gutes zu erwarten. Wir halten uns auch fern von dem politisch-professionellen, ebenso wie von dem religionsfeindlichen Deutschthum, wie es vielfach in diesem Lande sich breit macht: trotzdem achten wir die deutsche Sprache als unveräußerliches Erbe, das nur Thoren verachten und leichtsinnig wegwerfen.

Das schließt keineswegs aus, daß wir der englischen Sprache hierzulande volle Berechtigung zugestehen. Wir lernen sie und bedienen uns derselben; unsere Kinder lernen sie und sprechen sie gern, denn sie ist die Gerichts- und

Geschäftssprache, und im täglichen Umgange fast überall nothwendig. Wenn unsere Schulen also—wie es thatsächlich der Fall ist — sich einer doppelsprachigen Lehrmethode bedienen, so haben die dieselben besuchenden Kinder vor denen der Staatsschulen, wo nur ausnahmsweise deutsch gelehrt und in neuerer Zeit nach Kräften zu verdrängen gesucht wird, einen großen Vortheil voraus. Das erkennen erfahrene amerikanische Schulmänner bereitwilligst an. Als Beispiel diene folgender Auszug aus einer Rede, gehalten am 19. Juli 1889 von Hrn. John B. Peaslee, vormals Superintendent der öffentlichen Schulen von Cincinnati, vor dem deutsch-amerikanischen Lehrertag in Chicago:

„Ich bitte, mich vor allem meine persönlichen Erfahrungen und Untersuchungen erwähnen zu lassen, die ich während vieler Jahre als Lehrer, Oberlehrer und Superintendent der öffentlichen Schulen von Cincinnati zu machen Gelegenheit hatte. Erwarten Sie aber keine rhetorischen Floskeln, denn ich werde mich bestreben, in einfachen Worten die Thatsachen darzulegen, welche mich, der ich einst ein Gegner des deutschen Unterrichtes in unseren öffentlichen Schulen war, vollständig überzeugten und zu einem Freunde und Fürsprecher desselben machten. — Zur Erklärung schicke ich voraus, daß ich auf dem Lande, in weiter Entfernung von großen Städten, geboren und erzogen worden bin, und zwar in einem der alten Neuengland-Staaten. Ehe ich nach dem Westen kam, wußte ich nicht, daß es — außer einigen Hochschulen, wo etwas Latein und Griechisch und vielleicht etwas Französisch gelehrt wurde — öffentliche Schulen gebe, in welchen die Kinder in einer anderen als meiner Muttersprache unterrichtet wurden. Stellen Sie sich also meine

Ueberraschung vor, als ich, nachdem ich in Cincinnati Lehrer geworden war, ausfand, daß ein Theil meiner Klasse kraft der Regeln berechtigt wäre, täglich 45 Minuten in deutscher Sprache aufzusagen. Jung, für meinen Beruf begeistert und von dem Ehrgeize beseelt, daß meine Schüler bei den halbjährlichen und Schluß-Prüfungen die besten der Stadt sein sollten—deshalb auf jeden Augenblick der Schulzeit eifersüchtig, überdies in dem auf Unwissenheit beruhenden Vorurtheile befangen, meine deutschen Schüler möchten in den englischen Fächern zurückbleiben, beneidete ich die deutschen Lehrer wegen der ihnen zugemessenen Zeit, und tadelte den Erziehungsausschuß dafür, daß ich die Schüler für den deutschen Unterricht jenen abtreten mußte. — Die Zeit verging. Es kam die erste halbjährliche Prüfung, und meine deutschen Schüler waren in den englischen Fächern unter den allerbesten. Es kam die Schluß-Prüfung, und wieder behaupteten die deutschen Knaben die ersten Plätze, bestanden die Prüfung mit hohen Ehren.—Meine Vorurtheile begannen zu schwinden; ich fing an einzusehen, daß die Erlernung des Deutschen doch keine so schlimmen Folgen hatte, wie ich vorher meinte.

„Nach einer Erfahrung von drei Jahren als Klassenlehrer in den oberen Klassen der dritten Distrikt-Schule von Cincinnati, wurde ich zum Oberlehrer im fünften Distrikt ernannt. Da trat ein Ereigniß ein, welches ich damals noch nicht verstehen konnte. Nämlich: die Lehrer des Englischen in den unteren Klassen ersuchten mich, sie der deutschen Abtheilung zuzuweisen. Zu jener Zeit aber stand das Prozentwesen in den Schulen in höchster Blüthe: die Lehrer wurden nach den von ihren Schülern bei den Prüfungen erreichten Prozentsätzen geschätzt. In der deutschen Abthei-

lung hatten die Lehrer des Englischen nur die Hälfte der Zeit. Ich sah mich also zur Frage veranlaßt: „Aus welchen Gründen ziehen Sie es vor, in der deutschen Abtheilung zu lehren?" Ich erhielt zur Antwort: „Weil die Kinder in der deutschen Abtheilung besser lernen und leichter zu regieren sind." Ich entgegnete: „Sie behaupten also, daß die Kinder in der deutschen Abtheilung, welche nur die Hälfte ihrer Zeit auf die englischen Fächer verwenden, eine bessere Prüfung im Englischen bestehen, als jene, welche ihre ganze Zeit auf das Englische verwenden?" „Ja wohl!" antworteten die Lehrer." Herr Peaslee zieht hieraus folgenden Schluß: „Es ist eine Thatsache, daß ein Kind zu gleicher Zeit zwei Sprachen lernen und in jeder derselben so gute Fortschritte machen kann, als in dem Falle, wenn die ganze Unterrichtszeit nur auf eine Sprache verwandt wird."

Die Frage: „Warum gerade die deutsche Sprache auswählen?" beantwortete Herr Peaslee wie folgt:

„Die deutsche Sprache ist, in gleicher Linie mit der englischen, die Handelssprache der Welt. Wie das Französische Jahrhunderte hindurch die Hofsprache Europa's war, so ist die englische und die deutsche Sprache das zwischenstaatliche Verkehrsmittel der civilisirten Völker. Die deutsche Sprache ist nicht das Verkehrsmittel einer einzelnen Nation, sondern die Sprache der Gebildeten aller Nationen. Ueberdies macht ihre nahe Verwandtschaft mit dem Angelsächsischen ihr Studium zu einer besonderen Nothwendigkeit für den auf Bildung Anspruch machenden Amerikaner." Nach einer Auseinandersetzung des Einflusses, welchen das Sprachenstudium auf die allgemeine Bildung ausübt, kommt er zum Schluß: „Die deutsche Sprache, die Muttersprache

der gebildetsten Nation auf dem europäischen Kontinent, ist, wie bereits gesagt wurde, neben der englischen, die Handelssprache der Welt. Sie hat eine herrliche Literatur. Im täglichen Leben unseres Volkes ist sie von nicht zu unterschätzendem Werthe. Und, ich wiederhole es, das Erlernen zweier Sprachen hilft zu einer besseren Kenntniß jeder einzelnen, ohne den Fortschritt in letzterer zu hemmen. Die Vorzüge des Studiums zweier Sprachen zu gleicher Zeit würden weitaus genügen, die Einführung einer fremden Sprache in den Schulen unseres Landes zu rechtfertigen, selbst wenn es keinen einzigen Bürger ausländischer Geburt unter uns gäbe."

Mit solcher Achtung und Anerkennung redet ein vorurtheilsfreier, urtheilsfähiger Amerikaner, welcher eine Autorität auf dem Gebiete der Pädagogik ist, von der deutschen Sprache. — Wie kommt es aber nun, daß unsere deutschamerikanischen Kinder sich nur ungern der deutschen Sprache bedienen? Wie kommt es, daß sie dieselbe oft kaum nothdürftig verstehen? Wie ist diesem Uebelstande abzuhelfen? — Die Antwort auf diese schon so oft gestellten Fragen ist nicht leicht. Im „Ohio Waisenfreund" vom 20. Dezember 1876 finden wir hierüber Folgendes:

Die erste Ursache, weshalb Kinder deutscher Eltern hierzulande nur ungern und schlecht deutsch sprechen, dürfte wohl die sein, daß die Eltern selbst zu wenig Kenntniß und Uebung in der hochdeutschen Sprache besitzen, um sie ihren Kindern wirklich angenehm zu machen. Die meisten norddeutschen Eltern kennen zwar die hochdeutsche Sprache ziemlich gut, allein sie sprechen den Tag über fast nur Plattdeutsch. Die anderen aber, welche doch Hochdeutsche von Haus aus sein wollen, gebrauchen meistens ein verdrehtes Kauderwälsch,

das ebensoweit vom richtigen Hochdeutsch abweicht, wie das Plattdeutsch. Hören wir doch selbst im alten Vaterlande Deutschland fast nur in einzelnen Städten, wie Hannover, Dresden, Aachen u. s. w. ein schönes, volles, wohlklingendes Deutsch ohne viele Beimischung. Das echte Deutsch ist, wie ein berühmter Witzbold über die deutsche Literatur sagt:

„Die ganze deutsche Literatur
Ist leider für Gelehrte nur;
Gelehrte haben sie gemacht
Und nie dabei an's Volk gedacht!"

Die deutsche Schriftsprache ist fast ausschließlich die Sprache der Gebildeten, wird glücklicherweise aber auch vom Volke verstanden, wenn auch weniger gut und richtig gesprochen. Das Hochdeutsche richtig und gut zu sprechen, kostet Uebung und Selbstüberwachung. Geräth man schon im alten Vaterlande so leicht in den plattdeutschen und schwäbischen, rheinländischen und tiroler Dialekt, so ist das hier um so weniger wunderbar, wenn man eben spricht, wie einem der Schnabel gewachsen ist, und das Leichtere nimmt, nämlich die Misch- und Uebergangssprache. Könnten unsere deutschen Eltern endlich dahin gebracht werden, sich etwas Mühe zu geben und mit ihren Kindern, in den ersten Jugendjahren wenigstens, nur Hochdeutsch, ohne Beimischung, zu sprechen, wahrlich, unsere Kinder würden es mit leichter Mühe zum Deutschsprechen bringen. Indessen verlange und erwarte man von den Jungen keine Anstrengung, wenn die Alten sich dieselbe nicht auflegen können, und selbst nicht mit einem guten Beispiele vorangehen wollen.

Der zweite Grund dürfte zunächst darin liegen, daß die Tochtersprache, das Englische leichter und zwar unendlich leichter ist, als die Muttersprache, das Deutsche. Jeder

Kenner neuerer Sprachen wird eingestehen müssen, daß das Englische unter den einfachen Sprachen (die Buchstabir- und Schreibweise wohl ausgenommen) oben an stehe. Dem Englischen gegenüber bietet unsere deutsche Sprache die ganze Sprachlehre hindurch eine Unmasse von kleinen Regeln und Schranken, die manchem, der mit gutem Willen und Fleiß zu lernen angefangen hat, bald allen Muth zum Fortfahren nimmt. Wie viele unserer englisch-amerikanischen Landsleute haben schon versucht, die deutsche Sprache zu erlernen, haben es aber, mit wenigen Ausnahmen, bald wieder aufgegeben! Wie viele unserer deutschen Einwanderer lernen dagegen bald genügend Englisch, und zwar nicht blos sprechen und lesen, sondern auch schreiben, um im Geschäftsverkehr fertig zu werden. Wie sollte da Jung-Amerika, das ohnehin nicht viel Muth für Mühe und Anstrengung besitzt, nicht auch das Leichtere wählen! —

Den dritten Grund finden wir darin, daß deutsche Eltern zu wenig Achtung und Liebe für ihre schöne, wohlklingende Muttersprache und ihre alte Heimat haben. Sie sprechen oft geradezu erniedrigend und verächtlich von ihrem Geburtslande, von dessen Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen, so daß bald ihre Kinder, die solches nicht nur von ihnen, sondern auch leider oft von deutschhassenden Amerikanern hören, eben meinen, es sei eine Schande, ein Deutscher zu sein und deutsch zu sprechen. Kaum betritt der deutsche Einwanderer den amerikanischen Boden, da wirft er oft sogleich alles Deutsche über Bord und thut nach kurzer Zeit oft seinen eigenen Landsleuten gegenüber stolz damit, mit amerikanischen Brocken (leider oft gar mit Fluch- und Schimpfworten) um sich zu werfen, daß man glauben sollte, er habe schon Jahre lang in Amerika gelebt und ver-

stehe das Englische besser. Spricht er nach einigen Jahren noch deutsch, so mengt er alles durcheinander und das fünfte Wort ist schon ein englisches. Wer das bestreiten will, der gehe nur eine Stunde durch die Straßen irgend einer unserer deutsch-amerikanischen Städte, und er wird ein sonderbares Gemisch von Redensarten hören, die ein neu Eingewanderter gar nicht versteht. Dasselbe läßt sich auch vielfach in den hiesigen deutschen Zeitungen lesen. — Die gebildeten Amerikaner hingegen lassen schon mehr und mehr ihre Kinder die deutsche Sprache erlernen und sehen auch darauf daß dieselben, wenigstens zuweilen, deutsch sprechen, während unsere Deutschen, die das Englische selbst nur nothdürftig verstehen, fast nur englisch mit ihren Kindern reden und dieselben sogar aus den deutschen Schulstunden fortnehmen, und nur Englisch lernen lassen.

Gibt es da keine Abhilfe? Wir glauben nicht, so lange die Eltern selbst nicht mit gutem Beispiele vorangehen und mit ihren Kindern möglichst viel deutsch sprechen, und zwar ohne Vermengung beider Sprachen; ihnen gute deutsche Bücher und Zeitschriften in die Hände geben und sie daraus oft etwas vorlesen lassen. Klage man nur nicht, daß die Kinder nicht deutsch sprechen mögen, wenn die Eltern es selbst nicht thun und sich zu schämen scheinen, daß sie Deutsche sind.

Als vierter Grund endlich ist wohl anzugeben, daß die Kinder deutsch-amerikanischer Eltern zu viel mit englisch-amerikanischen in Berührung kommen. Da nämlich der Umgang vielfach bildet oder verbildet, so kann es nicht ausbleiben, daß mit Aneignung fremder Sitten auch die fremde Sprache in Fleisch und Blut übergeht. Mit dem Verluste der Sitten der deutschen Eltern, mit welchem der

Verlust ihrer Sprache Hand in Hand zu gehen pflegt, ist dem Deutschthum in Amerika wohl keine blühende Zukunft zu prophezeien! Wohl glauben wir, daß eine Verschmelzung des deutschen Charakters mit dem des englisch-amerikanischen Volksstammes stattfinden muß, damit aus beiden ein geglätteter, gediegener Nationalcharakter hervorgehe, doch glauben wir nicht, daß die deutsche Kernfestigkeit dabei als das leichtere Metall in Schaum aufzugehen brauche, wie es leider bei der schönen deutschen Sprache bereits geschieht.

Gerettet.

Betreten wir — an einem stürmischen Winterabend des Jahres 1852 — eine armselige Bretterhütte am oberen Ende der Stadt New York, in der Gegend, wo jetzt die herrliche St. Patricks-Kathedrale steht. Die Lage ist schön, aber noch findet sich kaum eine Spur von städtischen Verbesserungen in dem abgelegenen Viertel. „Squatters," d. h. Unberechtigte, haben sich auf dem mageren Felsboden niedergelassen und Hütten gebaut, die menschlichen Wohnungen sehr unähnlich sehen, und größtentheils von armen Irländern bewohnt sind. Die Hütte aber, die wir betreten, ist von einer deutschen Familie bewohnt. Am zersprungenen, dem Einsturz drohenden Ofen, sitzt eine abgemagerte Gestalt, ein Mann in mittleren Jahren. Seine in der Nähe beschäftigte Frau ist sehr blaß, auf ihrem eingefallenen Gesichte hat der Kummer unverkennbare Spuren hinterlassen. Die Kleidung beider ist ärmlich, fast schlecht zu nennen. Durch die Bretterwände heult der Wind, auch das Dach ist in schlechtem Zustande. Ringsum im ärmlichen Raume erblickt man nur die nothwendigsten Hausgeräthe, und diese, meist

in traurigem Zustande, verrathen trotzdem, daß sie einstmals zu den besseren ihrer Art gehörten.

„So kann es nicht mehr weitergehen, Anna," sprach der Mann zu seiner Frau. „Arbeit finde ich keine, und wenn ich auch das Aeußerste versuche. Unser schöner, deutscher Hausrath, den wir unter so vieler Mühe und Kosten herübergeschleppt haben, ist größtentheils zu Spottpreisen verkauft worden. Unser Geld ist dahin: was sollen wir anfangen?"

„So laß doch den Muth nicht sinken, Mann! Endlich muß der Rest unseres Geldes doch aus Deutschland anlangen, und dann machen wir uns auf nach dem Westen, weit hinaus in's Land. Da kommst du wieder zu Kräften, und wir alle zu Vermögen," tröstete die Frau.

Vor nicht ganz einem Jahre hatte Bernard Werner mit Frau und drei Kindern dem deutschen Vaterlande Lebewohl gesagt, um ihnen in Amerika eine neue Existenz zu gründen. Der älteste Sohn, Konrad, war gleich nach ihrer Ankunft nach Wisconsin weitergereist, um bei seinem Onkel Paul als Farm-Knecht einzutreten. Werner selbst beschloß, mit den übrigen der Seinigen einstweilen in New York zu bleiben, um das Einlaufen der noch nicht vollständig ausbezahlten Summe des Erlöses aus dem Verkaufe seines Gütchens in Deutschland abzuwarten. Seinen Lebensunterhalt glaubte er während dessen leicht finden zu können, da er keine Arbeit scheute. Vorläufig setzte er seinen nicht unbeträchtlichen Baarvorrath zu und tröstete sich mit dem Gedanken, er würde schon Arbeit finden, wenn er erst besser werde bekannt sein. Aber er täuschte sich. Ueberall hörte er Klagen über schlechte Zeiten; viele Leute verloren ihre Stellen und ihn, den „Grünen," wollte niemand beschäfti-

gen. Stück für Stück mußte er endlich seine Hauseinrichtung verkaufen, und so fanden wir ihn, der Verzweiflung nahe, in seiner verlassenen Lage. Er hatte sich nach seiner Ankunft zuerst im deutschen Viertel, in der dritten Straße, eingemiethet, war aber zu Anfang des Winters, wegen Unfähigkeit, die Miethe ferner zu erschwingen, gezwungen worden, auszuziehen, und übersiedelte deshalb mit dem Rest seiner Habe nach "Squatter-town," wo sich niemand um Haus- oder Platz-Miethe bekümmerte, und nahm von einer leeren, baufälligen Hütte Besitz. Da saß er nun, trostlos und verlassen.

Das kleinste der beiden Kinder, der sechsjährige Karl, schlief, des Kummers der Eltern unbewußt, ruhig in einem Verschlage in der Ecke. Der zwölfjährige Paul, ein recht aufgewecktes Bürschchen, war, trotzdem es auf zehn Uhr ging, noch nicht zu Hause.

„Wo sich Paul wieder herumtreiben mag?" fragte nach langem Schweigen endlich die bekümmerte Mutter.

„Ja, wer das wüßte!" entgegnete Werner. „Das ist eben das Elend unserer Lage hier in Amerika: der junge Nichtsnutz, der zu so großen Hoffnungen berechtigte, treibt sich, sobald die Schule aus ist, auf den Straßen herum. In was für eine Gesellschaft er da geräth, weiß Gott! Ein deutsches Wort gönnt er uns auch nicht mehr, und was er auf englisch redet, möchte ich nicht zu verantworten haben; sicherlich ist es nichts Gutes.—Käme doch unser Geld, morgen schon würde ich aus dieser Umgebung fortziehen."

Es war nach zehn Uhr, als Paul endlich heimkehrte. Lärmend stürzte er in die Stube und rief: "Supper, Ma!" Die Mutter holte das für ihn zurückgestellte Abendbrod aus dem Ofen und stellte es vor ihn auf den Tisch. Der Vater

machte ihm Vorwürfe über sein langes Ausbleiben, aber der ungerathene Junge fiel ihm alsbald in's Wort: "Dry up, old man!" Der entmuthigte kränkliche Mann ließ ihn essen, und schickte ihn dann zu Bett.

„Wo die Noth am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten." — Dieses so oft bewährte Sprichwort sollte sich auch bei der vielgeprüften Familie Werner bewahrheiten. Im Laufe der folgenden Woche kam die so sehnlichst erwartete Geldsendung aus Deutschland. Es war die unter den Umständen sehr ansehnliche Summe von 1,200 Dollars. Und wie ein Glück nie allein kommt, erhielt Werner in derselben Woche auch einen Brief von seinem Sohne Konrad. Dieser schrieb, daß es ihm recht gut gehe, und war voll des Lobes über die Gegend, in welcher er sich befand. „Liebe Eltern," schrieb er unter anderem, „Euer so langes Stillschweigen hat Onkel Paul und mich sehr beunruhigt. Wir besorgen ernstlich, daß es Euch schlecht geht. Der Onkel, der eine prächtige Farm besitzt, bittet mich, Euch folgenden Vorschlag zu machen: wenn bis März Euer Geld nicht eintrifft, so will er Euch einen Vorschuß schicken, damit Ihr noch im Frühjahr nach dem Westen kommen könnt. Bis dahin will er eine Farm in seiner Nachbarschaft für Euch aussuchen und auch die erste Einrichtung besorgen, so daß Ihr gleich nach Eurer Ankunft an die Arbeit gehen könnt. Antwortet mir recht bald, damit wir unsere Vorbereitungen treffen können." Dann folgten Anweisungen bezüglich der Adresse.

Groß war die Freude in Werner's Hütte. Nur einer theilte sie nicht, der kleine Paul. „In die country gehe ich nicht," sprach er in Gegenwart seines Vaters, und zwar ausnahmsweise deutsch. „Mir gefällt es in New York besser; die Buben sagen, in Wisconsin sei alles dutch!"

„Sag' das noch einmal, du Taugenichts!“ rief drohend sein Vater.

„Ich will kein dutchman sein!“ prahlte der Junge.

„So will ich dich zu einem heraushauen,“ sprach der nun ernstlich erzürnte Vater, griff nach einem Strick und bläute den vorlauten Paul gehörig durch. Diesem verging bald der Muth, und wenn Geschrei und Versprechungen geholfen hätten, wäre die Züchtigung bald eingestellt worden. So aber half sein und seines aus Mitleid und Angst bald mit einstimmenden Brüderchens nicht, bis die Schläge vollwichtig aufgezählt waren. Die verständige Mutter aber mischte sich nicht ein; wohl that ihr das Herz weh, aber sie wußte, daß eine solche Strafe schon längst wäre nothwendig gewesen.

Nachdem Paul seine Strafe erhalten hatte, kroch er weinend in eine Ecke. Als sein Vater nach ungefähr einer halben Stunde einen Ausgang machen mußte, wagte auch er sich vor die Thüre.

„He da, Paul! Was ist dir passirt? Du machst ja ein ganz erbärmliches Gesicht!“ rief ihn einer seiner Kameraden an.

„Ich möchte sehen, was du für eines machen würdest, wärest du vor einer halben Stunde an meiner Stelle gewesen!“ entgegnete Paul.

„Was hat es denn gegeben?“

„Schläge hat es gegeben, und zwar solche, wie ich in diesem Lande noch keine erhalten habe und keine mehr zu erhalten wünsche.“

„Vom Alten?“

„Das hätte er hören sollen: da wäre dir dein Theil auch sicher.“

„Warum?"

„Nenne einen deutschen Vater den „Alten," und du wirst es ausfinden!"

„Haha, köstlich! Soll ich ihn etwa den „Jungen" nennen?"

„Ich würde es dir nicht rathen! — Aber kannst du schweigen? Soeben wurde da d'rin ausgemacht, daß die Alten nach dem Westen auswandern. Mir ist es einerlei, denn — ich gehe nicht mit. Ich laufe davon, das heißt, ich verstecke mich und bleibe hier."

Paul erwartete seines Kameraden Beifall. Der aber schüttelte weise den Kopf und sprach — vielleicht aus Erfahrung: „Das wäre doch eine gewagte Sache. An deiner Stelle würde ich mitgehen, man findet bei den Alten doch wenigstens immer sein Essen. Davonlaufen kann man doch jederzeit, sobald man sich selber besser helfen kann."

„Nun, ich werde es mir nochmals überlegen," meinte Paul, bedeutend herabgestimmt.

Und richtig, es wurde aus Paul's Davonlaufen nichts. — Als die endgültigen Vorbereitungen zur Reise getroffen wurden, wurde er mit einem Male anstellig und gefällig, so daß es schien, die erhaltene Strafe habe ihn nachdrücklich gebessert. Die Reise ging ohne Unfall von Statten. In Milwaukee erwartete Konrad, der telegraphisch benachrichtigt worden war, seine Angehörigen. Man erlasse uns die Beschreibung des Wiedersehens. In aller Eile wurde das Nothwendigste zur Einrichtung des Haushaltes und der Farm eingekauft, darunter ein prächtiges Gespann Pferde und ein fester Wagen. Auf letzterem begab sich die nun so glückliche Familie auf den Weg, fünfzehn Meilen in's Land hinein, zur Farm des Onkels Paul, wo das vorläufige

Absteigequartier sein sollte. Die Strecke war in wenigen Stunden zurückgelegt, der Empfang herzlich. Ein fröhliches Mahl, bei dem weder die Erzeugnisse des Bodens, noch der Hühnerhof und Schinkenvorrath verschont wurden, vereinigte sie am Abend.

„Bruder," sprach am Schlusse desselben Onkel Paul zu Bernard Werner, „Gott sei Dank, daß ihr hier seid. Wie ich aus deinem und deiner Frau Aussehen errathe, ist es euch in New York nicht zum besten gegangen. Jetzt soll es anders werden. Land genug habe ich, ein Haus ist auch bald hergestellt, und bis es fertig ist, bleibt ihr bei mir. Sobald ihr zu Kräften gekommen seid, fangt ihr auf eigene Rechnung an, und bald ist das Elend vergessen."

„Du bist sehr gut, Bruder, wie du es immer warst. Ich nehme deinen Vorschlag an, aber unter einer Bedingung: die mir angebotene Farm kaufe ich. Mein Geld ist endlich angekommen, sonst wäre ich vielleicht trotz deiner Güte noch nicht hier."

Da war denn die Freude noch größer und vergnügt begab man sich zur Ruhe.

Der nächste Tag wurde der Erzählung der gegenseitigen Erlebnisse und der Besichtigung der Farm und des Viehstandes gewidmet. „O wie herrlich!" rief Werner oder seine Frau ein über das andere Mal aus. Sie konnten sich nicht satt sehen, der Abstand zwischen dem Elend in New York und der vor ihnen sich aufthuenden Pracht, mit der Aussicht, in Zukunft alles selber so zu haben, war zu groß.

Es wurde Samstag Mittag. Nach dem Mittagessen sprach Onkel Paul: „Heute Nachmittag ist Feiertag, denn morgen ist unser Gottesdienst-Sonntag. Wir haben nämlich eine deutsche Kirche in der Ansiedlung, und bilden eine

deutsche Gemeinde. Alle vierzehn Tage kommt ein deutscher Priester aus Milwaukee und hält uns Gottesdienst. Sein Absteigequartier ist bei mir."

„Ein Priester aus Milwaukee kommt so weit heraus?" fragte Werner erstaunt. „Das muß ein guter Herr sein!"

„Ja, das ist er: ein Mann nach dem Herzen Gottes, gerade wie unser Bischof, der gute Herr Henni."

Gegen vier Uhr Nachmittags kam der Priester. Werner und seine Familie wurden ihm vorgestellt. „Das freut mich," sprach er leutselig, „da hat die Gemeinde wieder einen schätzenswerthen Zuwachs erhalten.—Und die beiden Krausköpfe da müssen im Herbst in die Pfarrschule, nicht wahr?"

Der kleine Karl blickte freundlich auf zum Priester. Nicht so sein Bruder Paul. Dieser blickte finster, und als der Priester gütig lächelnd die Hand auf seinen Kopf legte, sprach er trotzig: „Die Buben in New York sagten, die Pfarrschulen taugen nichts!"

„Ei, ei," entgegnete ernst der Priester, „bei dir war es Zeit, daß du aus New York fortkamst."

Nach einer kurzen Rast wurde des Priesters Pferd wieder vorgeführt, denn er wollte noch zur Kirche, um den Abend mit Beichthören zuzubringen. Er verabschiedete sich also mit den Worten: „Auf Wiedersehen heute Abend!"

Nach seinem Weggange trat Konrad ein, der das Pferd des Priesters besorgt hatte, und sprach: „Unsere Pferde sind ausgerastet. Ich glaube, eine Abkühlung drunten im Bach wird ihnen nicht schaden; auch trinken sie lieber fließendes als stehendes Wasser. Ich denke ich will sie hinabführen."

Paul, der wie fast alle Knaben, große Freude an den Pferden hatte, und gerne reiten mochte, rief: „Da gehe ich mit!"

„Nein, Paul, du bleibst heute hier. Du kannst ein anderes Mal mitgehen," entgegnete die Mutter.

„Ich gehe aber doch!" versetzte trotzig der Junge.

„Du bleibst hier!" entschied nun ernst der Vater.

„Ich gehe!" erwiederte Paul.

„Was hast du da gesagt?" fiel sein Onkel ein, der ihm sein unehrerbietiges Betragen gegen den Priester nicht vergessen hatte. „Du willst deinem Vater und deiner Mutter ungehorsam sein?"

„Ich will mit Konrad gehen, die Pferde zu tränken!"

„Der Vater und die Mutter haben es dir aber verboten!"

„O das macht nichts; ich gehe doch, wenn ich will!"

Der schlaue Junge rechnete darauf, daß er in dem fremden Hause, oder doch während der ersten Tage seiner Anwesenheit daselbst nicht gestraft werden würde. Sein Onkel aber sprach ernst, nachdrücklich und langsam:

„Mein lieber Junge, ich will dir etwas sagen: wenn ich noch ein Wort des Widerspruches von dir höre, so werde ich dich nicht in meinem Hause behalten. Ich werde deinen Vater veranlassen, dich weit fort von hier bei einem Farmer zu verdingen, wo du Gehorsam lernst. Wir können hier keine Stadt-Unarten und keinen Eigensinn dulden. Je eher du das einsehen lernst, desto besser." — Das half.

Am Abend gegen acht Uhr kehrte der Priester zurück. Nach dem Essen unterhielt er sich eine Weile mit der Familie. Wieder fiel sein Auge auf Paul. „Komm her zu mir, Kleiner!" sprach er freundlich. Langsam kam dieser heran.

„Kannst du auch deinen Katechismus?" fragte der Priester.

„Den Katechismus?" rief der Knabe erstaunt. Aber

sich besinnend fügte er hinzu: „Ich denke wohl, das heißt, zum Theil. Die Mutter machte mich ihn Sonntags Abends zu Hause lernen."

„Und hast du ihn nicht in der Schule und Kirche gelernt?"

„In meiner Schule in New York lernten wir keinen Katechismus, und in die Kirche ging ich nie."

„Und warum nicht?"

„Die anderen Buben gingen auch nicht. Während Vater und Mutter meinten, ich sei in der Kirche, spielten wir zusammen auf der Straße."

Ein Zug der Wehmuth überschattete des Priesters Gesicht. „Möchtest du nicht in die Schule gehen?" fragte er dann.

„In die Schule? O ja! Aber nicht in eine Priesterschule. Die Buben sagen, sie taugen nichts!" entgegnete der Knabe zuversichtlich.

„Nun, wir wollen sehen!" schloß der Priester. „Wir haben hier eine gute Schule. Ich hoffe, du wirst darin bald heimisch sein."

Paul wurde in die katholische Pfarrschule geschickt. Für die Familie Werner wurde im Laufe der nächsten Wochen ein zwar bescheidenes, aber geräumiges Wohnhaus gebaut. Eines Sonntags Abends besuchte Onkel Paul seinen Bruder und dessen Familie, und fand sie alle im Wohnzimmer um den Tisch versammelt. Der kleine Paul hatte ein Buch vor sich, in dem er eifrig las. Nach der ersten Begrüßung und einem kurzen Gespräche wandte sich der Onkel an den Knaben:

„Was lernst du denn so fleißig?"

„Den Katechismus, Onkel!"

„Der arme Paul!“ fiel hier Konrad ein: „es geht ihm hier recht hart. Bei Tage muß er in die Schule gehen und wenn er heimkommt arbeiten, des Abends muß er lernen. In New York war es doch schöner, nicht wahr, Paul?“

„O geh' mir mit New York! Da hätte ich nicht blos das Beten, sondern sogar die richtige Sprache verlernt. Englisch lernte ich nur schlecht, und deutsch zu reden schämte ich mich. O wie dumm war ich!—Und meine Kameraden, das waren böse Buben. Die fluchten, und thaten noch Schlimmeres. Und nicht ein einziger Deutscher war unter ihnen! — Da ist es hier schöner: zu schlimmen Dingen haben wir keine Zeit und keine Lust. Wir lernen gut deutsch und englisch; wir müssen es gut lernen, sagt unser Priester, denn wir sind Deutsch-Amerikaner, und die müssen beide Sprachen kennen. Vom Beten hörte ich in New York außer dem Hause nichts, und dort wollte ich nichts davon hören. Das machte die Mutter oft weinen. Nun bete ich gern, und habe lauter gute Kameraden.—Und weißt du, in New York wollte ich davonlaufen, um nicht mit auf's Land zu müssen.“

„Wirklich, Paul?“

„Ja, aber ich wagte es doch nicht!“

„Nun, jetzt bist du größer: vielleicht könntest du es jetzt wagen?“

„Um keinen Preis, Konrad! Ich bleibe hier und werde ein deutsch-amerikanischer Farmer.“

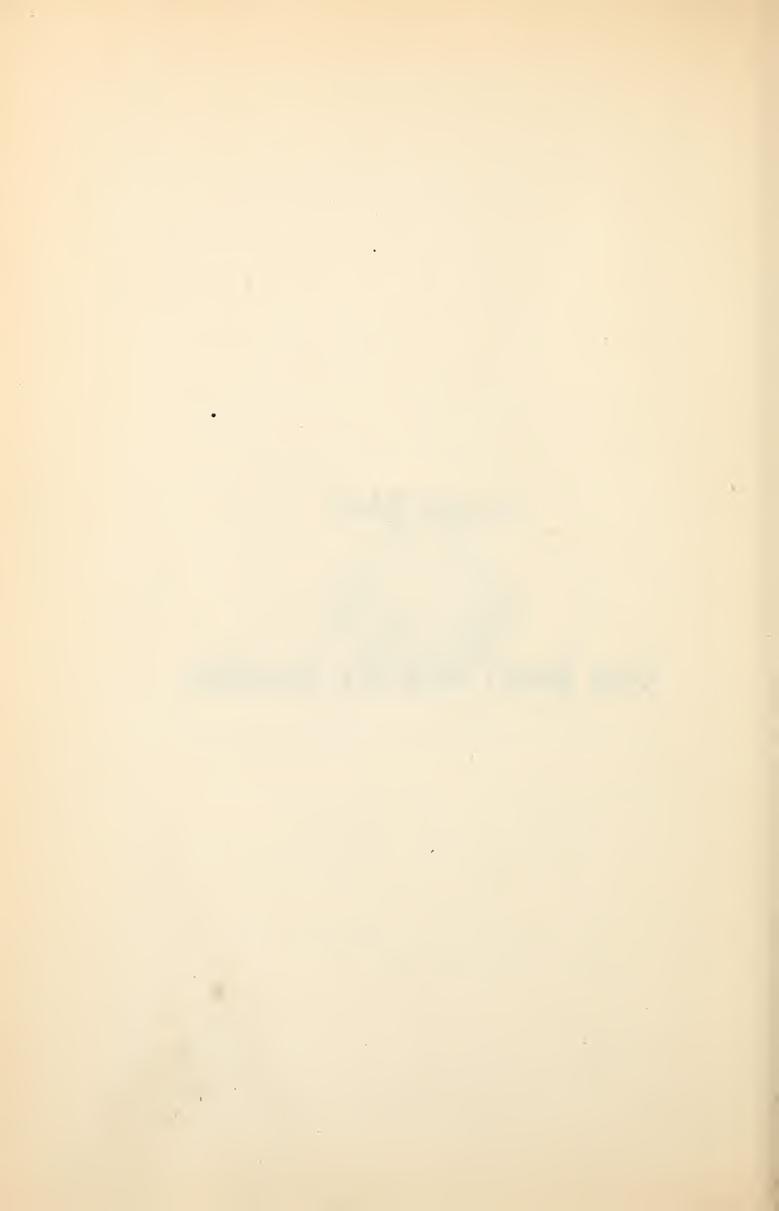
* * *

In der Hoffnung, daß der kleine Paul seinem Vorsatze treu blieb, überlassen wir nun die Familie Werner ihrem Schicksal.



Dritter Theil.

Das Haus und die Familie.



Erstes Kapitel.

Die christliche Familie.

Heiligkeit der Familie. — Einheit der Familie. — Unauflösbarkeit der Ehe. — Die Familie ein Bild der heiligsten Dreieinigkeit. — Gemischte Ehen. — Leo XIII. über die Familie. — Erzählung: Glaubenstreue.

Die Familie ist von Gott selbst wunderbar gegründet und von Christus wunderbar erlöst worden, weil aus der Familie das ganze Wohl oder Wehe der Menschheit für Zeit und Ewigkeit hervorgeht. Gott selbst hat das erste Menschenpaar zum gemeinschaftlichen Leben verbunden; Gott selbst hat die erste Ehe eingesegnet. In diesem Akte Gottes liegt aber auch die Heiligkeit, die Einheit und die Unauflösbarkeit der Familie durch Gottes Gründung und Anordnung für immer unverletzlich festgestellt.

Die Heiligkeit der Familie ersehen wir aus ihrem Stifter, der da ist Gott, die Heiligkeit selbst, und aus ihrer

Stiftung: heilig ist Adam, heilig Eva aus Gottes Hand hervorgegangen. Heilig sollte ihr Leben, heilig sollten ihre Kinder sein, alle Ebenbilder und Gleichnisse Gottes; heilig sollte das ganze Menschengeschlecht sein, als dessen Stammeltern sie Gott auf die Erde gesetzt hat; heilig war endlich der allmächtige Vatersegen, mit welchem Gott diese eheliche Familienverbindung eingeweiht und geheiligt hat. Daraus läßt sich schließen, wie verheerend alles auf die theuersten Interessen der Familie einwirken müsse, was der ursprünglichen Weihe und Heiligkeit dieses Bundes entgegen ist.

Diese Heiligkeit der Familie aber hat Christus unermeßlich dadurch erhöht, daß er selbst, als der unendlich Heilige, ein Kind der Menschenfamilie geworden, daß er die Allerheiligste aus den Menschenkindern zur Familienmutter gemacht, daß er Joseph, den Gerechten, zum Stellvertreter seines himmlischen Vaters erkoren, daß er selbst in der Menschheit eine Familie gegründet, die eine Gottesfamilie in der Menschheit war, in welcher Gott als der Familien-Bräutigam, Gott als der Familien-Vater, Gott als das Familien-Kind, und Gottes Mutter als die Familien-Mutter erscheint, daß er endlich das Familienbündniß nicht einfach geweiht, sondern durch ein eigenes Sakrament geheiligt hat, welches Sakrament der hl. Paulus ein großes nennt.

Möchte man nicht zittern, wenn man sieht, auf der einen Seite, welche erhabene Würde und welche hohe Heiligkeit Gott selbst in die Familie durch deren Gründung und Erlösung gelegt hat, und auf der anderen Seite, wie tief dieses Heiligthum oft von den Menschen, sogar von den Christen, erniedriget und geschändet wird? Wo finden wir Heiligkeit bei der Familie in unseren Tagen?—Ist der Mann heilig?

Ist das Weib heilig? Sind die Kinder heilig? Tragen alle Glieder der Familie in Seele und Leib, in Wort und Werk das göttliche Siegel des heiligen Sakramentes an sich? — Wird die Ehe heilig gehalten nicht blos in der äußeren Form, sondern auch bis in das innerste Wesen derselben? Oder sieht man sie auch nur für etwas Heiliges an? Ach, wie oft ist sie nicht mehr ein heiliges Bündniß, sondern ein Bündniß der Habsucht, ein Bündniß des Ehrgeizes, ein Bündniß der Sinnenlust, ein Bündniß der Leidenschaften, ein Bündniß, das in Sünden vorbereitet, in Sünden geschlossen, in Sünden fortgeführt wird; ein Bündniß von Lastern zwischen Lasterhaften! Daher aber auch der Fluch Gottes anstatt seines Vatersegens über dieselbe, und Unglück über Unglück, bis das verbrecherische Geschlecht von der Erde vertilgt ist.

In der Gründung der Familie durch Gott liegt auch deren Einheit. Ein berühmter Schriftausleger, Cornelius a Lapide, sagt hierüber: „Gott ließ Eva aus der Rippe Adams hervorgehen, um dadurch zu erklären, daß der Mann und das Weib eins sind. Und diese Einheit des Fleisches ist das Bild der Einheit der Liebe und des Willens, welche unter ihnen herrschen soll.“ — Wo aber mehrere wären, da würde diese alles umfassende Einheit mit jedem Zuwachse gefährdeter, und endlich wohl auch unmöglich, somit auch das innerste Wesen der Familie verletzt und zerstört. Diese Einheit liegt also schon in der Gründung der Familie. — Sie liegt aber auch in der werkthätigen Anordnung und Einrichtung Gottes. Denn Gott hat nur ein Weib mit nur einem Mann verbunden. Was aber Gott verbunden, und thatsächlich festgesetzt hat, das in mehrere Theile zertrennen, oder auflösen, heißt das Werk der Allmacht, Weisheit, Liebe

und Vorsehung Gottes vernichten, und zwar in einer so wichtigen Sache, wie es die Familie ist.

Diese Einheit liegt auch im Zwecke der Familie. Denn stehen die Familienhäupter mit anderen in Familienverbindung, als mit und unter sich allein, dann kann es keine einheitliche Liebe, kein einheitliches Wirken, keine einheitliche Kindererziehung, kein einheitliches Familienleben mehr geben; und wo keine Einheit mehr herrscht, da muß Zerrissenheit, Auflösung, Verderben und Untergang nach allen Seiten hin eintreten. Auch im alten Bunde war die Vielheit von Gott nur auf gewisse Fälle, und aus vor ihm selbst geltenden, gewichtigen Gründen, und nur durch seine besondere und bestimmte Offenbarung gestattet, wie Papst Innocenz III. (de divortiis) schreibt: „Keinem war es jemals erlaubt, mehrere Frauen auf einmal zu haben, außer jenem, dem es durch eine eigene göttliche Offenbarung zugestanden wurde.“ — Darum hat auch Christus diese Einheit in der erlösten Familie feierlich wieder festgesetzt, und mit Beziehung auf die ursprüngliche Einheit den göttlichen Ausspruch gethan: „Ich aber sage euch, daß jeder, der ein Weib mit Begierde nach ihr ansieht, schon in seinem Herzen mit ihr die Ehe gebrochen hat.“ (Matth. 5, 23.) In diesen Worten liegt die göttliche Verurtheilung und der Fluch des Ehebruchs, dieser furchtbaren Wunde, welche den Mann erniedrigt, das Weib entehrt, die Kinder unglücklich macht, und die Familie tödtet.

Können wir nun in Wahrheit sagen, daß in unseren Familien die von Gott eingesetzte, von Christus wieder hergestellte, so wesentlich nothwendige Einheit blühe, und zwar nicht blos äußerlich, sondern auch innerlich? Ist der Ehebruch etwas Unerhörtes? Wird er als die Vernichtung der

Manneswürde, als der moralische Tod des Weibes, als die Verwaisung der Kinder, als die Auflösung und Zerstörung der Familie, als die tiefste Schmach der Menschheit, als ein Mordanschlag gegen die menschliche Gesellschaft angesehen und gebrandmarkt? —

In der göttlichen Gründung der Familie liegt auch ihre Unauflösbarkeit, welche die nothwendige Folge der Einheit ist. Denn was eins ist, kann ohne Zerstörung nicht mehr geschieden oder getrennt werden. Das innere Wesen der Familie selbst, ihr Leben, ihr Bestand, ihr Zweck fordern diese Unauflösbarkeit. Würde dieses Band gelöst, gelockert, geschwächt oder verletzt, welches andere Band könnte dann die menschliche Gesellschaft noch aufrecht erhalten? Die Familie ist ja die erste, die nothwendigste, die einzig mögliche Grundlage der ganzen Menschheit. Deshalb hat der göttliche Heiland diese Unauflösbarkeit feierlich ausgesprochen mit den Worten: „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen;" (Matth. 19, 6.) und: „Wer immer sein Weib entläßt, und eine andere nimmt, der bricht die Ehe; und wer die Geschiedene nimmt, der bricht die Ehe." (Mark. 10, 11.) Und eben dieses Gesetz Christi verkündet der hl. Apostel Paulus unter den Völkern mit den Worten: „Denen, welche durch die Ehe verbunden sind, gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht scheide von dem Manne. Aber auch der Mann entlasse sein Weib nicht." (1. Cor. 7, 10.) Dies die göttliche Verwerfung der Auflösung des Ehebandes, was immer auch die sittliche Verkommenheit dagegen einzuwenden haben mag. Was im alten Bunde gegen die Einheit und Unlösbarkeit der Ehe geschehen ist, hat Gott aus wichtigen Gründen in einzelnen Fällen geduldet, aber niemals im Allgemeinen

gebilligt. Christus selbst sagt ja von der damaligen Ehescheidung: „Moses hat euch wegen euerer Herzenshärtigkeit erlaubt, euere Weiber zu entlassen; im Anfange aber war es nicht so.“ (Matth. 19, 8.) Die anfängliche göttliche Gründung der Ehe hatte also die Einheit und Unlösbarkeit festgestellt, die Bosheit des Herzens hat sie umgestürzt, und Christus hat sie neuerdings aufgerichtet.

Dies sind also die drei von Gott selbst gesetzten, und von Christus, dem Erlöser, wieder hergestellten Grundsätze, auf welchen das ganze Familienleben ruht: die Heiligkeit, die Einigkeit und die Unauflösbarkeit. In jeder Familie, in welcher diese Grundsäulen nicht unversehrt stehen bleiben, stürzt bald das ganze Gebäude zusammen; wie ein Haus, unter welchem man die Grundmauern fortnimmt, in Trümmer zerfällt. — Zuerst wird gewöhnlich die Säule der Heiligkeit fortgerissen, oder gar nie aufgerichtet; dann fallen die Säulen der Einheit und der Unauflösbarkeit nach und nach von sich selbst zusammen; und so sehen wir oft Frauen als Wittwen, während ihre Männer noch leben, oder umgekehrt, und verwaiste Kinder, während ihre Eltern noch leben, ein Jammerbild, dessen Anblick das Herz durchschneidet, und die grundlosen Tiefen sittlicher Verkommenheit aufdeckt, die, wenn sie sich in einer ganzen Gemeinde, in einem ganzen Volke vorfänden, nur ein Beweis wären, daß da alles bis in seine innersten moralischen Wurzeln zerfressen ist.

Endlich hat Gott das Bild des größten Geheimnisses der Religion, des Geheimnisses der allerheiligsten Dreieinigkeit in der Familie niedergelegt. So wie jeder einzelne Mensch das lebendige Ebenbild Gottes ist, ebenso ist die Familie das Ebenbild der göttlichen Dreieinigkeit.

Denn so wie der Vater der ewige Ursprung des Sohnes und des heiligen Geistes ist, auf ähnliche Weise ist Adam der Ursprung der Eva und aller Nachkommen. So wie der Sohn mit dem Vater, obschon verschieden in Person, doch einer Natur und Wesenheit mit ihm ist, auf ähnliche Weise sind Adam und Eva, zwar verschieden in Person, doch von derselben Natur, ja gewissermaßen eins durch das eheliche Band. So wie der heilige Geist mit dem Vater und dem Sohne einer Natur und Wesenheit, aber eine von beiden verschiedene Person, und die persönliche Liebe des Vaters ist, auf ähnliche Weise sind die Kinder mit dem Vater und mit der Mutter gleicher Natur und Wesenheit, aber in Person von beiden unterschieden, und die persönliche Liebe des Vaters und der Mutter. So wie endlich die drei göttlichen Personen in unendlicher Heiligkeit, Einheit und Unauflösbarkeit miteinander ewig verbunden sind, auf ähnliche Weise ist auch die Familie der Menschen von Gott heilig, einheitlich und unauflösbar gegründet worden. — Welche Würde, welche Erhabenheit, welche Herrlichkeit liegt in der Familie, wenn sie so bestellt ist, wie Gott sie gegründet hat!

Aber noch weitere Vorzüge hat ihr der Erlöser, Jesus Christus, verliehen: er hat sie zum lebendigen Abbilde seines Verhältnisses zur Kirche gemacht. Denn der heilige Apostel Paulus lehrt von der Ehe: „Dieses Geheimniß ist groß, ich sage aber in Christo und in der Kirche." (Eph. 5, 32.) Und er erklärt auch, wie dies sei, mit den Worten: „Der Mann ist das Haupt des Weibes, wie Christus ist das Haupt der Kirche." (Eph. 5, 23.) Es besteht also zwischen dem Manne und dem Weibe dasselbe Verhältniß, wie zwischen Christus und seiner Kirche, und aus dieser Aehnlichkeit

des Verhältnisses macht derselbe Apostel auch die Schlußfolgerung, daß der Mann und das Weib dieselben wechselseitigen Pflichten haben, wie sie Christus und seine Kirche gegen einander erfüllen, indem er schreibt: „Männer, liebet euere Weiber, wie auch Christus die Kirche geliebt, und sich selbst für sie hingegeben hat.“ Und: „Die Weiber seien ihren Männern unterthänig, wie dem Herrn.“ (Eph. 5, 25 und 22.) Die Männer müssen also ihre Gattinen achten, lieben und schätzen, ihnen treu sein, für sie sorgen in Bezug auf Seele und Leib, wie Christus dies für die Kirche thut. Die Weiber aber müssen ihren Gatten Gehorsam, Liebe, Treue und Pflege erweisen, wie dies die Kirche für Christus thut; und Gatte und Gattin müssen gemeinschaftlich für ihre Kinder und Hausgenossen sorgen, wie Christus und die Kirche gemeinschaftlich für das Wohl der Gläubigen sorgen. Deshalb nennt ein Kirchenlehrer die Familie eine Privatkirche, in welcher die Eltern die Priester, die Kinder die Gläubigen sind.

So wunderbar schön und herrlich hat Gott die Familie gegründet und erlöst. — Aber ebenso schauerlich wird die Familie von den Menschen oft verwüstet und zerstört, und in unseren Tagen sind wir so weit gekommen, daß man vielfältig selbst diese erhabenen Begriffe, wie sie der Glaube und das Christenthum lehrt, verloren hat; daher denn auch das furchtbare Verderben, welches sich aus dieser Quelle über die ganze Menschheit ergießt. Denn aus der Familie, wenn sie blüht, wie Gott sie gegründet und Christus sie erlöst hat, kommt alles Wohl und aller Segen; wenn aber des Schöpfers und Erlösers Werk in ihr verwüstet ist, alles Wehe und der Fluch über die Menschheit für Zeit und Ewigkeit. Im Schooße der Familie erhält nämlich der Mensch

sein Dasein, seine Seele, seinen Leib, seine guten und bösen Anlagen; in der Familie entwickelt sich sein Denken, sein Wollen, seine Sprache; in der Familie bilden sich seine Grundsätze, seine Lebensanschauungen; in der Familie wird der Weg gewählt und betreten, der ihn durch das Leben in die Ewigkeit einführen soll; auf den Knieen des Vaters soll er Gott, seinen himmlischen Vater, seine Pflichten gegen Gott, gegen den Nebenmenschen und gegen sich selbst kennen, soll er die Tugend lieben und die Sünde hassen, jene üben und diese meiden lernen; in den Armen und zwischen den Händen der Mutter soll er beten, lieben, Mensch und Christ sein und als solcher leben lernen. In der Familie sind die kostbarsten Schätze des Glaubens und der Religion, der Unschuld und Sittenreinheit hinterlegt; aus der Familie kommen die Bürger des Staates, die Kinder der Kirche und die Bewohner der Ewigkeit.

Daher der wahre und gewaltige Schluß: Wie die Familie, so der Staat, so die Kirche, so die Ewigkeit. Und dies ist der Grund, warum das Wirken Gottes, das Wirken der Kirche, das Wirken jedes wohlgeordneten, seinen Zweck erkennenden Staates — aber leider auch das Streben der ganzen Hölle und aller Bösen — hauptsächlich auf die Familie gerichtet ist. Ist diese geborgen, so ist alles geborgen; ist diese verloren, so ist alles verloren. Der Väter und Mütter schwer verbindende Pflicht und Lebensaufgabe ist es, die Familie so zu gründen, zu pflegen und zu erhalten, wie dieselbe von Gott gegründet und vom Gottmenschen erlöst wurde.

Dazu gehört aber gegenseitige Liebe und Achtung, die Fähigkeit, einer Familie und Haushaltung vorzustehen, sie zu erhalten und zu leiten; dazu gehört die Einigkeit im

Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe: denn nur in dem in Hoffnung starken und in der Liebe thätigen Glauben haben Eheleute die wahre Grundlage, die rechte Richtung und nöthige Kraft zur Erfüllung der vielen schweren Pflichten ihres Bundes, der im Glück und Unglück, in guten und bösen Tagen in unauflöslicher Liebe und Treue fortdauern soll bis an's Lebensende. Deshalb verlangt die Kirche von den angehenden Eheleuten die Kenntniß wenigstens der Hauptwahrheiten und Gebote des Christenthums. Darum verbietet sie ihren Angehörigen die Abschließung einer Ehe mit Heiden, Juden und Mahomedanern ganz und gar; und gestattet dieselbe mit getauften Protestanten nur ungern und unter gewissen, dem katholischen Theile und den zu hoffenden Kindern die religiöse Pflichterfüllung und Erziehung gewährleistenden Bedingungen.

Wenn katholische Jünglinge und Jungfrauen schon deshalb sich vor gemischten Ehen, das heißt, vor Ehen mit Personen von verschiedenem christlichen Glaubensbekenntnisse, hüten sollten, weil die Kirche dieselben mißbilligt, so sollten die Gründe, aus denen dies geschieht, sie um so mehr davon abschrecken. Diese Gründe sind: das Fehlen, bei gemischten Ehen, der Einheit des Glaubens, und damit auch des Fundamentes zur Aufbauung eines wahrhaft herzlichen, treuen, unerschütterlichen und hingebungsvollen Ehelebens; die im Falle einer gerichtlichen Scheidung dem protestantischen Theile bleibende Möglichkeit, sich zu Lebzeiten des geschiedenen Theiles wieder zu verheirathen, was dem katholischen Theile nicht gestattet ist; die voraussichtlichen traurigen Folgen in der Kindererziehung, wie die Erfahrung sie lehrt.

* * *

So weit hatten wir geschrieben, da erschien die Encyklika des heiligen Vaters Leo XIII., gegeben zu Rom am 10. Januar 1890, welche ausführlich über die Pflichten der Katholiken handelt. Ueber die Familie kommt gegen den Schluß zu folgender wohlzubeherzigende Abschnitt vor, mit dem wir dieses Kapitel beschließen wollen:

„Bei dieser Gelegenheit wollen Wir es nicht versäumen, insbesondere die Familienväter zu ermahnen, daß sie nach den von Uns erklärten Grundsätzen ihr ganzes Hauswesen, und namentlich die Erziehung ihrer Kinder einrichten. Ist ja gerade die Familie das Fundament eines jeden Staatswesens, und hängt darum gerade von der Blüthe des Familienlebens auch das Gedeihen und Wohlergehen des Staates ab. Daher erklärt es sich auch, und ist von ihrem Standpunkte ganz klug, daß diejenigen, welche das Christenthum aus dem Staatsleben verdrängen wollen, bei der Wurzel beginnen, und die Familie zu entchristlichen suchen. Nichts schreckt sie in diesem ihrem Unterfangen zurück, selbst das achten sie nicht, daß sie vor allem ein großes Unrecht begehen gegen die Eltern selbst; denn von Natur haben doch die Eltern ein heiliges Recht, die Kinder, die sie erzeugt haben, zu erziehen, und die Pflicht, dafür zu sorgen, daß jegliche Erziehung und jeder Unterricht ihrer Kinder in Uebereinstimmung stehe mit dem Endzwecke, für welchen Gott ihnen ihre Kinder geschenkt hat. Alles müssen also die Eltern aufbieten, und sie dürfen nicht ruhen, bis sie das beseitigt haben, was auf diesem Gebiete ihren Rechten etwa im Wege steht, und bis sie es erreicht haben, daß sie ihre Kinder, wie es ihre Pflicht ist, den Grundsätzen der christlichen Religion gemäß erziehen können; namentlich und insbesondere müssen sie auf ihrer Hut sein vor denjenigen

Schulen, in denen die Kinderseelen in Gefahr sind, das Gift der Gottlosigkeit einzusaugen. Wo es sich um Erziehung und Heranbildung der Jugend handelt, da darf keine Arbeit gescheut, keine Mühe erspart werden. Mit großem Kostenaufwand und herrlicher Standhaftigkeit haben in verschiedenen Ländern die Katholiken für ihre Kinder eigene Schulen gegründet, und dadurch die Bewunderung aller erregt. Ueberall, wo ähnliche Verhältnisse vorliegen, da müßte das Beispiel jener nachgeahmt werden. Alle Katholiken aber ohne Ausnahme müssen vor allem davon durchdrungen sein, daß nichts so wirksam die jungen Kinderherzen und damit die kommenden Geschlechter beeinflußt, als die Erziehung im elterlichen Hause. Da, wo das Kindesalter in Unschuld verlebt wird, und wo der Jüngling im Kampfe mit den Leidenschaften die Waffen der christlichen Tugenden zu führen gelernt hat, da ist auch die beste Bürgschaft vorhanden, für das Wohl der Staaten."

Glaubenstreue.

Es war um das Jahr 1550. Das Schloß der alten und hochberühmten Familie G o r d o n in Schottland war zur Hochzeit der Tochter festlich geschmückt und geziert. Der Bräutigam war J o h a n n e s, Graf von F o r b e s, und die Hochzeit sollte die beiden mächtigen Häuser der Grafen Forbes und Gordon, welche bisher sich feindlich bekämpft hatten, im Frieden vereinigen. Nicht nur die Eltern von Braut und Bräutigam, sondern der ganze Adel und alles Volk freute sich über die Hochzeit. — Nur e i n e trauerte. Das war M a r g a r e t h a, die Braut. Wie ein unbewegliches Bild kniete die Jungfrau allein vor dem Altar

der Hauskapelle und betete und weinte, indessen der Lärm und der Jubel der schon ankommenden Gäste und der Vorbereitungen zum Feste dumpf in das stille Gemach drangen. Margaretha hatte von Jugend auf gehofft, in ein Kloster gehen und dort Gott ausschließlich und ganz dienen zu dürfen. Auch ihre Mutter wäre nicht dagegen gewesen. Da war ein Schreiben des Königs eingetroffen und hatte soviel als befohlen, daß die jugendliche Gräfin Gordon sich mit dem kalvinistisch-protestantischen Grafen Forbes vermählen solle, damit der Streit zwischen den beiden angesehenen und einflußreichen Familien ein Ende nehme. Die Mutter hatte wohl oder übel zusagen müssen, obwohl es ihr selbst schwer fiel, und Margaretha hatte ihrem Zureden sich gefügt. Im Gehorsam gegen die Mutter, und, wie sie überzeugt war, auch gegen den Willen Gottes, beugte sie das Haupt unter den Brautkranz.

Die Hochzeit ward mit großer Pracht gefeiert. Die Braut aber war und blieb den ganzen Tag todtbleich. Der Brautkranz wurde ihr zur Dornenkrone, zur bitteren, furchtbaren Dornenkrone. Graf Forbes war etwa zehn Jahre mit Margaretha vermählt, zwei Kinder wuchsen blühend auf; es waren Knaben — und die Mutter erzog sie in der katholischen Religion. Sie wuchsen zur Freude aller heran. Eines Tages, nachdem allerlei Anspielungen vorhergegangen waren, erklärte der kalvinistische Gemahl, von seinen Predigern aufgestachelt, der armen Margaretha, sie müsse der „päpstlichen" Religion abschwören, und protestantisch werden. — Margaretha erstaunte, erschrack, aber sie sprach: „Lieber sterben!" Alle Drohungen und Bitten waren umsonst, alles Zureden falscher Freunde vergebens.

Da trat eines Tages der Graf in's Zimmer, mit ihm sein Kastellan und ein Knecht, und Margaretha wurde im eigenen Schlosse in's Gefängniß geworfen. Darin sollte sie bleiben, so lange sie katholisch sei. „Dann bleibe ich darin bis an mein Lebensende," lautete die Antwort. Alles Flehen der Kinder half nichts. Der älteste, der die Sache besser einsah, war dem Grafen ganz zuwider; der kleinste war kaum sechs Jahre alt. Es kam noch dazu, daß der Graf durch ein sündhaftes Verhältniß mit einer in das Schloß aufgenommenen Frauensperson das größte Aergerniß gab. Das war dem ältesten Sohne zu viel. Er hielt es nicht mehr aus an diesem Orte der Schmach und des Verbrechens, und entfloh. Dem Vater war das sogar lieb, denn nun hoffte er den jüngeren Sohn ganz in seine Gewalt zu bekommen. Er ließ sogleich kalvinistische Lehrer und Geistliche in's Haus kommen, übergab ihnen, trotz des gegebenen Manneswortes, daß er seine Kinder katholisch werde erziehen lassen, den kleinen Johannes, und befahl ihnen, ihn dem Glauben seiner Mutter zu entfremden. Die Mutter, die in ihrem Zimmer gefangen saß, erfuhr bald davon, und betete Tag und Nacht, Gott möge helfen und die Bande zerreißen, welche das Verbrechen und die Sünde um sie und ihr Kind geschmiedet hatten. — Und Gott half; allerdings nicht auf einmal, sondern nach und nach, wie er zu helfen pflegt. Der junge Johannes ward allerdings kalvinistisch, aber er bewahrte seiner Mutter und seinem Bruder die zärtlichste Liebe und Treue. Das war der Faden, an welchem ihn Gott zu seiner Kirche zurückführte.

Eines Tages kommt ein reitender Bote auf's Schloß mit einem Briefe an den jungen siebenzehnjährigen Herrn, der fest in den Netzen lag, welche sein Vater um ihn gewor-

sen hatte, und ein lebenslustiger Edelmann von jenem Weltsinne und jenen Weltmanieren zu werden versprach, wie sie eine Erziehung ohne Religiösität stets im Gefolge hat. Johannes bricht den Brief auf und sieht nach der Unterschrift. Diese lautet: „Dein dich innig liebender Bruder P. Archangelus, Kapuziner." — Wie vom Blitze getroffen steht der junge Mann da. Sein Bruder, der längst vermißte, ist also ein Kapuziner geworden! Aber die brüderliche Liebe überwiegt alles andere, und Johannes fängt an, den Brief zu lesen. Freude und Schmerz, Sehnsucht und Wehmuth, Trauer und Liebe wechseln in seinem tiefbewegten Herzen, indem er liest, daß der Bruder sein Leben Gott aufgeopfert für die Rettung des Vaters, die Befreiung der Mutter, und das Heil des armen, heißgeliebten jüngeren Bruders. Und Johannes beginnt zu vergleichen zwischen dem frommen Leben des katholischen Bruders und seinem eigenen beginnenden Leichtsinne und seiner fast gänzlichen Vergessenheit Gottes; zwischen dem milden, unsäglich hoheitsvollen Bilde der katholischen Mutter in ihrem Gefangenengemache, und dem wilden und finsteren Treiben des Vaters und der Genossin seiner Verbrechen. Er sinnt und sinnt, und denkt und denkt. Das Bild der ersten Jugendtage, da er noch mit der Mutter die Gebete zur lieben Gottesmutter und zum heiligen Schutzengel andächtig betete, tritt lebendiger in seiner Erinnerung hervor, und wie mit geheimnißvoller Hand winkt es ihm: „Zurück zur Mutter!" Ein heißer Thränenstrom ist die erste Antwort auf diesen Ruf der Gnade.

Johannes schrieb seinem Bruder, dieser schrieb wieder — und eines Tages, während die Mutter wie gewöhnlich in ihrem verriegelten Zimmer auf den Knieen lag und um

Erleuchtung ihres Johannes betete, kniete auch er einsam in seiner Kammer und flehte um dasselbe. Vor Gottes Thron kam das Gebet von Mutter und Sohn zusammen — und wie sollte das liebende Herz des Welterlösers, der da gekommen ist zu suchen und zu retten, was verloren war, dieses Gebet nicht erhören? — Johannes ward katholisch; er legte sein Glaubensbekenntniß sogar vor dem eigenen Onkel ab, vor dem Jesuitenpater Jakob von Huntley, dem Bruder seiner Mutter. Dieser, der es fast allein noch wagte, sich in England und Schottland aufzuhalten, trotz der schweren Verfolgungen der Katholiken, gab seinem Neffen Unterricht in der katholischen Religion und nahm ihn in die heilige Kirche auf. Als dies geschehen war, segnete er ihn noch ganz besonders, und gab ihm unter anderen Andachtsgegenständen auch ein sogenanntes Agnus Dei, ein aus geweihtem Wachs gefertigtes Bild des Lammes Gottes. „Trage es stets bei dir zur Erinnerung an diesen Tag. Du wirst noch manchen schweren Kampf zu bestehen haben," sprach er.

Der Onkel hatte Recht, die Tage der Prüfung kamen. Der alte Graf Forbes bemerkte eines Tages das Agnus Dei, und sein Sohn gestand auf dessen Fragen seine Uebertritt zur katholischen Kirche ein. Sein Vater unterdrückte seinen Groll, berieth aber mit seinen protestantischen Freunden, was zu thun sei. Da schlug einer vor, das Sicherste werde wohl sein, man gebe dem jungen Mann eine protestantische Braut. Gesagt, gethan. Dem mächtigsten und reichsten Grafen in ganz Schottland ward es nicht schwer, unter der Blüthe der protestantischen Edeldamen zu wählen. Und er wählte nicht schlecht: die schönste, die geistreichste und wohlerzogenste, die beste und brävste der jungen Edeldamen aus seinem Bekanntenkreise wählte er für seinen Sohn aus.

Gottes Wege aber sind nicht unsere Wege; er regiert die Herzen der Menschen wie Wasserbäche: die protestantische Braut machte den jungen Grafen Johannes nicht protestantisch, aber umgekehrt, er brachte sie zum katholischen Glauben. Das geschah wie folgt:

Es war im Jahre 1588. Da rüsteten sich die Familien Forbes und Gordon wieder zu einer Hochzeit, wie vor sechsunddreißig Jahren. Mit besonderer und fast unerhörter Pracht sollte das Hochzeitsfest des jungen Herrn Johannes mit dem protestantischen Edelfräulein, der Blume Schottlands, gefeiert werden. Diesmal aber kniete nicht die Braut, sondern der Bräutigam einsam in seinem Zimmer und betete. Mochte er die Sache vor Gott überlegen, wie er wollte; mochte er vor seiner Braut auch die größte Hochachtung haben — er fühlte etwas zwischen sich und ihr, und das war nicht allein der Unterschied des Glaubens, es war noch mehr. Gottes Ruf klang deutlich und deutlicher. Johannes stand auf, und suchte im Park die Einsamkeit. Dort betete er um Erleuchtung, und sie ward ihm. „Geh' aus deinem Lande, und aus deiner Verwandtschaft, und aus deines Vaters Hause, und komm' in das Land, das ich dir zeigen will." (Gen. 12, 1.) Dieses Wort, das Gott der Herr einstens zu Abraham gesprochen hatte, stand hell und deutlich mit einem Male vor seinen Augen und in seinem Herzen. Und mit der Erleuchtung kam ihm auch die Kraft zur Ausführung. Noch einen Augenblick barg er das Gesicht in die Hände, wie um all' das irdische Glück, dem er entsagen will, auszuschließen; dann erhebt er sich, geht in's Schloß zurück und läßt seine Braut um eine Unterredung bitten. Gott allein kennt, was gesprochen wurde in dieser Stunde. Das Ergebniß aber war: die beiden Verlobten,

der katholische Bräutigam und die protestantische Braut stehen im Angesichte Gottes einander feierlich gegenüber. Die Braut fragt: „Willst du niemanden, als dem Heiland allein, dein Herz, deine Treue und dein ganzes Leben schenken?“ Und er antwortet: „Ihm allein will ich dienen!“ Und wiederum fragt sie: „Und willst du mich von allen Verpflichtungen gegen dich entbinden und frei ziehen lassen?“ Er antwortet: „Frei und ungehindert sollst du ziehen, wohin du willst.“ Und ihre Hände vereinigen sich zum Abschied. „Nur um eines bitte ich Sie,“ sprach dann die Braut, „verhelfen Sie auch mir zur Flucht. Ich will eine entfernte Verwandte aufsuchen, und dort so lange bleiben, bis der ärgste Tumult vorbei ist, damit ich nicht auf vorwitzige Fragen antworten muß.“

Und in derselben Nacht verschwanden Braut und Bräutigam aus dem Schlosse. Die Braut kam glücklich zu ihren Verwandten, Johannes aber floh verkleidet unter unsäglichen Beschwerden bis an's Meer, von wo er glücklich nach Frankreich gelangte. Die eigene Mutter wußte nichts von der Flucht ihres Sohnes.

Die Verwirrung und Aufregung im Schlosse war unbeschreiblich, als am Morgen Braut und Bräutigam fehlten. Wie ein Nebel war alles zerstoben — der goldene Traum des Vaters, die Erwartungen der Festgäste. Erschüttert zogen diese von dannen, und einsam und öde stand das Schloß, von dessen Portalen und Zinnen noch die Hochzeitskränze herabhingen. — Als man nach einigen Wochen endlich die Braut fand, war der Bräutigam längst in Frankreich. Sie aber verweigerte beharrlich jede Erklärung. Man sah ein, daß hier ein großes Geheimniß vorliege, aber zu enträthseln vermochte es niemand. Spätere Anträge

und Werbungen wies sie ab. Obwohl sie kaum achtzehn Jahre zählte, erklärte sie, sie werde sich nie vermählen. Was die Leute am meisten wunderte, war, daß sie gegen ihren Bräutigam nicht den mindesten Tadel duldete, und nach kurzer Zeit zur katholischen Kirche übertrat. Ihr vormaliger Bräutigam aber wanderte indessen fünf Jahre lang heimatlos, vergessen, mißkannt, und verachtet in Frankreich umher, bis er endlich 1593 zu Tournay in Belgien, am Tage nach Mariä Himmelfahrt in den Kapuziner-Orden eintrat. Seinen Bruder hatte er nicht mehr gesehen; derselbe war bereits eines seligen Todes gestorben. Aber als Andenken an ihn erhielt er denselben Namen Archangelus, den der Bruder getragen.

Zu solcher Glaubenstreue sollen Eltern ihre Kinder erziehen, dann wird es mit dem Glücke der Familien und Völker bald besser bestellt sein. Zugleich mag diese durchaus wahre Erzählung die Gefahren der gemischten Ehe veranschaulichen.



Zweites Kapitel.

Der Hausvater.

Würde des Hausvaters. — Pflichten desselben. — Wer ist ein guter Hausvater? — Ordnung, Arbeit und Erholung. — Sittenreinheit und Gottesfurcht. — Erzählung: Saat und Ernte.

Bevor die Völker aus der Vereinigung vieler Familien große Staaten errichten konnten, waren diese Familien vorhanden, und jede derselben gleichsam für sich ein eigener Staat, deren natürliches Oberhaupt der Vater derselben, oder nach dessen Tode der älteste Verwandte war. Nach seinem Namen ward der ganze Stamm und das ganze Geschlecht genannt; er unterhandelte und sprach Recht; er sorgte für Unterhalt und Schutz.

Unter allen Völkern ist die Würde des Hausvaters ehrwürdig gewesen und geblieben vor dem Gesetze; dasselbe legt ihm höhere Pflichten auf und räumt ihm ausgedehntere Rechte ein, als dem einfachen Bürger. Er handelt als Stellvertreter der Seinigen, ist der Vertheidiger derselben, hat von ihnen als Ernährer und Versorger Gehorsam zu for-

dern. Diese älteste und erste Einrichtung der menschlichen Gesellschaft wird auch bleiben, so lange diese besteht, denn sie stammt nicht aus menschlicher Klugheit und Erfindung, sondern ist das Werk Gottes. Jeder der in diesem Stande ist, sollte daher allzeit der Würde desselben eingedenk sein, und dessen Pflichten weder leicht nehmen noch vernachlässigen.

Der Mann, so lange er allein steht ist ungebunden, hat nur für sich selber zu sorgen. Mißfällt ihm sein Stand, so verläßt er ihn; mißfällt ihm sein Vaterland, so vertauscht er es mit einem andern. Anders ist es im Verhältnisse des Hausvaters. Ihn fesseln viele neue Pflichten, von denen er früher keine kannte — aber Pflichten, die an sich schon zu schön und durch sich selbst zu belohnend sind, als daß er sie nicht mit Freudigkeit übernehmen sollte. Er nennt unter allen seinen Sorgen jetzt die Sorge für sich selbst die geringste; seine Gattin, seine Kinder, sein Berufsgeschäft, seine Hausgenossen fordern von ihm größere Aufmerksamkeit. Er soll der Vater, Vormund, Beschützer, Freund, Rathgeber der Seinigen sein. Wohl werden ihm oft sein Stand, sein Amt, Gewerbe und Beruf zur Last, wenn er mehr Verdruß als Gewinn, mehr Schmerz als Vortheil von seiner Arbeit zieht. Aber was er sonst mit Unmuth von sich abgeschüttelt haben würde, das erträgt er nun geduldig um der Seinigen willen; er nimmt die Dornen des Lebens, weil sie doch für Gattin und Kinder einige Rosen tragen. Denn ohne ihre Zufriedenheit, ohne ihren Wohlstand, ohne ihre Ehre hat er selbst weder Zufriedenheit, noch Wohlstand, noch Ehre. Wäre er allein, er würde vielleicht das Land verlassen, in welchem Ungerechtigkeit herrscht oder Kriege sein Eigenthum unsicher machen, oder allzugroße Auflagen ihn

um den besseren Theil der Frucht bringen, für die er sich das ganze Jahr abmühte im Schweiße seines Angesichtes; aber ein Blick auf den hilflosen Zustand der Seinigen fesselt ihn wieder an den Boden des undankbaren Landes. Er bleibt demselben getreu, und bringt das Opfer gerne für seine Lieben.

So ist der Hausvater um seiner Stellung willen ein Gegenstand höherer Achtung, als der Ungebundene, Unvermählte und Kinderlose. Der Staat zählt auf ihn mit größerer Zuversicht als auf denjenigen, welcher in Fällen der Noth eine andere Heimat suchen kann. Im gewöhnlichen Leben genügt es, von jemanden zu sagen, er ist Vater von mehreren Kindern, deren Versorger er ist, um schonender gegen ihn zu sein, im Unglücke Mitleid mit ihm zu haben. Aber diese Würde des Mannes als Hausvater — wie oft wird sie entweiht! Und weil die schönsten, die zärtlichsten Pflichten mit ihr verbunden sind, fällt mit Recht auf den sorglosen und schlechten Hausvater auch immer die größte Verachtung. Es kann jemand ein öffentliches Amt schlecht verwalten, es kann jemand seine Berufsgeschäfte ungeschickt betreiben — man wird ihn bemitleiden oder zu entschuldigen versuchen; aber wer seinem Hauswesen auf üble Weise vorsteht, wer Weib und Kind vernachlässigt, elend macht, gegen einen solchen empört sich das menschliche Gefühl. „Wenn aber jemand für die Seinigen, und besonders für die Hausgenossen nicht Sorge trägt, der hat den Glauben verleugnet, und ist schlechter als ein Ungläubiger.“ (1. Tim. 5. 8.)

Aber wer ist denn ein wahrhaft weiser, christlicher Hausvater? Der ist's, welcher in seinem Hause mit Klugheit, Liebe und Standhaftigkeit Ordnung, Arbeisamkeit, Gehorsam, Sittenreinheit und Gottesfurcht zu

erhalten weiß: denn diese Tugenden sind die Grundpfeiler des häuslichen Glückes.

Wir nennen die Ordnung zuerst, denn sie ist das Grundgesetz, nach welchem Gott die Welt und die menschliche Gesellschaft aufgebaut hat, und nach welchem jede andere Tugend geordnet sein muß, wenn sie nicht ausarten soll. Deshalb ermahnt uns der hl. Paulus: „Alles aber geschehe wohlanständig und mit Ordnung.“ (1. Cor. 14, 40.) Wo ein christlicher, verständiger Vater sein Haus wohl geordnet hat, vollzieht sich jedes Tagewerk ohne Stockung und mit Freudigkeit. Jeder wartet seines Berufes. Es bedarf nur freundlicher Zurechtweisung, liebevoller Aufmunterung, um das Ganze in regelmäßiger Thätigkeit zu erhalten. Nicht daß der Hausvater selber alles thun soll; sondern darüber wachen soll er, daß jeder dasjenige, was ihm anvertraut ist, wohl verrichte. An ihm ist es, den Blick auf alles zu richten.

Wo Ordnung im Hauswesen herrscht, da ist kein Widerspruch bei jedem Anlasse; da ist kein Zwist über das, was geschehen und nicht geschehen müsse; keine Entzweiung der Gatten um jede Kleinigkeit; kein schlechtes Beispiel für Kinder und Dienstboten. Die Zwietracht der Gatten ist der erste Anlaß zum Zwiespalt des ganzen Hauses; denn indem jeder Hausgenosse sein Urtheil im Stillen fällt kann es nicht fehlen, daß er bald seinen Tadel laut werden läßt, und dadurch den Unfrieden vergrößert. Daher wacht der Hausvater als Mann und Christ über Eintracht unter allen; nie erscheint er, selbst bei getheilten Ansichten und Meinungen, mit seiner Gattin öffentlich vor den Kindern und Dienstboten im Widerspruche. Die Eintracht der Eltern bewahrt die Ehrfurcht aller unverletzt, und macht den Zank von Seite der übrigen zum Verbrechen gegen den Hausfrieden.

Damit aber die Ordnung des Hauswesens wohl bestehe, ist es der Vater der Familie, welcher sich selbst, allen zum Beispiele, den festgesetzten Einrichtungen und Vorschriften der häuslichen Zucht willig unterwirft, selbst dann, wenn sie ihm zuweilen lästig fallen. Es soll alles seine Zeit, seinen Ort haben. Er verlangt für sich keine Ausnahme; er will nicht der einzige Ungebundene, der Tyrann in seinem Hause sein. Schweigend und gern gehorchen ihm alle, wenn er selbst den Hausgesetzen pünktlich zu gehorchen weiß. Als Haupt der Familie sorgt er, daß ihm der Stand seines Vermögens immer klar ist; er übersieht seine Einkünfte und bestimmt darnach seine Ausgaben; er weiß, ob Einschränkungen geboten sind, oder ob man sich dann und wann einen etwas kostspieligeren Genuß erlauben darf. Die Gattin sorgt für das Innere, der Gatte für das Aeußere des Hauswesens; die Gattin für die Gegenwart, der Gatte auch für die Zukunft. Auf ihm liegt die Sorge für die Seinigen, wenn seine Gattin einst Wittwe, seine Kinder einst Waisen werden sollten. Ihm liegt die spätere Erziehung und Ausstattung der Söhne und Töchter ob, wenn seines Herzens Ruhe nicht gebrochen, seine Sterbestunde nicht bitter werden, seines Namens Ehre nach dem Tode nicht leiden soll.

Daher ist die zweite Hauptstütze der häuslichen Glückseligkeit — Arbeitsamkeit. Nur durch diese ist die Erweiterung unseres irdischen Wohlstandes möglich. In einem wohleingerichteten Hause soll kein Müßiggänger leben; jeder soll zum Wohle aller, sei es auch noch so wenig, beitragen. Nützliche Thätigkeit wird erfordert, sowohl was man besitzt zu vermehren, als auch es nur zu erhalten. Und die Seele aller Thätigkeit im Hause ist der Vater der Familie. Er hat die schwerere Mühe, die größere Sorge; er ernährt,

er kleidet, er erzieht die Seinen; er besoldet seine Arbeiter, sorgt für und entlohnt seine Dienstboten. Er muß Rath schaffen, er muß manchen saueren Gang antreten, wenn es die Noth erfordert. Aber er hat dagegen auch das lebhafteste Vergnügen, wenn er endlich sein Besitzthum mit zufriedenem Blick überschauen kann, wenn sein Bewußtsein ihm sagt: dies ist die Frucht meiner Anstrengungen, meiner Mühe und Beharrlichkeit. Er hält seine Kinder zu nützlichen Beschäftigungen an, die ihnen entweder in späteren Jahren zugute kommen, oder wodurch sie zum Wohle, zur Freude und zur Bequemlichkeit der Hausgenossen beitragen.

Aber wo Arbeit ist, da soll auch Erholung und Ruhe sein. Der christliche Hausvater kann wohl die Mühe seiner Dienstboten mit Geld erkaufen, aber nicht auch die Liebe zu sich und seinem Hause. Und doch wird nur das gut und vollkommen gethan, was mit Freudigkeit und aus Zuneigung gethan wird. Alles andere ist Miethlingsarbeit. Daher gestattet ein kluger Hausvater seinen Angehörigen nicht nur gerne erlaubte Freuden zu seiner Zeit, sondern er theilt mit ihnen seine häuslichen Feste. Zu ihrer Ermunterung veranstaltet er zuweilen ein kleines Vergnügen, damit sie sich auch in späteren Zeiten noch gerne an die glücklichen Stunden erinnern, die er ihnen mit väterlicher Güte bereitete, und an seiner Art und Weise ein Beispiel erhalten, wie sie ein Hauswesen wahrhaft glücklich regieren und beglücken sollen. Erst wenn er das Zutrauen, die Liebe und Ehrfurcht aller besitzt, — und wie leicht können diese im häuslichen Kreise mit geringen Mitteln erworben werden, — erst dann hat er das Recht, strengen G e h o r s a m gegen seine Vorschriften und Befehle zu fordern. Ohne Gehorsam aber ist kein Reich, kein Hauswesen dauerhaft.

Zwar läßt sich wohl ein äußerer Scheingehorsam erzwingen; aber dies ist nicht ein solcher, der segensvoll und fruchtbringend ist. Wo nur das gethan wird, was nothwendig ist, da wird wenig gethan! Wo der Dienstbote nur seine Schuldigkeit thut, so weit das Auge der Herrschaft reicht, da ist Zeitverlust, Nachlässigkeit, Untreue. Da wird bei äußerem Scheine guter Ordnung verwahrloset, verschwendet, ohne daß man es nachrechnen kann. Deshalb muß in keinem Hause Gehorsam herrschen aus Furcht, sondern nur aus Liebe. Nur die Liebe hebt den verlorenen Brosamen auf, damit nichts umkomme, erhält das Veraltete neu, zollt Ehrfurcht auch im Geheimen, und wendet Schaden und Gefahr ab, wo es sonst niemand bemerkt. Dies ist der wahre christliche Gehorsam, wie ihn das Wort Gottes allen Untergebenen empfiehlt; nur diesen wünscht der christliche Hausvater von den Seinigen zu empfangen. Aber es ist ihm auch wohlbekannt, daß Liebe und Ehrfurcht nicht erzwungen werden können, sondern durch eigenes Bemühen erworben werden müssen. Der Mensch kann seine Arme vermiethen, ohne sein Herz beizugeben. Auch der Gewaltigste auf Erden kann den Aermsten nicht zur Liebe und Freundschaft nöthigen, er gebe denn Liebe und Freundschaft zuvor.

Das Beispiel des Gehorsams im Hauswesen sollen vor allen anderen die Kinder geben gegen ihre Eltern. Wehe der Familie, in welcher der Wille des Sohnes oder der Tochter es wagte, sich gegen den Willen der Eltern zu empören! Und wenn dieses Verbrechen, das heutzutage und hierzulande so häufig begangen wird, in der Familie vorkommt, — wem soll es zugerechnet werden? — Ist es nicht die Frucht der schlechten Erziehung? — Trug nicht vielleicht allzugroße Nachsicht und Zärtlichkeit die erste Schuld an diesem Un-

glück? — Wie groß und vielfältig auch die Berufsgeschäfte des Hausvaters sein mögen, die Erziehung seiner Kinder bleibt sein heiligster Beruf. Und kann er sie von Stunde zu Stunde nicht selbst leiten, so soll er sie doch im Ganzen mit scharfem Blicke beobachten. Er ist's dem sie untergeordnet sind, von dem ein Wort hinreicht, sie zu allem Guten zu ermuntern, und der das Strafamt über sie ausübt. — Eltern, liebet euere Kinder mit aller Zärtlichkeit, welche euer Herz euch einflößt, aber von ihrer Wiege an fordert festen Gehorsam. Und sie werden ihn gerne leisten, diese Hilflosen, wenn ihr ihnen schon von ihrer Wiege an keinerlei Herrschaft über euch gestattet; wenn ihr weder durch ihre Thränen, ihren kindischen Trotz, noch durch ihr kindlich schlaues Schmeicheln bewogen werdet, das zu thun, worauf ihr Eigensinn, ihre Laune beharren möchte. Aller Ungehorsam der Kinder entspringt aus dem ungebrochenen, befriedigten Eigensinn der ersten Lebensjahre. Wo Eltern Schwäche zeigen, entflieht die Hochachtung der Kinder, ihr Starrsinn nimmt zu. Zu spät ist oft zu große Nachgiebigkeit bereut worden. Gehorsam ist eine von den Tugenden, die mehr durch Gewöhnung, als durch eigenes Nachdenken oder durch Ueberzeugung erlangt werden.

Es kann manches Leid über ein Haus kommen — langwierige Krankheit, Theuerung, Kriegsschaden, Verfolgung, Betrug können allen Wohlstand zerrütten; Verleumdung, Neid, Schadenfreude können die Ehre angreifen — aber den größten Kummer, das größte Herzeleid verursacht ein ungerathenes Kind. Und den ersten Grund zu dem namenlosen Uebel legte der Eltern sträfliche Nachlässigkeit, ihre unverantwortliche Nachsicht gegen die Unfolgsamkeit der Kinder, oder — noch schlimmer — der Eltern böses Beispiel und Schwäche.

Deshalb ist des christlichen Hausvaters erstes und strengstes Hausgesetz Sittenreinheit. Ohne sie wohnt kein Friede, kein Glück, kein Segen im Hause. Was Räuber, Mörder im Staate, das sind Lasterhafte in der Familie; sie bekämpfen den Frieden, das Glück der Besseren. —Die Tugenden, welche der Hausvater selbst übt, kann er mit Nachdruck von anderen fordern. Ist er hingegen selber ein Trunkenbold, wie kann er demjenigen Vorwürfe machen, der sich durch Unmäßigkeit zum Gespötte und zum Abscheu anderer macht?—Ist er selbst Ehebrecher, wie kann er gegen die Sittenlosigkeit und Ausschweifung unter den Seinigen auftreten? — Ist er selbst launenhaft, mürrisch, streitsüchtig, wie kann er von Gattin, Kindern und Hausgenossen Freundlichkeit, Gefälligkeit, Frieden fordern, da er selbst der Störer ihres Friedens und ihrer Heiterkeit ist und oft aus bloßem Eigensinn gegen sie hart und ungerecht war? — Ist er selbst ein Verschwender, liebt er Zerstreuungen und Vergnügen mehr als anhaltenden Fleiß und nützlichen Erwerb; liebt er den Aufwand, Kleiderpracht und Luxus, Gesellschaften und Lustbarkeiten, die ihn von der sorgfältigen Verwaltung seines Hauswesens abziehen; ist er ein Spieler, der den größten Theil seines Erwerbes, anstatt ihn zweckmäßig zu verwenden, dem blinden Glücke anvertraut; ist er prahlerisch und stolz, und möchte mehr vorstellen, als er wirklich ist: wie kann er verhindern, daß seine Untergebenen nicht dem verderblichen Beispiele folgen? Wie kann er verhindern, daß seine Untergebenen nicht Mißbrauch von seiner Sorglosigkeit machen, ihn übervortheilen, sich auf seine Kosten bereichern, und den Untergang seines Vermögens und seiner Ehre öffentlich und heimlich befördern helfen? Wehe, wo in einem Hause das Haupt der Familie, der erste, zugleich

der schlechteste unter den Hausgenossen ist; wo derjenige, der die Ehre des Hauses wahren sollte, derjenige ist, der sie zerstört; da wohnt nicht Gottes Segen, da herrscht zerstörender Fluch! Wehe, wo der Familienvater in jedem ruhigen Augenblicke sich selber den demüthigenden Trost einsprechen muß, daß seine Gattin, seine Kinder besser sind als er! Muß das Gefühl seiner schmählichen Verworfenheit ihm nicht zuletzt schmerzlicher werden, als der Genuß süß ist, den ihm seine Laster bereiten? —

Sittenreinheit, ein tadelloser Wandel, Ehrbarkeit und Zucht — welche Zierden des häuslichen Kreises! Mag es auch draußen stürmen, mag der Wohlstand wanken — wenn die Hausgenossen reinen Herzens den Vater umringen, wenn ihre Tugend nicht wankt, dann läßt sich jedes Unglück leicht ertragen, und wird durch den Gedanken versüßt: Wir haben es nicht verschuldet, nicht verdient. Es ist eine Schickung Gottes; wir können wohl noch ärmer werden an Gut und Vermögen, aber unsere Herzen bleiben reich an Zuversicht, an Vertrauen auf Gott.

Vertrauen auf Gott, Liebe zu Gott, echte, wahre *Gottesfurcht* ist demnach die Vollendung der Krone des christlichen Hausvaters. Seine Hausgenossen sehen auf ihn; er mit allen sieht und vertraut auf *Gott*. Dankbar empfängt er alle guten Gaben vom Herrn, auch das Leiden, auch die Entbehrung; denn auch diese sind nothwendig, unsere Kraft zu stärken, unsern Glauben zu läutern, unser Gemüth zu veredeln und an die Hinfälligkeit der irdischen Güter zu mahnen. Und was kann allen Gliedern einer Familie innigeren Zusammenhang geben, als der gleiche Glaube, die gleiche Hoffnung, die gleiche Liebe? Was ist ein tröstlicherer Anblick, als der Hausvater betend im Kreise

der Seinigen? Was kann rührender und zugleich beruhigender sein am Sterbebette eines Hausgenossen, als der wehmüthige Abschied aller von dem Geliebten mit der sicheren Hoffnung: Haben wir uns auch auf kurze Zeit verloren: die Hand, welche uns hier zusammenführte, welche uns mit Vatergüte durch dieses Leben geleitet hat, sie hat auch die Macht und Liebe, uns jenseits wieder zu vereinigen.

Das ist das Bild des christlichen Hausvaters. Mit Liebe herrscht, mit Klugheit regiert er. Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam, Sittenreinheit und Gottesfurcht sind die Schutzgeister, die durch ihn Freude, Wohlstand, Zufriedenheit und Segen über die Seinigen verbreiten. — Frage dich nun, Hausvater: warst du im Kreise deiner Hausgenossen, was du ihnen vermöge deines Standes hättest sein sollen? — Hast du alles, was in deiner Macht lag, zum Glücke der Deinigen gethan? — Vielleicht verdanken sie dir Wohlstand, Vermögen, Ansehen, Kenntnisse, und so viel Sittlichkeitsgefühl, daß sie nicht ganz verderbte Herzen haben: aber haben sie wirkliche Ehrfurcht vor der Sittenreinheit, Begeisterung für die Tugend, wahre religiöse Ueberzeugung — so fest gegründet in der Gottesfurcht und Gottesliebe, daß sie derselben auch im Unglücke, zur Zeit der Heimsuchung, des Leidens und der Verlassenheit treu bleiben — treu bleiben auch dann, wenn du nicht mehr über sie wachest? — Gib Antwort; dir selbst, deinem allwissenden Richter!

Saat und Ernte.

Heinrich und Johann besuchten beide die zweite Klasse der Lateinschule, oder das Gymnasium, wie die Anstalt offiziell hieß. Heinrich war der Sohn eines reichen

Mannes, und hatte seine Mutter vor einiger Zeit verloren. Sein Vater war katholisch getauft, blieb aber „grundsätzlich“ der Kirche fern. „Armer Heinrich, wie dauerst du mich!“ hatte der Professor des zwölfjährigen Knaben ausgerufen, als er den Tod seiner Mutter erfuhr. Warum der fromme, pflichteifrige Priester den reichen Knaben „armer Heinrich“ nannte, wird die Erzählung ergeben. — Johann war der Sohn eines unbemittelten Holzhackers, das siebente seiner Geschwister dem Alter, das erste den Anlagen nach. Auch seine Mutter war gestorben. — Der Leser soll nun die Schicksale zweier hoffnungsvoller Knaben kennen lernen, die beide gleich talentvoll sind, aber ihre Jugend unter ganz ungleichen Lebensverhältnissen zubringen. Johann ist arm — bitter arm. Durch die Güte seines Lehrers erhielt er bei gutherzigen Leuten einige Kosttage. Jeden Sonntag durfte er bei Heinrich essen, der alles im Ueberflusse hatte. Dieser gerieth bald auf Abwege. Sein Vater fing als Wittwer ein Wirthshausleben an, und so trieb auch den Sohn zuerst die Langweile, dann die Neigung in die Gesellschaft größerer Studenten, denen er das Bier und die Cigarren bezahlte und so ihr Lob erntete. Er fing schon früh das Kneipen an, das Grab mancher hoffnungsvollen Seele. Dort hörte und sah er nichts Gutes, zu Hause ebenfalls nicht. Welche Sprache führte der blinde Vater vor ihm über die geistlichen Professoren, die katholische Kirche und ihr Oberhaupt, und besonders über den eigenen Pfarrer, den er ungemein haßte! Da er selbst nie in die Kirche ging, ließ er sich von der Haushälterin alles erzählen, was dort vorging. Diese Person gehörte zu jenen Töchtern Evas, die ihrem Geschlechte keine Ehre machen. Sie war heimtückisch, falsch, voll Neid und Eifersucht, neugierig, sinnlich und schwatzhaft

in hohem Grade. Aus Gefälligkeit gegen ihren Dienstherrn ging sie fleißig in die Kirche, um dann nachher loszuziehen über den „überspannten“ und „übertriebenen“ Herrn Pfarrer, der nur die Frömmelei befördere, nur immer vom Papst, vom Glauben und von der Kirche predige. So kam es, daß Heinrich schon als Gymnasiast vor seinen Mitschülern über die Beicht und den Papst, über die Priester und die Gebräuche der Kirche in einer Weise redete, daß sich die Besseren scheu vor ihm zurückzogen. Bald sehen wir ihn als das Haupt einer Schülerverbindung, die ihr Unwesen lange ungestraft treiben sollte. In seinen Anreden, die er häufig an die Mitverbündeten hielt, ging es selten ohne Hiebe auf die Religion ab. Er richtete nicht nur sich selbst, sondern auch seine Mitschüler zu Grunde. Endlich wurde das freche Treiben entdeckt, und es wurden sieben Schüler, darunter Heinrich als Anführer, entlassen.

Wie ganz anders stand es mit Johann! Er war bald der Vertrauensmann des Herrn Rektors, der ihn als Hauslehrer empfahl, und so zu einigem Nebenverdienste verhalf. Zu Hause hörte und sah er nur Gutes. Sein Vater war ein ganzer Christ, ein entschiedener Katholik, der Kopf und Herz am rechten Fleck hatte. Er war streng mit seinem Sohne; an Kneipereien, auch wenn er wäre freigehalten worden, durfte er nie theilnehmen. Er verdiente sich bald mit Stundengeben so viel, daß er schon am Gymnasium seinen Vater unterstützen konnte.

Heinrichs Vater zog nach der Entlassung seines Sohnes aus dem Gymnasium in eine andere Stadt, und brachte ihn dort in einer höheren Lehranstalt unter, wo er bald ein angesehener Student war. Sein Körper wuchs immer mehr in's Gewicht, in die Höhe und Breite; in der Klasse

lernte er so viel, daß er zur Noth die Prüfung bestehen konnte.

Auch Johann hatte die Hochschule bezogen. Strebsam, wie er war, ließ er sich von den freigeistigen Ideen seines jetzigen Professors einnehmen. „Sie werden doch nicht Theologe werden wollen?“ sagte dieser eines Tages zu ihm; „es wäre wirklich schade um Ihre Anlagen und Kenntnisse. Bleiben Sie bei der Philosophie, da haben Sie ein Feld des Denkens. In zehn Jahren braucht man keine Theologen mehr; die alte Kirche hört auf, man hat ihr schon das Sterbeglöcklein geläutet.“

Was vermag nicht das Wort eines geschätzten Lehrers! Von da an lenkte Johann in ganz andere Bahnen ein. — Wer es zuerst merkte, war sein Vater.

„Johann, du gefällst mir nicht mehr recht, du magst nicht mehr beten,“ sprach er eines Tages.

„Ja, Vater, ich habe jetzt genug gebetet. Nun will ich zu denken anfangen. Beter gibt es übergenug, aber Denker gibt es nur wenige.“

Der alte, von schwerer Arbeit entkräftete Vater wurde über diese Antwort sehr traurig. Er betete mehr als sonst, und zum ersten Male mit einer gewissen Bangigkeit für seinen Sohn. Das Jahr ging vorüber, und Johann bestand die Prüfung mit Glanz. Durch Empfehlungen und ein glänzendes Zeugniß kam er in den Besitz eines großen Stipendiums, das heißt, in den Genuß einer gestifteten Unterstützung für erfolgreiche Studenten, und erhielt zugleich die Hauslehrerstelle in einer vornehmen, reichen Familie. Für sein leibliches Fortkommen war also gesorgt. An Weihnachten besuchte er seinen Vater. Dieser erschrack als er seinen Sohn vornehm gekleidet sah. Johann war lieb und

freundlich, er brachte sogar Geschenke mit; allein der Vater merkte, daß ihm die frühere Frömmigkeit fehlte, und er hatte keine Freude.

„Johann, verlier' mir den Glauben nicht! Das würde ich nicht überleben." Damit verabschiedete er den verblüfften Sohn am Ende der Weihnachtsferien, der es selbst nicht merkte, wie ihn die „deutsche Philosophie" schon von seinen früheren religiösen Grundsätzen abgebracht hatte. Er kehrte in die Universitätsstadt zurück, war unermüdet thätig, führte außerdem ein sehr geordnetes Leben, aber in seiner Religion verkümmerte er immer mehr. Seine Lehrer, seine ganze Umgebung waren religiös gleichgültig oder ausgesprochene Gegner der Kirche. Alle suchten den strebsamen Jüngling ganz der Wahrheit zu entfremden. Als noch ein Jahr vorüber war, hatte der Philosoph schon einen weiten Weg rückwärts gemacht, was seinen Glauben betrifft; noch ein Jahr und er wäre vielleicht verloren gewesen. Da sandte ihm Gott in der Person eines seiner früheren Lehrer, der in die Universitätsstadt versetzt wurde, und seinen früheren Schüler aufsuchte, einen Schutzengel.

Sehen wir uns indessen wieder nach Heinrich um. Mit Noth brachte es der reichbegabte Jüngling zur Prüfung; Genußsucht und Ausschweifung hatten seine Geistesanlagen geschwächt. An der Universität trieb er sich mit den verworfensten Charakteren herum, brachte die Nächte in Saufgelagen zu, hatte mehrere Duelle und wurde endlich vom Nervenfieber dahingerafft — in der Blüthe seiner Jahre. Seinen Vater kann man täglich, einen gebrochenen Greis, nach seinem Grabe wanken sehen. Ach, wie viel Kummer hat der reiche Mann mit seinem Sohne gehabt! Er hat sich eine große Schuld aufgeladen, möge er sie sühnen, ehe auch an ihn der Ruf in die Ewigkeit ergeht!

Johann schloß sich eng an den ihm befreundeten Lehrer, einen frommen und gelehrten Priester, an. Durch ihn wurde er nach und nach von seiner geistigen Blindheit geheilt, gelangte wiederum zum Glauben seiner Kindheit und bereitete seinem betagten Vater dadurch, daß er sich, seinem ursprünglichen Vorsatze getreu, der Theologie zuwandte, den süßesten Trost. Nach einigen Jahren trat er in das bischöfliche Seminar seiner Heimatsdiözese, und sein Vater hatte noch die Freude, ihn als Priester Gottes am Altare der Kirche seines heimatlichen Dorfes zu sehen. Johann ist kräftig, gesund und zufrieden. Er hat als Priester eine für sein Alter schöne, seinen Kenntnissen entsprechende Stelle und unterstützt seinen Vater in liebevollster Weise. Dieser erntet jetzt ebenfalls die Früchte seiner Aussaat. „Die mit Thränen säen, werden ernten mit Frohlocken." (Ps. 125, 5.) —



Drittes Kapitel.

Die Hausmutter.

Muttersorgen. — Mutterpflichten. — Eigenschaften einer guten Hausmutter. — Die Mutter eines Priesters. — Erzählungen: Was ein braves Weib vermag. — Die heilige Monika.

Es gibt Menschen, deren Beruf es ist, alle ihre Mühe, alle ihre Sorge ohne Unterlaß anderen zu widmen, nichts für sich, alles für andere zu sein, aus Liebe sich selbst zu vergessen. Dies wird von der christlichen Hausmutter gemäß ihres Standes gefordert, dazu drängt sie noch mehr die Neigung des eigenen Herzens, wenn sie den schönen, ehrwürdigen Namen verdienen will, den sie trägt. Die christliche Hausmutter sorgt Tag und Nacht, aber nicht für sich, sondern für das Wohl ihrer Anvertrauten. Sie arbeitet unablässig, aber es ist nicht für ihren eigenen Unterhalt, sondern für das Wohl der Ihrigen. Abends sinkt sie ermüdet auf ihr Lager und sammelt neue Kräfte — nicht für sich, nein, für andere. Ihr Gatte, ihre Kinder, ihre Angehörigen, ihre Dienstboten sollen des Lebens froh werden,

Zufriedenheit genießen: dafür spart sie, dafür bekümmert sie sich, dafür entbehrt sie so vieles. Sie gehört nicht sich selbst an. Sie hat ihr Schicksal, ihr Glück und Unglück, ihr ganzes Sein und Wesen an das Schicksal, Glück und Unglück eines Mannes gebunden, der ihr einst fremd war. Ihm gehört sie an, ihm dient sie. Was er ihr für ein Loos bereitet, mit dem nimmt sie in dieser Welt vorlieb. Wird er arm, sie theilt seine Armuth; wird er verfolgt, sie trägt unschuldig seine Leiden mit ihm; wird er krank, sie wartet und pflegt ihn, und leidet mehr als er selbst. Sie ist nichts für sich, alles für einen andern.

Sie gehört nicht sich selbst. Sie ist Mutter, sie lebt für ihre Kinder; sie lebt in ihnen mehr, als in sich selbst. Mit Schmerzen und Gefahr gab sie ihnen das Leben, mit tausend kleinen Opfern erkaufte sie ihre Gesundheit. Sie wachte, wenn alle anderen schliefen, in nächtlicher Stille für den geliebten Säugling. Sie hütete das holde Kind am Krankenlager, und horchte auf dessen Athemzüge, und betete in der Einsamkeit. Niemand weiß, was sie that, niemand weiß, was sie litt; Gott, dem Allwissenden, ist es allein bekannt. Sie hat alles gern vergessen, sobald ihr des Lieblings Leben wieder geschenkt war. Sie rechnet es ihm nicht an, was sie duldete. Kein Sterblicher spricht davon, keiner lohnt es ihr. Nur der ewige, gerechte Vergelter hat ihre Sorgen nicht vergessen; er rechnet sie ihr an.

Sie gehört sich nicht selbst—sie ist Hausfrau. Sie hat für andere zu denken. Und ob sie auch erkranke, sie muß für die Gesundheit anderer wachen; und ob sie auch manche Erquickung, manche kleine Freude entbehren muß: sie sorgt, daß ihre Angehörigen zuerst ihren Theil empfangen, ihre Freude genießen. Sie ist der Engel des Friedens im Hause,

der sichtbare Schutzgeist häuslicher Ordnung und Glückseligkeit. Sie hat den Blick auf das Größte und Kleinste gerichtet, und vergißt nichts; alles umfaßt sie mit der ihr eigenen Mutterliebe und Muttersorge. Sie hält sich für die Schuldnerin aller anderen, und glaubt, sie könne nie genug thun, während sie doch die Wohlthäterin eines jeden wird, und oft schmerzlicher Undank die einzige Vergeltung ist, welche ihr zutheil wird. Aber sie vergißt den Undank; sie ist schon wieder glücklich und fährt in ihrem Tagewerke fort, wenn sie nur von einem Einzigen mit freundlichem Lächeln belohnt wird. Sie fordert keinen Lohn — es kann ihn keiner geben — ihr Herz findet ihn in dem Gelingen ihrer freundlichen Bemühungen, in der Glückseligkeit der Ihrigen.

So die Hausmutter, die christliche Hausmutter, dies schöne Bild der Selbstverleugnung aus Liebe. Wie edel steht sie da in ihrem einfachen, aber tief wirkenden Berufe! Der Mann kann glänzendere Dinge thun; er kann durch seine Kunst und sein Gewerbe Reichthum sammeln; er kann sich einen großen Namen machen; er kann mit seiner Kraft vielleicht eine halbe Welt erschüttern: — aber unmittelbarer, inniger und anhaltender beglücken kann er nicht, als die gute Hausfrau, auf deren bescheidenes Thun niemand achtet.

So wie das ganze Wohl des Hauses an die Tugenden einer guten Mutter geknüpft ist, so hängt auch nothwendig mit ihren Fehlern das Wehe der Familie zusammen. Der Einfluß der Hausmutter ist so groß, daß man aus ihrer Denkart und Handlungsweise gemeiniglich einen richtigen Schluß auf die glückliche oder unglückliche Lage der Familie zu folgern im Stande ist; daß ein einziger ihrer Fehler oft alle ihre anderen Tugenden verdunkeln kann; daß ihre

lasterhaften Neigungen das Hauswesen den Genossen desselben zur Hölle machen; daß der Segen des Hausvaters vergebens baut, wo der Fluch der Mutter wieder niederreißt. — O daß obiges Bild der ehrwürdigen, guten Hausmutter nicht auf jede passend ist, die den Namen trägt! Freilich ist daran oft die Unwürdigkeit des Hausvaters Schuld; weiß aber die Mutter ihren Angehörigen und Kindern wohl vorzustehen, so versüßt sie das Bittere, welches er verursacht, durch verdoppelte Liebe und Sorgfalt. So wird sie der Schutz und der Trost derer, die er bedrängt; sie nimmt die Leiden aller auf sich und trägt sie in ihrem Herzen. Das Haus ist auch bei den Fehlern des Mannes und Vaters noch nicht so elend, als es durch die Schwachheiten und Fehler der Hausmutter ist. Sie ist nämlich immer anwesend, ihr kann nicht ausgewichen werden; sie wohnt und wirkt beständig in den wichtigeren und in den geringsten Geschäften der Familie. Vergeblich ist des Mannes Fleiß und Mühe, wenn sie zerstreuungssüchtig, eitel, prachtliebend und verschwenderisch ist; wenn sie, um ihre Gelüste zu befriedigen, mit der linken Hand heimlich verschwendet, was sie mit der rechten erspart: wenn sie im Hause zwar den Schein der Ordnung walten läßt, um vor anderen zu glänzen, oder doch nicht verächtlich zu werden; hingegen da, wohin nicht leicht der Blick der Fremden dringt, Unordnung befördert, und den Fremden, ja selbst den eigenen Gatten betrügt. Daher entspringt so manches Familienweh; daher weicht von mancher Haushaltung der Segen; daher ist dort oft Mangel, wo man Wohlhabenheit, oder doch hinlängliches Auskommen zu erwarten berechtigt wäre.

Vergeblich ist guter Wille, Lust, Liebe und Freundlichkeit, wenn die Hausmutter nicht durch beständige Gleichheit ihres Gemüthes die Heiterkeit aller zu erhalten und zu nähren weiß; wenn ihr Wort nicht den Betrübten zu trösten, ihr freundlicher Blick den Zürnenden zur Versöhnung zu bewegen, ihr liebevoller Wink mehr ausrichten kann, als ihr Eifern und Toben. Zwar ist es gewiß, daß die natürliche Reizbarkeit, die größere Empfindlichkeit des weiblichen Geschlechtes geneigter machen kann zu leidenschaftlichen Aufwallungen, zur Verstimmung des Gemüthes; aber es ist auch gewiß, daß aus dem gleichen Grunde im Herzen des Weibes die üblen Eindrücke leichter vorübergehen, und es seiner Empfindungen wieder schneller Meister zu werden vermag; es ist gewiß, daß diejenige eine gleiche, heitere Gemüthsstimmung beibehalten könne, welche vernünftig genug und entschlossen ist, nicht eigensinnig ihren finsteren Launen nachzuhängen; es ist gewiß, daß man bei jeder launenhaften, zänkischen Hausfrau voraussetzen kann, sie habe eine schlechte, verwahrloste Erziehung in ihrer Jugend genossen. Dem Mann mag im Drange der Umstände und in den stürmischen Verhältnissen des Lebens oft der Ernst anstehen, und Kraft und Gewalt geziemen; das Weib hingegen empfing keine andere Waffe zum Siegen, als Güte, die alles leitet; als freundliche Klugheit, die allem auszuweichen versteht, was Gefahr bringt; als einen liebevollen Sinn, der auch das Ungestüm des Wütherichs endlich bändigt. Das Weib verleugnet seinen natürlichen Vortheil, wenn es, so schwach es ist, mit Gewalt ertrotzen will, durch zänkisches Wesen seine Anmuth und Würde verleugnet, und männlich handeln will, wo ihm nur die Würde der Weiblichkeit geziemt. Es sinkt aus seiner angeborenen Hoheit

herab zum Gespötte oder zur Verachtung, und wird sich selbst und allen anderen durch Bosheit und Groll zur Qual und zum Abscheu.

So wird die Hausmutter, aus deren Tugenden die Glückseligkeit aller ihrer Angehörigen hervorgehen kann, zum Unsegen und zur Marter aller durch ihre Fehler, selbst durch scheinbar geringe Fehler, weil diese zu ertragen, jeden Tag und jede Stunde zu ertragen, oder ihnen doch ausgesetzt zu sein, auch dem Geduldigsten zu schwer fällt, auch dem Langmüthigsten das Dasein verbittert.

Ist dir also, christliche Hausmutter, dieser Name und dieses Amt der glänzendste Name und der liebste Wirkungskreis, so erforsche dich: ist jeder in dem häuslichen Kreise, in welchem du waltest, so glücklich als er zu sein das Recht und die Fähigkeit hat? — Und wenn es ein einziger unter allen nicht wäre, woran liegt die Schuld? Hast du nie Anlaß zu seiner Unzufriedenheit gegeben? Hast du alles gethan, jeden mit seiner Lage zu versöhnen? Warst du in Liebe, Freundlichkeit und Güte stets gleich, oder warst du oft das verachtungswürdige Spiel deiner Einbildungen und Launen? — Kennst du das Bild der christlichen Hausmutter? Das göttliche Wort schildert es dir: „Klug, keusch, sittsam, häuslich, gütig, dem Manne gehorsam" (Tit. 2, 5.) sollst du sein, „damit das Wort Gottes nicht gelästert werde."

Klug sollst du sein. Thue alles mit Rücksicht auf Zeit, Gelegenheit, Ort und Umstände. Oft verdirbt das bestgemeinte Wort mehr, als es gut macht, einzig weil es vom Eifer allein eingegeben, von der Klugheit aber nicht begleitet war. Ferner gebietet die Klugheit, dort, wo voraussichtlich liebevolle, wenn auch nachdrückliche Ermahnung, die Besserung eines Fehlers herbeiführen wird, dieser den Vorzug

vor strafendem Vorgehen zu geben. „So wird guter Rath dich bewahren, und Vorsicht dich behüten.“ (Sprichw. 2, 11.)

Keusch sollst du sein, ein Bild der Zucht und Sittsamkeit, in Tagen da die Mode oft gewaltiger als die angeborene Schamhaftigkeit ist, und das Laster sich frech auf den Straßen breit macht. Die heilige Reinigkeit ist der kostbarste Schmuck des Weibes; ist er einmal verloren, so kann aller Schmuck der Juwelen und des goldenen Geschmeides ihn nicht ersetzen. Der Friede deines Hauswesens ist auf immer verscherzt, die Zufriedenheit deines Gemüthes unheilbar verwundet, wenn du dich von den Pfaden der Treue entfernst, die du am Altare geschworen. Es ist nicht genug, im Umgange durch Klugheit sorgfältig alles zu vermeiden, was auch nur leise die Eifersucht erwecken könnte, diese entsetzliche Störerin des häuslichen Glückes — sondern selbst den Schein sollst du meiden, welcher einen Schatten auf die Reinigkeit deines Herzens werfen könnte. Durch Strenge in dieser Hinsicht bei dir und anderen wirst du deinen Hausgenossen ehrwürdig werden, und mehr als durch Worte und Lehren die lieblichste aller Tugenden bei den Deinen heimisch machen.

Sittsam sollst du sein; durch die Holdseligkeit deines Wandels sollst du allen Hausgenossen ein nachahmungswürdiges Muster derjenigen schönen Eigenschaften sein, die du an anderen bewunderst. Doch ohne Religion ist keine wahre Tugend möglich, sie erst gibt dem ganzen Thun und Wandel die wahre Weihe. So wie in der menschlichen Gesellschaft kein verächtlicheres Geschöpf dasteht, als ein Weib, welches mit einiger Halbwisserei und Belesenheit die Aufgeklärte, die Zweiflerin, den Freigeist spielen will, mehr aus Eitelkeit, als aus Ueberzeugung — so ist ein Weib,

neben aller übrigen Anmuth, erst dann ehrwürdig und zweifach geehrt, wenn es mit gottergebenem Sinn religiös, fromm, eingezogen, sittsam denkt, handelt und lebt, wenn es gläubig an der Hand und unter der Anleitung der Kirche durch das Leben wandelt. O Mutter, Mutter, am heiligen Glauben halte fest; nur er kann dich aufrecht erhalten in den Prüfungen des Lebens, ohne ihn bist du selbst ohne Werth! Diesen beseligenden Glauben der katholischen Kirche präge früh dem weichen Herzen deiner Kinder ein, ohne ihn verlierst du früher oder später die Herzen deiner Kinder. Mutter, sei ihnen das Vorbild im Glauben und in der Gottesfurcht, in der Kirche wie im häuslichen Kreise — so führst du sie zu Gott, so führt Gott sie dir einst wieder zu.

Häuslich sein sollst du. Denn nur was deine Sorgsamkeit erspart, ist der wahre Gewinn von dem, was des Hausvaters Fleiß erwirbt. Deine Verwaltung erhält die Ordnung des Ganzen, und Reinlichkeit ist die liebenswürdigste Stellvertreterin oder die anmuthigste Gesellschafterin der Pracht. Wer sich über den Werth oder die Vollkommenheit einer Hausmutter belehren will, tritt nur in ihr Haus, und alles, was er sieht, sagt ihm, was er von ihr halten müsse. Nicht was da ist, sondern wie es da ist, zeugt von dem Geschmacke, von der Rechtschaffenheit der guten Wirthschafterin; und nicht, daß man ihr gehorcht, sondern wie man ihr gehorcht, spricht für ihren praktischen Verstand und ihr vortreffliches Herz. Mit Würde und ruhigem Gemüthe leitet sie alles, was in ihren Geschäfts- und Pflichtenkreis gehört. Nie verliert sie das rechte Ebenmaß ihres Betragens, weder gegen Fremde, noch gegen die Hausgenossen. Ohne mit den Dienstboten allzu vertraulich zu werden, weiß sie dieselben doch durch Leutseligkeit zu

gewinnen und zu führen. Ohne mit den Untergebenen zu grollen, zu zanken und zu schimpfen, weiß sie durch die Achtung, welche sie einflößt, Gehorsam zu erzwingen und Nachlässige zu ihrer Pflicht anzuhalten. Häuslich soll sie sein, und daher dem häuslichen Leben so viel Anmuth verleihen, daß nicht der Mann, nicht die Kinder sich leicht hinaus nach fremden Zerstreuungen sehnen, sondern am liebsten in der Umgebung der Ihrigen leben. Alles ist einer klugen, weisen, gefälligen Hausmutter möglich, wenn sie mit Liebe alles umfaßt, was in ihr Bereich gehört.

Darum soll sie gütig sein gegen alle; gütig gegen den Gatten, und alles meiden, was die schöne Freundschaft und das gegenseitige Vertrauen verletzen könnte, ohne welche das Leben in der Ehe zur Hölle wird. Diese Bande der Liebe und des Vertrauens auf das festeste zu knüpfen — dazu ist der sicherste Weg, dem Gatten gegenüber aufrichtig zu sein, keine Geheimnisse, auch die unschuldigsten nicht, vor ihm zu haben; nichts zu thun, das sie vor ihm zu verhehlen Ursache hätte, und selbst begangene Fehler ihm nicht zu verbergen — und dies alles, um nie seinen Argwohn zu reizen, nie seine Zukunft wankend zu machen. Eine einzige Täuschung hat schon jahrelanges Mißtrauen zur Folge gehabt. Ein geringes Mißverständniß, weil man zu schüchtern, oder zu stolz, oder zu eigensinnig war, sich einander offenherzig mitzutheilen, ist schon oft der Grund zu einer lebenslänglich unglücklichen Ehe geworden; denn ein einziger falscher Schritt zieht oft auf beiden Seiten den zweiten und dritten, ja den tausendsten nach sich.

Gütig soll sie sein gegen die Kinder. Einem Mutterherzen braucht wohl die Liebe zu den Kindern, die Gott ihr gab, nicht empfohlen zu werden, aber wohl Vorsicht in

dieser Liebe, daß sie nicht in Verzärtelung und gefährliche Nachsicht ausarte; Vorsicht in dieser Liebe, daß sie nicht ein Kind vor dem anderen begünstige, und demselben größere Zärtlichkeit beweise. Diese Vorliebe für ein Kind, zumal wenn sie auf unkluge Weise geäußert wird, ist das Verderben der Kinderzucht, und hat auf die Gemüthsart der Jugend, ohne daß man es leicht bemerkt, den nachtheiligsten Einfluß. Oft sind auch die verständigsten Mütter schwach genug, in diesen Fehler zu verfallen: um so sorgfältiger muß das Herz gegen sie bewacht werden.

Gütig soll sie sein gegen die Dienstboten, ohne Heftigkeit, ohne Aeußerungen des Stolzes und der Herrschsucht. Das herrschsüchtige Weib, welches gerne dafür gelten will, daß es alles thue, alles leite, hat bald die Herrschaft eingebüßt, denn jeder sucht sich derselben zu entziehen, weil das Gefühl und der Selbstwerth eines jeden gekränkt wird. Das herrschsüchtige Weib verewigt den Unfrieden im Hause, weil jeder statt Liebe inneren Widerwillen empfindet, zwar vielleicht gehorcht, um Ruhe zu bekommen, aber nachher doch thut, wie er will. Aus diesem Grunde sind eitle und herrschsüchtige Weiber allgemein die schlechtesten Haushälterinen: es mangelt ihnen an richtiger Einsicht, wie sie die Seele des Hauswesens sein können.

Gütig soll sie sein, auch gegen alle diejenigen, welche mit der Familie in irgendwelcher Verbindung stehen. Ihre Liebe und Freundlichkeit soll jene mit dem Hause versöhnen, welche wider einen in demselben etwas haben. Ohne Liebe von außen — wie soll da Wohlsein und Glück im Innern blühen? Deshalb ist sie es, der am meisten an Eintracht mit allen Nachbarn gelegen ist; sie opfert lieber Kleinigkeiten, als daß sie den Frieden gefährden läßt. Ihr ist

gewissenhaft daran gelegen, daß nicht durch Klatschereien und Zwischenträgereien Unfrieden entstehe. Vieles mag sie im Kreise ihrer Freundinen vernehmen, aber nur das Gute behält sie im Gedächtniß und erzählt es wieder. Nicht immer kann sie ihr Ohr verleumderischen Reden und boshaften Bemerkungen verschließen, wohl aber kann sie die Zunge ihnen entziehen. Sie will das Glück ihres Hauses, deshalb will sie demselben die Achtung und Liebe aller verschaffen.

Ist die christliche Hausmutter so beschaffen, dann ist sie auch ihrem Manne unterthan; das Wort Gottes wird nicht gelästert werden von Andersgläubigen, indem sie sagen, ihre Religion gestatte ihr ein unchristliches Betragen. „Ein Weib, das den Herrn fürchtet, wird gelobt werden.“ (Sprichw. 31, 30.)

Ist es ihr Bestreben, dieses der heiligen Schrift entnommene Bild einer guten Hausmutter in sich zu verwirklichen, so darf sie hoffen — wenn sie einen Sohn hat — denselben als Priester am Altare des Herrn zu sehen; hoffen, daß ihr einstens zutheil werde der hohe Ehrentitel: Mutter eines Priesters! — Wie sie dazu gelangen kann, darüber noch einige Worte:

Eine der betrübendsten Erscheinungen unserer Tage ist der immer mehr zunehmende Priestermangel, der Mangel an jungen Männern, die Selbstverleugnung und Charakterfestigkeit genug besitzen, um die allerdings schwere Last des geistlichen Standes auf sich zu nehmen. Wohl darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Priester-Kandidaten immer weniger werden; die Glaubens- und Sittenlosigkeit der Zeit, der Haß und Spott und die Verleumdung, mit dem die Kirche und der geistliche Stand überschüttet werden, die

allgemein einreißende Weichlichkeit und Genußsucht gegenüber den hohen Anforderungen und der oft so bescheidenen äußeren Stellung des katholischen Priesters, das alles sind Gründe genug, uns diese traurige Erscheinung zu erklären. Was aber kann nun die christliche Mutter thun, um diesem Uebel zu steuern? Wir glauben, daß sie viel, sehr viel thun kann, ja daß die Mütter vor allem berufen sind, hier zu helfen.

Vor allem bedenke, christliche Mutter, welch' ein Glück, welche Freude es für das Mutterherz ist, wenn dein Sohn Priester des Allerhöchsten ist! Woher hat Maria, die Gottesmutter, ihren Ruhm und ihre Ehre? Von ihrem göttlichen Sohne, den sie geboren, an ihrer Brust genährt und erzogen, seinem Opfertode entgegengeführt hat. So hast auch du, christliche Mutter, Ehre vor Gott und den Menschen, wenn dein Sohn Priester des Höchsten ist. O, wie erinnere ich mich noch der Thränen, die im Auge der Mutter glänzten, da ich beim Eintritt in das Seminar zum erstenmale im geistlichen Gewande vor sie trat, um Abschied zu nehmen. Und welch ein Uebermaß von heiliger Wonne verkünden die Thränen, die im Mutterauge perlen, wenn sie beim ersten heiligen Meßopfer aus des Sohnes geweihter Hand den Leib des Herrn empfängt? Und ist es nicht ein großes Verdienst der Mutter, wenn sie dem Herrn einen eifrigen Arbeiter, der Kirche einen treuen Diener zuführt? Ich meine, ruhiger kann die Mutter das Haupt zum Todesschlafe niederlegen und vertrauensvoller Barmherzigkeit im Gerichte erwarten, wenn sie ihr theuerstes Unterpfand dem Herrn zum ausschließlichen Eigenthum geschenkt hat. Hat sie doch auch ihren Theil an dem Guten, an den Segnungen, die ihr priesterlicher Sohn ausstreut.

Wohl nimmt sich Keiner diese Ehre, sondern nur der, welcher von Gott berufen ist, gleich Aaron (Hebr. 5, 4); und der Heiland sagt ausdrücklich: „Nicht ihr habt mich, sondern ich habe euch erwählt.“ Aber die göttliche Berufung sah voraus und schließt in sich auch alle Arbeit der Mutter, alle Liebe und Sorgfalt der Erziehung, und so kann auch die Mutter den Beruf ihres Sohnes bestimmen. Augustinus wäre kein Heiliger, nicht Bischof und Kirchenlehrer geworden, hätte er Monika nicht zur Mutter gehabt. Der große Kirchenlehrer Basilius wurde durch seine fromme Mutter Emilia und seine Großmutter Makrina, Gregor von Nazianz durch seine Mutter Nonna, der heilige Chrysostomus durch seine Mutter Anthusa zu ihrer großen Thätigkeit herangebildet, so daß selbst der Heide Libanius im Anblick solcher Mütter ausrief: „Was für wunderbare Frauen gibt es doch unter den Christen!“

Es gibt eine Zeit im Leben des Kindes, wo Mutter und Kind nur ein Leben führen, wo alles, was die Mutter thut und fühlt, auch auf das Kind seinen Einfluß übt. In dieser frühesten Zeit mag die christliche Mutter ihr Kind dem Herrn als Opfer anbieten, wie uns die heilige Schrift von der Mutter des Propheten Samuel erzählt, daß, wenn er es so will und es so ordnet, das Kind einst zu seinem besonderen Dienste bestimmt sei. Und dieses Opfer, das die Mutter einmal gebracht, sie kann es oft erneuern und in unablässigem Gebete zum Herrn flehen, daß Er es genehm halten und gnädig aufnehmen möge. Und wenn das Opfer und Gebet der frommen Anna im alten Bunde Gott so wohlgefällig war, daß Er einen so ausgezeichneten Propheten und Diener des Heiligthums, wie Samuel, aus ihrem Kinde machte, dann darfst auch du für dein Kind eine ähnliche

Gnade hoffen. Erziehe dann dein Kind in Gottesfurcht und Frömmigkeit. Eine reine, unentweihte Jugend ist ja die beste Grundlage eines gottgeweihten Lebens.

Wenn das Kind dann heranwächst, flöße ihm Liebe und Achtung ein vor dem geistlichen Stand, indem du es anleitest den Priester mit Ehrerbietung zu grüßen und ihm die Hand zu reichen, indem du selbst eine recht große Verehrung allen Trägern der Priesterwürde erweisest und nie duldest, daß in deinem Hause, in deiner Familie ein Priester herabgesetzt werde. Wenn dein Sohn, wie die Kinder so gerne es thun, im Spiele die heilige Handlung des Gottesdienstes wiederholt, so wehre es ihm nicht, und hilf ihm vielmehr, es würdig zu thun. In den Spielen der Jugend ist gar oft der Ernst des späteren Lebens vorgezeichnet. Wenn dann die Jahre der Entscheidung kommen für deinen Sohn, wo er selbst frei die Berufswahl trifft, da tritt vor allem ihm nicht entgegen, wenn er dem geistlichen Stande sich widmen will, wenn vielleicht auch mancher stolze Traum, manche irdische Hoffnung durch diese Wahl vereitelt wird. Sei du vielmehr des Sohnes Anwalt gegenüber dem Widerstand des Vaters, der in seiner oft mehr weltlichen, auf das Irdische gerichteten Sorge diese Berufswahl nicht billigen will. O wie oft haben Eltern aus Eigennutz und Selbstliebe, oder aus mißverstandener Sorge für des Kindes vermeintliche Wohl den Weg zum Altare abgeschlossen oder mit fast unübersteiglichen Hindernissen verlegt! Ist es nicht auch eine Verantwortung, den Sohn vom klar erkannten Berufe auf einen Lebensweg zu drängen, zu dem er nicht berufen ist, und auf dem er vielleicht für Zeit und Ewigkeit unglücklich wird?

Sieh', christliche Mutter, so kannst du deinen Sohn zum Altare führen und kannst dem Herrn ein Opfer bringen, wie ihm von allen keines lieber ist.

Was ein braves Weib vermag.

Nicht weit von einem kleinen Filialdorfe im Allgäu liegt ein Bauernhof, der Meierhof genannt. Mit einer jungen und wohlhabenden Frau war der Friede in dieses Haus eingezogen; doch nicht lange, so ruhte er nicht mehr auf dem neuen Dache wie die Taube mit dem Oelzweige, sondern wie ein in irrendem Fluge ermatteter Vogel, der gerne rasten möchte, aber von seinen Feinden aufgescheucht, mit ängstlichem Flügelschlage das Weite sucht.

Elisabeth, das junge Weib, von ihren Altersgenossen schon aus der Schulzeit her die „stille Liese" genannt, war des Obermüllers einzige Tochter, und in dem abgelegenen Thale, wo die Mühle stand, und wo das Klappern des Mühlrades und das Rauschen des Wassers die lautesten Töne waren, die jemals an ihr Ohr drangen, war sie so still und tief geworden. Die Mutter war früh gestorben; der Vater, ein gottesfürchtiger, aber sehr einsilbiger Mann, ging mit wenigen Worten seinem Geschäfte nach, und sein einziger Sohn besorgte mit der Schwester den Feldbau.

Nach Elisabeth's Verheirathung ging anfangs alles gut. Der Meierbauer, Johannes Zoller, wie sein Name eigentlich lautete, arbeitete fleißig mit dem Knechte, der ein Sohn aus einem frommen Hause war, draußen im Felde und sein Weib half, wenn sie daheim den Haushalt in Ordnung gebracht hatte. Aber bald ging es anders. Hans Zoller, der des reichen Müllers Tochter zulieb etwas Uebriges gethan, streifte jetzt, wo er ihrer sicher war, die

Maske ab, und das von Leichtsinn und Unglauben entstellte Gesicht, das darunter zum Vorschein kam, versetzte sein braves Weib in Angst und Schrecken. Vom Morgen bis zum Abend spottete er über das Gebet, und wenn ihm die Bäuerin am Sonntag die Kirchenkleider zurecht legte, zog er sie wohl an, aber er ging damit nicht in die Kirche, um dem Amte und der Predigt beizuwohnen, sondern in das nächste Städtchen, wo er bald Freunde und Gesinnungsgenossen fand, so daß er manchmal den Heimweg verfehlte und im Wald oder auf der Straße liegen blieb. — Zuerst hatte er sein Weib mit allerlei Scherzreden zu verführen gesucht, ebenfalls von der Uebung ihres Glaubens abzulassen; als er aber merkte, daß das unmöglich sei, brach sein voller Zorn über sie aus, und die arme Elisabeth hatte so traurige Tage, wie sie zuvor nie gekannt.

Von Stufe zu Stufe ging es mit Hans Zoller abwärts, und der böse Feind ebnete ihm dazu die Wege, wie er zu thun pflegt, wenn sich eine Seele ihm ergeben hat. Elisabeth allein konnte bei allem Fleiße die Arbeitskraft ihres Mannes nicht ersetzen, und ordentliche Dienstboten verscheuchte das wüste Treiben des Herrn. So kam es, daß die Felder vernachlässigt wurden, und in einigen Jahren waren auch die Ställe leer von Vieh. Der alte Obermüller sah mit Schmerz und Zorn noch die Anfänge dieses Verfalles, starb aber, ehe das Elend seinen höchsten Grad erreichte, und sein Sohn, der glücklich verheirathet war, mochte mit dem leichtsinnigen Schwager nichts zu thun haben. So stand Elisabeth allein mit ihrem Jammer; denn auch ihre früheren Bekannten hatten sich ihres Mannes wegen von ihr zurückgezogen; auch wollte sie ihren Mann nicht anklagen, selbst bei ihrem Seelsorger nicht, und trug schweigend und in sich

gekehrt die schwere Last. Ihre einzige und gewiß auch sicherste Zuflucht war der liebe Gott, der die Seinen nie verläßt. Tag und Nacht lag ihre Seele im Gebete und Flehen vor seinem Gnadenthrone, und die Bitte um Erleuchtung ihres verirrten Mannes stand allen anderen voran.

Dabei versäumte sie auch die Armen nicht, und noch schnitt sie für diese die Stücke Brod nicht kleiner als früher, obgleich ihr Mann hier sparen wollte, was er leichtsinnig verthat, die Bittenden oft mit Schelten und Fluchen vom Hause trieb, und ihr selbst die bittersten Vorwürfe machte. Ja, oft blieb es nicht bei den Vorwürfen allein! Es war auch schon so weit gekommen, daß Elisabeth, wollte sie ihren Mann nicht zum höchsten Zorne reizen, nur noch heimlich beten durfte, und da hatte sie droben auf dem Heuboden einen stillen Winkel gesucht, wo sie oft in der Einsamkeit mit heißen Thränen ihr Flehen vor Gott brachte. Dort stand auch die Kiste, in der sie ihre Gebetbücher und einige Andenken verwahrte; und ihr Mann, der das wußte, spottete in seiner rohen Weise darüber und sagte: „Nicht wahr, da d'rin hebst du die „Vergelt's Gott" der Bettler auf? Wirst schon sehen, was sie dir nützen." Aber die junge Bäuerin ließ ihn spotten.

In einer stürmischen Novembernacht brach im Stalle, in dem der Bauer noch spät abends in halbbetrunkenem Zustande mit der brennenden Pfeife gewesen, Feuer aus, und ehe noch die Bewohner aus dem Schlafe erwachten, stand auch Haus und Scheune in vollen Flammen, und sie konnten kaum ihr Leben und einige Kleidungsstücke retten. Als der Morgen anbrach, sah der Hof aus, als sei darüber der schwere Fluch gesprochen worden: Und deine Stätte soll wüste gelassen werden! Hans Zoller stand da und stierte

mit wirren Augen in die rauchenden Trümmer. Die Nachbarn aus dem Dorfe, die zur Hilfe herbeigeeilt waren, hatten sich jetzt alle zurückgezogen, ohne daß einer ihn gefragt, was er nun anzufangen gedenke. Niemand war bei ihm, als sein treues Weib, und diese nahm ihn sanft bei der Hand, und sprach leise Worte zu ihm, die wie mit Engelsfingern an das verschlossene Herz pochten, bis daraus die erste Reuthräne in das trockene Auge stieg. Dann führte sie ihn hinweg nach dem Pfarrhofe, wie ihr in der Nacht vorher der edelmüthige Pfarrer gerathen, und auf der Schwelle kam ihnen des Pfarrers Schwester entgegen und geleitete sie in das stille Hinterstübchen, das sie bewohnen sollten, bis andere Unterkunft für sie gefunden wäre.

Einige Tage nachher ging Hans Zoller mit seinem Weibe hinaus zur Brandstätte, um zu sehen, was von dem Schutte noch allenfalls zu einem Neubau verwendbar wäre, und Elisabeth legte eine Leiter an die rauchgeschwärzte Mauer und stieg hinauf, um besser in das Innere sehen zu können. Da gewahrte sie zu ihrem größten Erstaunen, unter Schutt und Trümmer kaum von der Flamme berührt, ihre Bücherkiste stehen, und als sie hinuntersprang und den Deckel öffnete, lag alles darin, gut verwahrt und unversehrt, und sie sank auf ihre Kniee und lobte Gott, von dem sie dieses Gnadenzeichen empfangen, mit lauter Stimme. Dann rief sie ihren Mann, zeigte ihm das Wunder und sprach zu ihm: „Siehst du, meine „Vergelt's Gott" sind nicht mitverbrannt!" Der nickte still mit dem Kopfe, nahm das verschonte Schatzkästlein auf seine Schulter und stieg damit vorsichtig aus den Trümmern heraus.

Ein Jahr darauf stand ein neues Haus auf der abgebrannten Stätte, und in dem neuen Hause wohnte auch ein

neuer Mensch. Hans Zoller war ein anderer geworden, mied schlechte Kameradschaft, Spiel und Trunk, arbeitete fleißig, um die Schulden bald abzuzahlen, die er nun auf seinem Gute hatte, und die Kirchenglocken riefen ihn nicht mehr vergebens. Elisabeth aber schaute mit verklärten Blicken auf ihren Erstgeborenen, der im Lauf der Jahre zuerst der Hüter seiner kleineren Schwester wurde, und später das flinke Knechtlein seines Vaters. Die Armen wurden nicht mehr mit Schelten und Fluchen vertrieben, sondern ihr „Vergelt's Gott" klingt dem Bauern wie liebliche Musik. Der Name „Meierbauer" hat auch jetzt noch in der Umgegend einen guten Klang.

Die heilige Monika.

Die heilige Monika ist die Mutter des großen heiligen Augustinus, und von ihr mag jede Mutter lernen, für ihr Kind zu beten und vor Gottes Thron für dasselbe einzustehen, damit es dem Verderben und dem Abgrunde entrissen, und aus einem Kinde des Zornes ein Kind der Gnade und des Erbarmens werde.

St. Monika wurde im Jahre 332 aus einer frommen und gottesfürchtigen Familie geboren. Ihre Erziehung besorgte eine bejahrte Dienerin die seit langer Zeit im elterlichen Hause treulich ihre Pflicht erfüllend, zuletzt wegen ihrer geprüften Tugend die Aufsicht über die Töchter erhielt. Von dieser wurde sie gewissenhaft vor allen Fehlern gewarnt und zu jeder Tugend angeleitet.

Zur Jungfrau herangewachsen, verheirathete sich Monika nach dem Wunsche ihrer Eltern mit Patrizius, einem angesehenen Bürger von Tagaste, der aber noch ein Heide war. Gegen ihren Ehemann erwies sie sich jederzeit

gefällig und unterwürfig, und strebte besonders durch ihren untadelhaften Wandel, ihn von seinen Fehlern abzubringen und dem Christenthum zu gewinnen. Dadurch erwarb sie sich auch die Bewunderung, Liebe und Verehrung ihres Mannes. Wenn sie ihn aufgebracht sah, hütete sie sich sorgfältig, ihm durch eine Handlung oder auch nur durch ein Wort zu widersprechen. Hatte sich aber sein Zorn gelegt, so redete sie sanft mit ihm und gab Rechenschaft von ihrem Betragen. Wenn dann Frauen, die von ihren Männern mißhandelt wurden, ihr ihre Leiden klagten, pflegte sie ihnen zu antworten: „Ihr habt es nur euch selbst und eueren Zungen zu verdanken.“ Ihr Beispiel war hievon der überzeugendste Beweis. Der aufbrausenden Heftigkeit ihres Gemahles ungeachtet, erfuhr sie doch nie eine schimpfliche Behandlung von ihm, und ehe der Tag verging, war der Friede wieder hergestellt. Monika kannte die Wirksamkeit der Sanftmuth und des Stillschweigens bei jähzornigen Gemüthern, wußte zu schweigen und zu dulden, zeigte stets Freundlichkeit und Unterwürfigkeit, und wartete den günstigen Augenblick ab, um mit ihrem Manne sich zu verständigen. Alle Frauen, welche sich nach ihr richteten, erfuhren bald die guten Folgen und dankten ihr für den ertheilten guten Rath; die aber nicht darauf achteten, wurden fortwährend von ihren Männern übel behandelt. Zuletzt hatte die gute und sanfte Monika auch noch den Trost, daß Patrizius ein Jahr vor seinem Tode sich zum Christenthum bekehrte und seine übrigen Lebenstage tugendhaft verbrachte. Ebenso gewann sie auch ihre Schwiegermutter für den wahren Glauben. Diese aber hatte eine große Abneigung gegen Monika, und diese brauchte lange Zeit, bis sie ihr wohlgefiel.

Als eine ihrer Hauptpflichten hielt Monika, nebst der Besorgung ihres Hauswesens, die Linderung fremden Elendes und die freundliche Unterstützung der Armen. Und um sich immer mehr zur Tugend anzueifern, ließ sie die Ewigkeit nie aus dem Auge. Jeden Tag wohnte sie dem heiligen Meßopfer bei, besuchte morgens und abends die Kirche, um durch die öffentlichen Gebete und durch Anhörung des göttlichen Wortes ihren Geist immer mehr mit Gott zu vereinigen. Ihre Genauigkeit in der Erfüllung der religiösen Pflichten war aber stets durch richtige Grundsätze geleitet, weshalb sie sich auch niemals gehindert sah, über ihr Hauswesen, und besonders über die Kindererziehung zu wachen. Sie hatte zwei Söhne, Augustinus und Navigius, und eine Tochter, deren Namen unbekannt ist. Durch Augustinus ward die Mutter hart geprüft und manche Thräne ihren Augen erpreßt. Jugendliche Heftigkeit erlöschte in ihm bald die früheren Eindrücke der Tugend. Obgleich er schon in der ersten Kindheit unter die Täuflinge aufgenommen worden war, wagte man es doch nicht, ihn zum Empfange der heiligen Taufe wirklich zuzulassen, aus Furcht, er möchte sich derselben unwürdig erweisen. Eine unmäßige Sucht, durch Gelehrsamkeit berühmt zu werden, bemächtigte sich bald seines Herzens. Doch seine Mutter sah anfänglich in dieser Neigung nichts Böses, weil sie dachte, Augustinus könne sich dereinst seiner Kenntnisse zur Verherrlichung Gottes bedienen. Besonders der Vater sah des Jünglings Lernbegierde mit Freude, doch aus einem anderen Grunde, weil er sie nämlich als ein Mittel betrachtete, jene Geistesüberlegenheit zu erlangen, die in der Welt zu ehrenvollen Aemtern führt.

Nach dem Tode seines Vaters setzte Augustinus, damals siebenzehn Jahre alt, seine wissenschaftliche Bildung zu Karthago fort, wo er unglücklicherweise im Jahre 373 von den Manichäern dieser Stadt verführt, in ihre verabscheuungswürdigen Irrthümer hineingerissen wurde. Die Manichäer aber waren Irrgläubige, und führten ein sittenloses, unreines Leben. Monika erfuhr diese Verirrung ihres Sohnes mit dem tiefsten Schmerzgefühle, und vergoß bittere Thränen, wie sie andere Mütter kaum vergießen, wenn ihre Kinder zu Grabe getragen werden. „Du erhörtest ihre Bitten," sagt der heilige Augustinus, an Gott sich wendend, „und verschmähtest nicht ihre Thränen, die häufig herabträufelnd die Erde befeuchteten, wo sie zu dir betete." Endlich gefiel es dem Himmel, sie durch folgenden Traum zu trösten. Es schien ihr, sie stehe neben einem glanzumstrahlten Jüngling, der sie um die Ursache ihrer Thränen fragend, sie von ihren Thränen abzulassen hieß mit den Worten: „Wo du bist, ist auch dein Sohn!" Sie sah dann um sich, und erblickte Augustinus. Der Trost, den sie aus diesem geheimnißvollen Traume schöpfte, war so mächtig, daß sie ihrem Sohne erlaubte, mit ihr in demselben Hause zu wohnen und an demselben Tische zu speisen, was sie ihm seit er Manichäer geworden, verweigert hatte. Da Augustinus aus dem Traume den Schluß ziehen wollte, daß sie eben dahin kommen werde, wo er sei, gab sie ihm zur Antwort: „Nein, nein, so kann's nicht sein! Denn es ward mir nicht gesagt, wo du, da stehe auch ich, sondern wo ich, da stehest auch du." Diese zuverlässige Antwort ging ihm sehr zu Herzen, und er hielt sie für eine an ihn gerichtete Warnung des Himmels.

Indessen blieb Augustinus immer noch bei seinen Irrthümern und Unordnungen. Seine heilige Mutter aber hörte ihrerseits nicht auf, für ihn die Barmherzigkeit Gottes durch Gebete, Seufzer und Thränen zu erflehen. Sie nahm auch zu frommen und gelehrten Bischöfen ihre Zuflucht, daß sie ihren Sohn durch gelehrte Unterredungen auf den rechten Weg führen möchten. Einer dieser Bischöfe, der vorher selbst den manichäischen Irrthümern ergeben, durch das Lesen der Bücher dieser Sekte aber wieder zur Kirche zurückgeführt worden war, sagte ihr: „Das Herz deines Sohnes ist noch nicht ganz gelehrig; allein der Herr wird einen Augenblick dazu bestimmen.“ Da jedoch die Heilige bei dieser Versicherung noch nicht nachgeben wollte, fügte er bei: „Gehe hin und fahre fort, wie du bisher gethan hast: ein Sohn solcher Thränen kann unmöglich zu Grunde gehen.“ Monika nahm getröstet diese Worte als eine Stimme vom Himmel auf.

In seinem neunundzwanzigsten Jahre entschloß sich Augustinus, nach Rom zu reisen, um dort die Redekunst zu lehren. Seine heilige Mutter aber bemühte sich, ihn von dieser Reise abzuhalten, aus Furcht, seine Bekehrung möchte noch länger hinausgeschoben werden. Sie folgte ihm sogar bis an's Meer nach, mit dem Entschlusse, ihn entweder von seinem Vorhaben abzubringen, oder mit ihm nach Italien zu reisen. Allein während die besorgte Mutter die Nacht hindurch in einer Kapelle für das Heil ihres Sohnes betete, bestieg dieser heimlich ein absegelndes Schiff. Erst am folgenden Morgen gewahrte die zurückkehrende Mutter mit unaussprechlichem Schmerze ihres Sohnes heimliche Abfahrt. Weinend stand sie am Meeresufer und sah nach der Richtung hin, wo das Schiff ihn von ihr getragen hatte. Nun verdoppelte sie ihre Thränen und Opfer für ihn.

Im Jahre 384 verließ Augustinus Rom, um in Mailand die Redekunst zu lehren. Da nun erkannte er durch die mit dem heiligen Ambrosius gepflogenen Unterredungen die manichäischen Irrthümer, und entsagte ihnen, ohne sich jedoch der Wahrheit zu ergeben. Sein unsteter Geist mußte durch besondere Erleuchtungen der himmlischen Gnade von dem Wankelmuthe des Irrthums zur unwandelbaren Treue im Glauben geführt und darin befestigt werden. Als Mōnika erfuhr, daß ihr Sohn in Mailand sei, ging sie, aller Gefahr trotzend, zu Schiffe, um ihn aufzusuchen: sie war ja eine so getreue Mutter. Voll der Freude vernahm sie bei ihrer Ankunft in Mailand von Augustinus selbst, daß er nicht mehr der manichäischen Lehre anhing. Sie flehte nun mit noch glühenderen Gebeten und häufigeren Thränen, daß ihn Gott vollkommen zur Wahrheit führen möge. Ihre Andachtsübungen und Kirchenbesuche setzte sie auch hier fort, und wohnte fleißig dem Unterrichte bei, welchen der heilige Bischof Ambrosius seiner Gemeinde ertheilte.

Endlich wurde Monika's Beharrlichkeit belohnt, ihre Gebete und Thränen hatten bei der göttlichen Barmherzigkeit gesiegt. Ihr Sohn Augustinus kam durch eine vollkommene Bekehrung zu Gott zurück. Sie folgte ihm auf ein Landgut, wo er sich mit einigen gottseligen Freunden aufhielt. An den erhabenen Gesprächen, die da geführt wurden, Antheil nehmend, bewies sie eine bewunderungswürdige Urtheilskraft und Geistesschärfe. In einer besonderen Unterredung, die sie eines Tages mit ihrem Sohne über die Verachtung der Welt und die himmlische Glückseligkeit hatte, sagte sie unter anderem: „Mein Sohn, was mich betrifft, so hat nichts in diesem Leben mehr einen Reiz für mich. Was ich noch hier thun soll, und warum ich noch

da bin, weiß ich nicht, da alle meine Hoffnung in dieser Welt erfüllt ist. Nur du bist es gewesen, weshalb ich noch einige Zeit hienieden zu verweilen verlangte, denn ich wollte dich als katholischen Christen sehen, ehe ich starb. Ueber meine Hoffnung hat Gott mir dies gewährt, daß ich dich als seinen Diener sehe, der alles irdische Glück verachtet. Was soll ich nun ferner hier?"

Fünf Tage nach diesem gottseligen Gespräche erkrankte diese unvergleichliche Mutter an einem Fieber, das, mit jedem Tage sich verschlimmernd, zuletzt alle Hoffnung auf ihre Wiedergenesung vernichtete. Als sie aus einer schweren Ohnmacht wieder zu sich gekommen, ihre Söhne besorgt um sich erblickte, sprach sie: „Hier begrabet euere Mutter!" Augustinus, von Schmerz darniedergedrückt, schwieg: Navigius aber gab zu verstehen, daß er wünsche, sie könne noch vor ihrem Tode nach Afrika gelangen. Allein Monika sagte: „Lasset euch die Sorge für meinen Leib nicht kümmern! Um das einzige bitte ich euch, daß ihr am Altare des Herrn meiner gedenket, wo immer ihr sein möget." Sie war in ihrem fünfundfünfzigsten Lebensjahre, als sie zu Ostia, von wo sie sich mit ihren Söhnen nach Afrika überschiffen lassen wollte, im Jahre 387 im Herrn entschlief. — Der Leib der heiligen Monika wurde in die Kirche getragen, wo das heilige Meßopfer für ihre Seelenruhe dargebracht wurde, ehe man die sterbliche Hülle in's Grab senkte, wie es schon damals bei den Gläubigen üblich war.

Wer hätte dem großen, heiligen Augustinus die Gnade der Bekehrung erwirkt, wenn diese gute, treue, fromme Mutter nicht gewesen wäre? — „Meine Mutter," schreibt er, „hat mich mit größerer Sorge dem Geiste nach, als im Fleische, geboren." — Ja, was vermag eine gute Mutter nicht? —

Viertes Kapitel.

Erziehungspflicht.

Verschiedene Erziehungsarten. — Erziehung der Kinder für Gott. — Beweise für deren Nothwendigkeit. — Drei Haupterziehungsregeln. — Anwendung derselben. — Erzählung: St. Margaretha von Schottland.

Oft und oft wurde im Verlaufe dieser Abhandlungen auf die Pflicht aufmerksam gemacht, die Kinder religiös, christlich, fromm, mit einem Worte für Gott zu erziehen; nun wollen wir dieselbe näher und im Zusammenhang erwägen, und vor allem den Beweis dafür beibringen.

Die Eltern haben die Pflicht, ihre Kinder für Gott zu erziehen. — Diesen Satz zu beweisen, ist nicht schwer. Es gibt eine dreifache Quelle, welcher wir den Beweis entnehmen können: die Vernunft, das Wort Gottes, die Lehre der Kirche.

Die Vernunft fordert eine Erziehung, welche, wenn sie für vollendet angesehen werden darf, den Kindern das Wichtigste für ihre Zukunft vermittelt hat. Nun prüfet,

liebe Eltern, wann ihr dieser Forderung der Vernunft Genüge leistet. Ihr könnet euere Kinder erziehen für etwas, das nicht Gott ist, oder ihr könnet sie erziehen für Gott. Erziehet ihr euere Kinder für etwas, was nicht Gott ist, so erziehet ihr sie entweder für sie selbst, oder für euch, oder für die herrschende Mode zu denken und zu handeln, die sich Zeitgeist nennt, oder für die Kunst, für die Wissenschaft, für das Vaterland, oder gleich für alle Himmelsstriche und Nationen, als allgemeine Weltbürger.

Prüfet nun, ob ihr durch eine dieser Erziehungen der Vernunft Genüge leistet. Gleich der erste Anblick wird euch lehren, daß sie, für sich selbst betrachtet, abgerissen von Gott, einseitig sind, und daher unfähig, die Vernunft zu befriedigen. Erziehet ihr euere Kinder für sie selbst, dann ist euere Mühe wahrhaft überflüssig, denn für sich selbst erziehen sich die Kinder schon selber. Mit den zunehmenden Jahren wächst auch, wenn keine vernünftige Beschneidung angewendet wird, der Eigensinn und der Eigendünkel, und je höher die Zahl der Jahre steigt, desto höher sucht auch die Schlange Selbstsucht ihr Haupt zu erheben, und mit der Selbstvergötterung die Hölle im Inneren anzuzünden.

Ihr erziehet euere Kinder für euch?—Abgesehen davon, daß nach dem Tode ein anderes Leben folgt, wisset ihr denn auch, ob ihr euere Kinder überleben werdet, so daß sie nichts nöthig haben dürften, als sich nur in euere Launen zu schicken, nur in euere Meinungen einzugehen, nur eueren Vorstellungen nachzuleben?

Ihr erziehet euere Kinder für die herrschende Mode zu denken und zu handeln, für den Zeitgeist? — Wisset ihr denn nicht, daß die Mode veraltet, wie ein Kleid? — Was

wollt ihr mit eueren Kindern machen, wenn dieses Flitter-gewand abgetragen, zerrissen, zu Lumpen geworden ist? —

Ihr erziehet euere Kinder für die Kunst? — Setzen wir einen bestimmten Fall: ihr glaubet für einen Sohn genug gethan zu haben, wenn ihr z. B. einen Maler aus ihm werden lasset, weil ihr von Jugend auf Anlagen dazu an ihm merket. Er stürzt auf dem Eise, bricht die rechte Hand, wird unglücklich geheilt, und kann den Pinsel nicht mehr führen. Was dann? —

Ihr erziehet euere Kinder für die Wissenschaft? — Kann nicht eine schwere Krankheit den Verstand auf einmal so schwächen, daß er ferner unfähig ist, zu denken? — Sind denn die Irrenhäuser heutzutage nicht noch zahlreicher und bevölkerter als die Strafanstalten? —

Ihr erziehet euere Kinder für das Vaterland? — Und was wird aus ihnen, wenn dieses dieselben dem Feinde entgegen führt, der sie dahinmäht wie der Schnitter das Gras? Oder wenn Verleumdung, Heimtücke, Verfolgung die Dienste lohnt, die sie dem Vaterlande leisten? —

Ihr erziehet euere Kinder für alle Himmelsstriche und Nationen, als Weltbürger? — Da zerstreuet ihr den Geist derselben erst recht in die Winde, so daß es ihm ungemein schwer, ja beinahe unmöglich wird, sich je wieder zu sammeln, das heißt, daß euere Kinder je wieder in Wahrheit Menschen werden.

Keine also von allen diesen Erziehungsarten genügt der Vernunft. Ihr genügt allein die Erziehung für Gott. Denn wenn die Kinder für Gott erzogen sind, dann sind sie in Wahrheit geborgen. Sie sind geborgen in den Tagen der Freude; denn im allsehenden Auge Gottes haben sie den Wächter gefunden, der sie nicht ausschweifen läßt. Sie

sind geborgen in den Tagen des Leidens; denn am Vaterherzen Gottes haben sie die rechte Ruhestätte gefunden, wo sie vom Drucke der Trübsal ausruhen und neuen Muth für neue Leiden schöpfen können. Sie sind geborgen im Leben; denn da sie treulich auf den Wegen Gottes wandeln, so erfahren sie nichts von jener schrecklichen Folter, die die Sünde in das Gemüth wirft, indem Gewissen und Pflichtbewußtsein fortwährend einander bekämpfen. Sie sind geborgen im Tode, denn von einem Leben, das nur für Gott gelebt wurde, läßt sich leicht Rechenschaft ablegen; und wer Gottes zuvorkommende Liebe im Leben erfaßt und festhält, den wird sie auch im Tode nicht verlassen. — Die Erziehung für Gott ist die höchste, und umfaßt alle getrennten Erziehungen, sie zu einem Ganzen vereinigend. Wer auf dem höchsten Punkte eines Ortes steht, kann die ganze Umgebung überschauen und sehen, wie eines in das andere paßt. Wer für Gott erzogen ist, durchschaut auch die übrigen Verhältnisse des menschlichen Lebens, und weiß sie pflichtgemäß aufzufassen. Sein Herz ist voll Liebe gegen alle Menschen, seine Liebe zum Vaterlande bethätigt er durch Heldenmuth, seine Wissenschaft ist ihm eine Leuchte für ihn selbst und für andere, seine Kunst eine Verherrlichung des Edlen, Guten und Schönen, sein Verhalten gegenüber dem Zeitgeiste Selbstständigkeit, die parteilos prüft und geduldig abwartet, sein häusliches Leben Friedfertigkeit, und seine Selbstliebe die schönste Ordnung und Harmonie, in welcher der Geist den Leib unterjocht, nachdem er sich selbst Gott unterworfen hat.

Da also die Erziehung für Gott die höchste ist, und die Vernunft überall das Höchste fordert, das erreicht werden kann, so ist es aus der Vernunft erwiesen, daß die Eltern die Pflicht haben, ihre Kinder für Gott zu erziehen.

Wir beweisen dies auch aus dem Worte Gottes des alten und neuen Bundes. Was den alten Bund betrifft, so wissen wir, daß er in der Absonderung eines eigenen Volkes Gottes von allen übrigen Völkern bestand. Bei diesem Volke nun — was hat das Gesetz Gottes, daß jeder Knabe am achten Tage beschnitten (Gen. 17, 12.), daß jeder Erstgeborene unter Darbringung vorgeschriebener Opfer dem Herrn im Heiligthume sollte dargestellt werden (Exod. 13, 1.) für einen anderen Sinn, als, daß Gott wollte, daß die Kinder für ihn erzogen würden?

Der neue Bund aber ist das Reich Gottes auf Erden, dessen Stifter Jesus Christus, der Sohn Gottes, ist. Was spricht nun dieser von den Kindern? Er ladet sie zu sich ein: „Lasset die Kinder zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht, denn für solche ist das Reich Gottes. Wahrlich, sag' ich euch, wer das Reich Gottes nicht annimmt, wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen." (Luk. 18, 16.) Er eignet aber den Kindern das Reich Gottes nicht allein zu, sondern verspricht auch denen, die die Kinder in das Reich Gottes einzuführen und darin zu befestigen suchen den überaus großen Lohn, dies so anzusehen, als sei es ihm und seinem himmlischen Vater geschehen. „Und er sprach zu ihnen: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat." (Luk. 9, 48.) Dagegen droht er denen, die den Kindern auf dem Wege zum himmlischen Vaterlande Steine des Anstoßes legen, das entsetzlichste Wehe: „Wer aber eines aus diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres versenket würde." (Matth. 13, 6.) Den Eifer, die Kinder zu Gott

zu führen, recht zu entflammen, stellt er lebendige Beispiele an den Engeln auf, die zugleich die Ankläger derjenigen werden, welche die Kinder verwahrlosen. „Sehet zu, daß ihr keines aus diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist.“ (Matth. 18, 10.) Es werden also — nehmet es zu Herzen, ihr Eltern! — nicht etwa erst am Tage des Gerichtes euere Kinder, wenn ihr sie verwahrloset und geärgert habt, wider euch aufstehen und zu Gott sprechen: „Daß wir nicht für dich lebten, o Gott, daran ist unser Vater, unsere Mutter schuld, denn sie erzählten uns nichts von dir, unterrichteten uns nicht in deiner Furcht, führten uns nicht deine Wege.“ Ihr habt euere Ankläger jetzt schon in den Engeln, die zu Gott sprechen: „Die du unserem Schutze anvertraut hast, können wir nicht bewahren, weil diejenigen, die ihre sichtbaren Engel sein sollten, Eltern und Erzieher, sie nicht zum Guten anleiten.“ — Es ist also aus dem Worte Gottes sowohl des alten, als neuen Bundes erwiesen, daß die Eltern die Pflicht haben, ihre Kinder für Gott zu erziehen. —

Wir beweisen dies aber auch noch aus der Lehre und Uebung der Kirche. Durch die heilige Taufe nimmt sie die Kinder, an deren Statt die Pathen die Taufgelöbnisse ablegen, in ihren Schooß auf. Die Taufe begräbt den alten Menschen im Tode Jesu, und schafft durch Mittheilung des heiligen Geistes den neuen zum Leben für Gott. Dieses innere Wesen der Taufe sucht unsere hl. Kirche noch am Schlusse dieser heiligen Handlung durch ein äußeres Zeichen zu versinnbilden und unvergeßlich zu machen. Sie reicht nämlich dem Täuflinge, oder statt dessen dem Pathen, eine brennende Kerze, ein Licht. Gott ist Licht, Jesus Christus

ist Licht vom Lichte, die Kirche Christi ist das Reich des Lichtes, und Wandel im Lichte ist Gnadengabe der Auserwählung, Beruf der Auserwählten, ist das untrügliche Kennzeichen des Getauften. Deshalb spricht der Priester, indem er die heilige Handlung beschließt: „Nimm hin die brennende Lampe, und bewahre ohne Tadel deine Taufe, damit, wenn der Herr zum Hochzeitmahle kommt, du ihm mit allen Heiligen des himmlischen Hofes entgegeneilen könnest, und das ewige Leben habest, lebest von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Bis nun das Kind selbst kräftig wird, im Lichte zu wandeln—wem kommt es zu, dasselbe vor Finsterniß zu bewahren und dem Lichte zuzuwenden, wenn nicht den Eltern oder deren Stellvertretern? Deshalb ermahnt die Kirche dieselben, daß sie, sobald sie im Kinde die erste Spur der Empfänglichkeit entdecken, dasselbe sogleich zur wahren Liebe Gottes, zur Kenntniß der nothwendigen Glaubenslehren, zur Bewahrung der Heiligkeit und des reinen Wandels mit unermüdlicher Sorgfalt anleiten sollen.

Da nun die Pflicht aus der dreifachen Beweisquelle dargethan ist, so wollen wir uns auch nach der Art und Weise ihrer Erfüllung umsehen.—Welches ist der Weg, die Kinder am sichersten und leichtesten für Gott zu erziehen? —

Wer es versteht, was es heiße, die Kinder für Gott zu erziehen, der wird wohl auch einsehen, daß es keine leichte Aufgabe sei. Ja, wenn er die Sache recht bedenkt, so mag ihm wohl im Hinblicke auf die damit verbundenen Schwierigkeiten der Zweifel kommen, ob es möglich sei, ein Kind für Gott zu erziehen? In der That läßt sich hier anwenden, was Christus bei einer anderen Gelegenheit sagte: „Bei den Menschen ist das unmöglich, bei Gott aber ist alles möglich." (Matth. 19, 26.) Deshalb hat unsere Kirche ein

ein eigenes heiliges Sakrament, das Sakrament der Ehe, in welchem die Eltern von Gott die nöthigen Gnaden erlangen, die mit dem Ehestande verbundenen Pflichten genau und treu zu erfüllen.

Dankbar für diese wohlthätige Anstalt, hat die katholische Kirche von jeher durch weise Gesetzgebung, und durch ebenso weise Ausführung der Gesetze, zu verhindern gesucht, daß das Laster der Wollust nicht einreiße; daß die Menschen nicht leichtsinnig in den Ehestand treten, nicht getrieben von der Sinnlichkeit, die blind genießen will; nicht beeinflußt vom Verstande, der falsch und selbstsüchtig berechnet; sondern geleitet von der Vernunft, die nach Gottes Willen überlegt, und die Bürde mit der Fähigkeit sie zu tragen vergleicht. — Wer so nach nüchterner Prüfung in den Ehestand tritt, der wird durch das hl. Sakrament der Ehe jene Gnaden erhalten, die ihm nothwendig sind, hinsichtlich der Erziehung der Kinder drei Hauptregeln sich zu merken und zu befolgen. Diese drei Hauptregeln sind:

Erstens, halte dein Kind fern von allem, was dasselbe Gott vergessen machen könnte.

Zweitens, halte deinem Kinde stets ein lebendiges Beispiel wahrer Gottesfurcht in dir selbst vor.

Drittens, verbinde stets Unterricht mit der Zucht, und Zucht mit dem Unterrichte.

Den Sinn dieser drei Hauptregeln wollen wir nun erwägen.

Halte dein Kind fern von allem, was dasselbe Gott vergessen machen könnte. — Nicht wahr, wenn in irgend einem Hause eine Krankheit herrscht, so hältst du dein Kind von demselben fern? — Und daran thust du wohl und weise. Solltest du aber nicht wenigstens ebenso

sorgfältig das ewige Leben deines Kindes zu bewahren suchen, als du darauf denkst, dessen zeitliches Leben zu erhalten? — Mittel gegen leibliche Krankheiten nimmst du dankbar an, solltest du nicht ebenso freudig, ebenso dankbar die Mittel annehmen und anwenden, welche den Kindern Selbstverleugnung, Flucht der Welt und Gottesfurcht beizubringen geeignet sind? — Statt dessen sehen wir blinde Eltern für die Kinder Lustbarkeiten veranstalten, die sogar den Erwachsenen gefährlich und verderblich sind! O möchten wir in unserer Zeit, die so großen Schaden durch die Gottlosigkeit gelitten hat, zurückkommen von allem, was in den Kindern die schöne Kindlichkeit aufhebt, oder stört, oder auch nur trübt.—Das aber ist die schöne Kindlichkeit, daß die Kinder im Blicke der Eltern das Gesetz, den Antrieb zur Erfüllung desselben und den Lohn dafür kennen lernen. Nicht einen Scheingehorsam sollen die Kinder lernen und üben; der Schein tödtet die Kindlichkeit. Wenn sie statt zu gehorchen, zu gefallen suchen, wenn sie statt durch offenes und unbefangenes Wesen durch List und Schmeichelei Liebe zu gewinnen streben, ist es vorbei mit der Kindlichkeit. Wenn du dein Kind dem unbeschränkten Verkehr mit der Welt aussetzest, so ist es gerade, als wenn du dasselbe in's Feuer würfest, und meinen würdest, genug gethan zu haben, daß du ihm nachgerufen hast: Kind, brenne nicht!

Halte deinem Kinde stets ein lebendiges Beispiel wahrer Gottesfurcht an dir selbst vor. Wir sagen, wahre Gottesfurcht, um sie zu unterscheiden von jener mürrischen, kopfhängenden und scheinheiligen Furcht Gottes, die nur immer von den Sünden anderer redet, und vom Verderben der Welt, und von der Nothwendigkeit der Strafen Gottes, ohne sich jedoch dazu zu erschwingen, im

eigenen Gemüthe den Feind Gottes zu ertödten, den Geist der Welt, der die Gerechtigkeit Gottes ohne Unterlaß herausfordert, aus sich selbst zu verbannen. Wir meinen jene Gottesfurcht, die das Gemüth von der Sünde rein bewahrt, indem sie zur Erfüllung des göttlichen Gesetzes antreibt. Ein lebendiges Beispiel dieser Gottesfurcht mußt du deinem Kinde sein, dann wirst du es sicher und leicht für Gott erziehen. Denn die Kinder ahmen gerne nach, was sie sehen, und das Beispiel hat eine wirksame Kraft zur Nachahmung anzuregen.

Wo die Eltern selbst ohne Gott leben, da läßt es sich wohl auch nicht denken, daß die Kinder für Gott heranwachsen. Läßt es sich wohl denken, daß die Tochter eingezogen und sittsam sein wird, wenn die Mutter alle Lustbarkeiten mitmacht? Oder wird der Sohn mäßig sein, wenn der Vater ihm das Beispiel der Unmäßigkeit gibt? Läßt es sich wohl denken, daß die Kinder jenen vernünftigen Gottesdienst üben, von dem der hl. Paulus schreibt: „Darum bitte ich euch, Brüder, um der Erbarmungen Gottes willen, daß ihr euere Leiber als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer darbringet, und so euer Gottesdienst vernünftig sei," (Röm. 12, 1.) wenn die Eltern selber im Wahnsinne forttaumeln und ihre Leiber als unwürdige Schlachtopfer den Götzen dieser Welt hinwerfen—dem Ehrgeize, der Habsucht, der Sinnenlust?

Verbinde stets Unterricht mit der Zucht, und Zucht mit dem Unterrichte. Der Unterricht lehret, was Gott für uns gethan hat, und von uns gethan wissen will. Die Zucht aber hält an zur Dankbarkeit gegen Gott für die Großthaten seiner Liebe und zum Gehorsam gegen seinen heiligen Willen. Der Unterricht ohne

Zucht macht Schwätzer, die Zucht ohne Unterricht Sklaven. Wir können Aug' und Ohr einem Kinde leihen, wenn es die Thaten Gottes ohne Anstoß erzählt und die Gebote Gottes ohne Fehler hersagt; aber das Herz fühlt sich nur dann angezogen, wenn wir bemerken, daß ihm selbst die Rührung im Auge glänzt und sein Antlitz verklärt, den wilden Sinn bändigt, den Gehorsam erleichtert, die Verträglichkeit versüßt, den Fleiß vergrößert, die Ruhestunden veredelt. Also genügt der Unterricht ohne die Zucht nicht. Ein Kind in der Kirche auf den Knieen, mit gefalteten Händen, eingezogenen Blicken ist ein schöner Anblick, aber erbauen werden wir uns daran nur, wenn wir in seinem Gesichte lesen, daß es den Priester versteht, und nachempfindet, was er lehrt, und warum er die gottesdienstlichen Verrichtungen vornimmt. Also genügt auch die Zucht nicht ohne den Unterricht.

Wie aber beide miteinander zu verbinden, können wir uns durch ein Beispiel klar machen. An einem Sonn- oder Feiertage sprichst du etwa zu deinen Kindern: „Kinder, schon im alten Bunde hat Gott das Gebot gegeben, daß der Sabbath solle gehalten, der Feiertag geheiligt werden. Unsere heilige Kirche hat überdies die Art und Weise bestimmt, wie wir ihn heiligen sollen, indem sie vorschreibt: „Du sollst an Sonn- und Feiertagen die heilige Messe mit Andacht hören." — Wenn du so mit deinen Kindern redest, so gibst du ihnen Unterricht. Verbinde nun damit auch die Zucht, indem du sie gleich anhaltest, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen. „Wohlan," so muntere sie auf, „die Stunde hat geschlagen; laßt uns nun gehen, der heiligen Messe beizuwohnen, die Predigt anzuhören, und uns freuen, daß es uns vergönnt ist, es zu thun. Wie viele in der weiten Welt, haben diese Gnade und diesen

Vorzug nicht!" — Nur durch Entfernung vom Bösen, durch eigenes gutes Beispiel, durch Unterricht und Zucht ist die Erziehung möglich.

Euer Beispiel ist es, Väter und Mütter, wodurch ihr euere Kinder, mehr noch als durch Worte, erhebt oder erniedriget, bildet oder verbildet, dem Heile oder dem Untergange zuführt. Auf euch, die sie täglich sehen, die ihr das meiste Ansehen in ihren Augen habt, denen sie das größte Wohlwollen und die treueste Sorge für ihr Glück zutrauen, auf euch sind ihre Augen gerichtet; eueren Schritten folgen ihre Blicke, euerem Handeln oder Unterlassen folgt ihre stete Aufmerksamkeit. Lehret das Kind immerhin: Gott ist unser Schöpfer und Erhalter, er ist der beste Vater, dem wir die höchste Ehrfurcht und Dankbarkeit schuldig sind — vergeblich sind euere Worte, zeigt ihr diese Ehrfurcht und Dankbarkeit nicht in euerem Wesen und Walten. Lehret das Kind immerhin: des Christenthums erstes und vorzüglichstes Gebot ist die Liebe Gottes und des Nächsten — vergeblich sind euere Worte, ist euer Leben nicht ein Spiegel dieser Liebe, zeiget ihr sie nicht in der Herzensfreudigkeit, womit ihr Gott dienet, in dem Eifer, womit ihr dem Nächsten helfet, und in der sanften Schonung, womit ihr dessen Fehler und Mängel, ja sogar dessen Feindseligkeit ertraget. Lehret das Kind immerhin: die Religion bietet uns den Stab, an dem wir durch's Leben wandeln — vergeblich sind euere Worte, zeigt ihr euch selbst übermüthig im Glück, verzagt im Unglück, und trostlos bei schweren Verlusten und Prüfungen, die Gott sendet. Lehret sie immerhin: hienieden ist unseres Bleibens nicht, droben ist unser Vaterland — vergeblich sind euere Worte, zeigt ihr nicht durch euer eigenes Wesen, daß ihr, ungeblendet von irdischem Flitter, im

steten Hinblick nach Oben, eueres Daseins Bedeutung in etwas Höherem erkennt, als in den Grenzen dieser Erde liegt. Beispiele wirken ungleich mehr als Mahnungen, weil die That dauernder wirkt, als das Wort.

Bei diesem Bestreben, den Lehren des Christenthums durch euer Beispiel Kraft und Lebendigkeit zu geben, seid ferner bemüht, die Unbefangenheit und Kindlichkeit euerer Kinder so lange als möglich zu erhalten. Unschuld und Reinheit, Glaube und Vertrauen walten, wo die kindliche Natur nicht durch Eitelkeit und Weltton verstümmelt wird. Davon aber wollen die meisten nichts wissen. Eben jene, welche ihre Kinder in der ersten Kindheit für noch zu jung halten, sie zu Gott zu führen, können sie nicht früh genug hinaus in die Welt, in die Gefahren der Verführung und Versinnlichung führen. Möchten Eltern und Erzieher bedenken, welch' einer Versündigung gegen das Heil ihrer Kinder sie sich dadurch schuldig machen! So lange das Elternhaus des Kindes Welt ist, betrachtet es das Leben mit unbefangenem Sinne; es hält die Menschen alle für so gut und fromm, als es selbst ist; es hat von den meisten Fehlern und Untugenden nicht einmal einen Begriff. Da reißt ihr es heraus aus seinem häuslichen Paradiese; es sieht eine Menge Gegenstände, die zu sehen es lange noch nicht reif sein wird; es werden Gefühle in ihm angeregt, die oft zu früh, niemals zu spät sich melden; es gewahrt Dinge, die fremdartig und eben oft darum verführerisch sein Innerstes berühren, seinen Sinn zerstreuen, seine Unbefangenheit zerstören; es findet von dem Guten, das es erwartet, gar oft das Gegentheil, und wird irre und verwirrt. Und ist es zu beschränkt, dies zu finden — um so gefährlicher: denn dann werden die unerkannten Fehler und Untugenden desto leichter

das arglose Herz berücken. Eitelkeit, Leichtsinn, Hochmuth nisten sich allgemach ein, und ziehen jenes Heer von Sünden nach sich, die immer in ihrem Gefolge sind.

Betrachtet einen großen Theil unserer Jugend, und nichts von der schönen Unbefangenheit, von der reinen Unschuld ist zu erblicken, die dem Morgenalter des menschlichen Lebens seine eigenthümlichen Reize gibt; nichts von der Kindlichkeit, die der Mensch nie ganz verlieren sollte, werdet ihr finden! Ein altkluger, frostiger Ton, der selbst im männlichen Alter widrig ist; ein freches Absprechen, das nach allen Seiten hin verletzt; eine nicht selten plumpe Dreistigkeit, die selbst das Heilige anzutasten sich nicht entblödet; eine abgemattete, übersättigte Erfahrung, die lebensmüde in's Mannesalter hinausblickt, wo frisch und fröhlich die Kraft sich regen sollte; eine Erfahrung, vor der die Tugend des gereiften Mannes erröthen und die Gottesfurcht des Greises erbeben können — das sind die Triumphe der Erziehung, welche so viele Eltern sich bereiten, die, unbekümmert um Tugend und Unschuld, um Frömmigkeit und Gottesfurcht, ihre Kinder so frühe den Anlockungen des äußeren Treibens preisgeben, nur um Kinder der Welt aus ihnen zu machen. O daß man es doch glauben wollte — die Stürme des äußeren Lebens mit ihren Enttäuschungen und Kämpfen, mit ihren Gefahren und Verführungen, sie kommen niemals zu spät, immer zu früh! Darum erst wenn der Jüngling, die Jungfrau fest sind im Glauben und in der Erkenntniß Christi, wenn sie, wie der Apostel Paulus sagt, angezogen haben „die Waffen des Lichtes und der Gerechtigkeit“ mögen sie den Kampf mit dem Leben beginnen, und wahrlich, sie werden der Gefahren immer noch genug zu bestehen haben!

Seid ferner bemüht, bei allem was euch begegnet, und ganz besonders bei ernsten, ungewohnten Ereignissen des Lebens, euere Kinder auf Gott hinzuweisen, und das Gefühl ihrer gänzlichen Abhängigkeit von ihm in ihnen recht lebhaft zu erhalten. Es ist dies Gefühl der festeste Grund aller wahren Frömmigkeit, das beste Bewahrungsmittel vor allem Bösen, der stärkste Antrieb zum Guten, und der reichste Quell des Trostes und der Beruhigung. Wohl einem jeden, der sich in früher Jugend daran gewöhnt hat, alles in seiner Abhängigkeit von Gott zu betrachten, in allem zuerst auf Gott zu sehen, und seinem Herzen eine solche Richtung zu geben, daß es sich bei jeder Gelegenheit ohne Zwang, ja mit Freude und Lust zu Dem erhebt, aus dessen Hand nur Segen kommt, sie mag nun aus heiterem Himmel oder aus dunkeln Wetterwolken sich uns entgegenstrecken. Wie viele Versuchungen zur Sünde wird er ohne Mühe überwinden; wie viele ruhige, ja herzerhebende Stunden wird er selbst da erleben, wo der Mensch, der in der Entfernung von Gott lebt, von Sorge, Unruhe und Bekümmerniß gemartert wird!

D'rum weiset die Kinder bei jeder Gelegenheit auf Gott hin, „von dem und durch den alle Dinge sind." Saget ihnen, wenn freundlich und heiter die Tage leuchten, wenn unerwartete Freude euere Herzen erfüllt, wenn durch besondere Wohlthaten der Himmel euch auszeichnet: Sehet, Gott ist's, unser himmlischer Vater, der dies Glück uns bereitet, diese Freude uns geschenkt hat, der in diesem neuen Segen einen neuen Beweis seiner Gnade uns gibt! Saget ihnen, wenn düster und trübe der Himmel über euch sich zusammenzieht, wenn Widerwärtigkeiten euch treffen und schwere Prüfungen euch heimsuchen: Auch diese Trübnisse, diese Leiden

kommen von Gott, der sie mit Weisheit und Liebe uns sendet, „denn seine Wege sind nicht unsere Wege, seine Gedanken nicht unsere Gedanken.“ Saget ihnen, wenn Verluste euere Herzen beugen, wenn der Tod in euere Wohnungen einkehrt, wenn die Thränen um ein heimgegangenes Familienglied fließen — saget ihnen, indem ihr sie an den Sarg des theueren Verblichenen führet: Seht, der gute Vater dort Oben, der ihn in's Leben rief, hat ihn wieder abgerufen; auch euch wird er einst rufen — schon in der nächsten Stunde kann dieser Ruf euch treffen, und ihr werdet nur dann mit freudigem Muthe folgen, nur dann mit dem Vorangegangenen wieder vereinigt werden, wenn ihr fromm und gottesfürchtig gelebt habt, und rein und fleckenlos vor ihm erscheinet.

Solche Momente werden Eindrücke in den jugendlichen Herzen zurücklassen, die keine Verhältnisse zu zerstören vermögen; sie werden als heilige Nachklänge einer schönen, unvergeßlichen Zeit sie durch's Leben begleiten, und zur rechten Stunde wie mahnende Engel sie an das erinnern, was sie Gott und euch versprochen haben. Auf solche Weise werdet ihr euere Kinder gewöhnen, vor Gottes Angesicht zu wandeln, und den Herrn allzeit vor Augen zu haben.

Lasset euch endlich noch Folgendes empfohlen sein — es thut in unserer Zeit besonders noth: *Machet eueren Kindern Gebet und Gottesdienst zum Herzensbedürfniß!* — Der Eltern Anleitung und Vorbild thut hier wieder das meiste. Ehe das Kind beten kann, soll es euch beten sehen; ehe es selbst zur Kirche mitgehen kann, soll es euch dahin gehen sehen. Solche Anblicke und Erfahrungen bleiben ihm für's Leben. — Ist es dann im Stande, sich aus seinem Herzen bittend zu Gott zu wen-

den—und dies kann es, sobald es bittend sich an euch zu wenden versteht, dann leitet es selbst zum Gebete an; doch beachtet das wohl, zum Gebete, zum innigen, kindlichen Verkehr mit Gott, nicht zum gedankenlosen Lippenwerke. Ihr macht ihm sonst das Heilige gemein, und ertödtet den Geist, den ihr wecken sollt. Deshalb gewöhnt es frühzeitig daran, Gedanken und Empfindungen mit eigenen Worten kurz auszudrücken, und lehret es, das Gute, das es täglich genießt, die Bedürfnisse, die es fühlt, die Fehler und Untugenden, die ihm zum Bewußtsein gebracht sind, mit in Betracht zu ziehen. An euerer Seite falte es am Morgen und am Abend die Hände und erhebe sie zum Himmelvater; an euerer Seite gewöhne es sich bei jedem häuslichen Feste, bei jeder christlichen Feier, bei allem, was Wichtiges unternommen wird, Blick und Herz andachtsvoll zu dem Ewigen zu erheben, vorher um Erleuchtung und Beistand, nachher Dank und Lob darzubringen. Ist auf solche Weise das Herz eueres Kindes mit religiösen Gesinnungen erfüllt, dann wandle es an euerer Hand, wie Jesus mit Maria und Joseph, in den Tempel des Herrn, und es wird mit würdigem Sinne die Andacht der christlichen Gemeinde theilen. So wird eueren Kindern der Gang nach dem Gotteshause nicht als eitles Gewohnheitswerk, nicht als ein gezwungener Dienst, den man eben abmachen müsse, erscheinen, sondern als ein Gang in's Vaterhaus, wohin innere Sehnsucht und Herzensdrang sie leiten.

In solcher Weise werdet ihr euere Kinder sicher und leicht in das höhere, geistige Leben, einführen, welches Gott und die ewige Seligkeit zum Ziele hat. So werdet ihr ihnen die Religion zu einem unzerstörbaren Heiligthume machen, worin sie Licht und Kraft, Trost, Friede und Beseli-

gung finden in allen Verhältnissen des Lebens. So werden aus ihrem Glauben alle Tugenden emporblühen, und Gottes Vaterauge kann mit Freude und Segen auf ihnen ruhen. Sie werden mit um so innigerer Liebe an euch hängen, je reiner und frömmer ihr Herz ist; sie werden, nächst Gott, euch als ihre größten Wohlthäter um so dankbarer ehren, je tiefer sie die Segnungen empfinden, die sie euch schulden; werden, wenn ihr längst nicht mehr hienieden weilt, zu eueren Gräbern als zu einer heiligen Stätte wallfahrten, und dort in Liebe und Dankbarkeit die Gelöbnisse ihrer Tugend und Frömmigkeit erneuern, bis der Herr sie mit euch vereint an jenem großen Tage, wo alles menschliche Wirken seine Vergeltung findet, und darum Elternliebe, Elternsorgfalt, Elterntreue jenen Lohn erhalten wird, der da allen versprochen ist, „die Viele zur Gerechtigkeit erzogen haben.“

St. Margaretha, Königin von Schottland.

Warum wir einen kurzen Bericht über das Leben dieser Heiligen an den Schluß dieses Kapitels stellen, wird dem Leser klar werden, wenn er demselben seine Aufmerksamkeit zuwendet.

Margaretha, Königin von Schottland, eine englische Königstochter, wurde 1046 geboren, und starb 1093. In ihrer Jugend führte sie ein sehr eingezogenes Leben und fing an, Gott über alles zu lieben und sich mit dem Lesen frommer Schriften zu erbauen. Sie hatte einen scharfsinnigen Geist, ein vorzügliches Gedächtniß und eine besondere Anmuth der Sprache. Der König von Schottland begehrte sie zur Ehe, und sie willigte ein, mehr nach dem Willen ihrer Angehörigen und durch Fügung Gottes, als

nach eigener Neigung. Obschon sie sich nun viel mit weltlichen Dingen beschäftigen mußte, so ließ sie dennoch ihr Herz niemals davon einnehmen. Sie suchte vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und die Gnade Gottes legte ihr sodann überfließende Ehren und Reichthümer zu.

Margaretha ließ an der Stelle, wo ihre Hochzeit gefeiert worden war, eine prächtige Kirche zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit bauen, in der Absicht, daß solches dreifachen Segen herbeiziehen möge, über ihren Gatten, über sie selbst und über ihre Kinder. Diese Kirche stattete sie dann auf das kostbarste aus; ihr eigenes Zimmer schien gleichsam eine Stätte für Kirchenornat zu sein, so unausgesetzt wurde dort an solchem gearbeitet.

Die Königin war von großem Ernst, gemildert durch edle Herzensgüte, man fürchtete und liebte sie. In ihrer Gegenwart getraute sich niemand ein ungebührliches Wort zu sprechen; überhaupt war ihre Lebensweise so geordnet, daß sie als Vorbild und Tugendmuster gelten konnte. Ihre Rede war mit Weisheit gewürzt, ihr Schweigen voll guter Gedanken, in ihren Worten und Werken leuchtete himmlische Gesinnung hervor.

Eine nicht geringere Sorgfalt, als ihrer eigenen Seele, wendete sie auch der guten Erziehung ihrer Kinder zu. Ein vertrauter Diener war beauftragt, wenn ein Kind eine Unart begehen sollte, dasselbe zurechtzuweisen oder zu strafen. Ihr frommer Eifer bewirkte, daß ihre Kinder selbst solche, die bereits reifer an Jahren waren, an Anstand und Gesittung übertrafen. Sie waren unter sich immer friedfertig und wohlwollend, und das jüngere Kind ließ den älteren überall den Vorrang. Oft ließ sie dieselben zu sich kommen, um sie in der Religion zu unterweisen, soweit ihr Alter dieses

zuließ, und ermahnte sie eifrig, daß sie Gott stets fürchten und lieben möchten. Auch das Seelenheil des Königs, ihres Gatten, suchte sie nach Kräften zu fördern. Und weil er wohl erkannte, daß Gott wahrhaft im Herzen der Königin wohne, hörte er auf sie, und scheute sich, sie auf irgend eine Weise zu beleidigen. Was sie verwarf, verwarf auch er, was sie liebte und übte, liebte und übte auch er aus Liebe zu ihr.

Von dem erbaulichen Ende der Königin erzählt ihr Beichtvater: „Sie sah ihr Ende voraus, und begehrte deshalb allein mit mir zu sprechen. Sie ging noch einmal ihren ganzen Lebenslauf durch, und weinte über ihre Fehler aufrichtige Reuethränen. Ich selbst mußte weinen, so daß wir beide oft längere Zeit kein Wort reden konnten. Als sie ihre Beicht vollendet hatte, sprach sie zu mir: „Lebe wohl, ich werde nicht mehr lange leben. Zwei Dinge verlange ich noch von dir: erstens, daß du in deinen heiligen Messen und Gebeten meiner gedenkest, so lange du lebst; zweitens, daß du Sorge tragest für meine Söhne und Töchter, und nicht ablassest, sie zu ermahnen, daß sie Gott fürchten und lieben. Und wenn du siehst, daß eines derselben den Gipfel irdischer Größe erreicht hat, so sei ihm ganz besonders Vater und Lehrer durch Zureden und Warnen, daß es nicht in Hoffart sich aufblähe, nicht durch Geiz Gott beleidige, und nicht in weltlichem Wohlergehen die ewige Glückseligkeit vernachlässige. Das versprich mir nun in Gottes Gegenwart."

Als die Königin zum Sterben kam, trat der älteste Sohn in das Zimmer; er war soeben vom Kriegsschauplatze eingetroffen. Seine Seele war schwer bedrückt; er sollte der Mutter melden, daß der Vater und ein Bruder auf dem

Schlachtfelde geblieben, und fand die geliebte Mutter selbst am Sterben. Da nun sein Herz von so bitterem Leid erfüllt war, nahm die Königin, welche schon in den letzten Zügen zu liegen schien, ihre Kräfte noch einmal zusammen und fragte ihn nach Vater und Bruder. Er aber trug Bedenken, die Wahrheit zu sagen, und sprach: „Sie befinden sich wohl.“ Die Königin aber seufzte und sprach: „Bei diesem heiligen Kreuze in meiner Hand beschwöre ich dich, erzähle mir den wahren Hergang.“ Auf diese Weise gezwungen, erzählte nun der Sohn das traurige Ereigniß. Da zeigte sich, von welch starkem, lebendigem Glauben die edle Königin beseelt war. Statt zu klagen und zu jammern, erhob sie Augen und Hände zum Himmel und betete: „Ich sage dir Lob und Dank, allmächtiger Gott, daß du mich an meinem Ende so große Leiden tragen lassest, und, wie ich hoffe, durch deren Ertragung mich von den Makeln meiner Sünden reinigest.“

Nun fühlte Margaretha, daß der Tod da sei. Sie sprach noch die Worte, welche der Priester in der heiligen Messe vor der Kommunion spricht: „Herr Jesus Christus, der du nach dem Willen des Vaters unter Mitwirkung des heiligen Geistes durch deinen Tod der Welt das Leben gebracht hast, mache mich frei!“ Nach diesen Worten entschwebte ihre schöne Seele, los der Fesseln des Leibes, in's ewige Vaterland, wo keine Thräne mehr fällt, und kein Seufzer mehr gehört wird.

Merke dir: Wie der Mensch lebt, so stirbt er. Ist der Mensch bestrebt, in seiner Gesinnnng, in seinem Thun und Lassen im Verein mit Gott zu leben, so wird er auch jenseits mit ihm vereinigt werden.

Merke dir: Wie die Eltern, so gewöhnlich die Kinder. Das Wort: „Was du bist, wird einst dein Kind sein,“ ist so wahr und wichtig, daß, wenn es recht gefühlt und begriffen würde, alle Eltern zittern müßten vor der Verantwortlichkeit, die auf ihnen liegt. Nur wenn sie einst sagen können: „Ich erzog meine Kinder für Gott,“ können sie ruhig sterben.



Fünftes Kapitel.

Der Hausfriede.

Seligkeit der Familieneintracht. — Quellen des Unfriedens. — Mittel zur Bewahrung des Friedens. — Erzählung: Es hat geholfen.

Die Bande des Blutes, welche Gatte und Gattin, Eltern und Kinder, Bruder und Schwester zusammenknüpfen, sind auf Erden die innigsten und ehrwürdigsten. Wehe dem, der sie entweiht durch Lieblosigkeit; er geht einsam durch die Welt, wie Kain. Wo können wir wohl nach allen Mühseligkeiten und Sorgen besser ausruhen, als im Schooße der Unserigen?

Der arbeitsame Hausvater tritt sorgend in das Gedränge des Lebens hinaus, sein Fleiß muß Wohlstand in das Haus bringen. Und wenn der mühevolle Tag überstanden ist, dann kehrt er in den frohen Kreis derer zurück, die ihn mit Sehnsucht erwarten, ihm mit freundlichen Blicken danken. Mag ihn die ganze Welt verkennen, von den Seinigen wird

er nicht verkannt. Und was er draußen gewann, das erhält die Sparsamkeit der treuen Gattin. Sie beachtet das Größte und Kleinste, und findet in ihrem Kreise nichts zu gering. Sorgfältig pflegt sie die zarte Blume des häuslichen Glückes. In blühender Unschuld wachsen die Kinder heran; der enge Raum des väterlichen Hauses begrenzt die ganze Seligkeit ihrer Jugend. Ihr Bestes ist froher Gehorsam, mit liebender Ehrfurcht hängen sie an den Eltern.—Selbst die Dienstboten gehören zu dem Kreise dieser Glücklichen. Sie sorgen mit treuer Anhänglichkeit für das Haus, das so aufmerksam für sie sorgt, alles was die Familie erfreut, beglückt auch sie. Diese gegenseitige Liebe verbreitet einen wunderbaren Reiz über die alltäglichsten Dinge, und gibt ihnen Werth und Bedeutung. Wer da leidet, den umgeben alle mit sorgsamer Pflege, und das Glück der einzelnen ist die große Angelegenheit aller.

O welch' große, unnennbare Seligkeit entquillt dem Heiligthume der Familieneintracht mitten im Drange der schwersten Schicksale! Hausfriede ist ein Himmel, aber Unfriede bringt die Hölle in's Haus. Wahrlich, bemitleidenswerth ist der, dem es inmitten seiner Angehörigen nicht wohl sein kann, der seine besten Freuden außer dem Hause suchen muß. Wohin er auch kommt, ist er überall doch nur ein Fremdling, und Fremdling ist er leider auch in der eigenen Wohnung, wo er wie ein Gast bewirthet wird und übernachtet. Seine fröhlichsten Stunden muß er mit Fremden theilen, seine Leiden muß er in sich selbst verschließen. Er beklagt den Tag, da er den Bund der Ehe schloß, seine Kinder umringen ihn, nicht wie Oelzweige des Friedens, sondern wie Dornen. Schon bei der Eingehung vieler Ehen wird der nachfolgende Unfriede des Hauses gegründet.

Ohne Vorstellungen von der Wichtigkeit des Ehestandes treten Personen in denselben ohne Vorbereitung, ohne Ueberlegung, ja ohne sich gegenseitig zu kennen und zu prüfen, ob sie zu einander passen. Persönliche Eigenschaften, Vermögensverhältnisse, Leidenschaft führen viele zusammen, und gar bald büßen sie ihre Blindheit mit unzähligen Thränen. Nur derjenigen Ehe ist ein glückliches Schicksal zu weissagen, wo aus den Eigenschaften der Verlobten zu erkennen ist, daß sie, ihren Stand von seiner religiösen Seite auffassend, die hohe Bedeutung desselben erkennen und seinen Pflichten sich gewachsen fühlen.

Auch darin liegt ein Same häuslichen Unfriedens, daß die Neuvermählten, von falschen Begriffen irre geführt, anfangs sich einander selbst zu wenig angehören, und ihr Glück in Zerstreuungen außerhalb des Hauses suchen. Bevor sie sich gegenseitig an ihre Schwächen gewöhnen, oder sich dieselben abgewöhnen können, sind sie durch das Getümmel der Gesellschaften von Zerstreuungen so eingenommen, daß ihnen die Ruhe des Hauses langweilig wird, und sie in flatterhaftem Leichtsinn nur nach außen hin Freude finden. Der Leichtsinn aber leitet zu Verschwendungen, welche den Wohlstand des Hauses erschüttern, oder zu gefährlichen Bekanntschaften, welche nur zu oft die Reue mit ihren blutigen Thränen im Gefolge haben.

Vor allem, und furchtbarer als alles, vernichtet die Verachtung der Religion das häusliche Glück. Mit frommen Gefühlen in der Brust kann kein Sterblicher ganz elend werden; er wird die Fehler anderer mildern, die Schwächen mit Sanftmuth ertragen lernen und das Schwerste überwinden, wenn die Lehren des Glaubens sein Thun und Lassen leiten. Wo hingegen die Religion im Hause fehlt, werden

die Leidenschaften deren Stelle einnehmen. Wo ihr ein zartes Pflichtgefühl suchet, werdet ihr nur kalt berechnenden Eigennutz unter den Hausgenossen finden; statt des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung werdet ihr Trostlosigkeit bei Unglücksfällen sehen; statt der Gottesfurcht werdet ihr an den Kindern Prachtliebe, Eigendünkel und selbst der Eltern spottende Keckheit erblicken, aber nirgends fromme Grundsätze und in's Leben übergegangenen christlichen Sinn.

Willst du in deinem Hause den Frieden bewahren, oder die verlorene Ruhe demselben wiedergeben, so muß dein erstes sein, Gottesfurcht und Frömmigkeit zu pflegen. Das kannst du aber bei anderen nur dann, wenn du bei dir selbst damit den Anfang machst; denn niemand kann einem andern in etwas Anleitung oder Anweisung geben, das er selbst nicht versteht. Du mußt also selbst der erste sein, dessen Wandel ein Beispiel der Uebrigen wird.

Es kann ferner keine häusliche Eintracht bestehen, ohne gegenseitige Hochachtung in Worten und Handlungen. „Liebet einander mit brüderlicher Liebe; mit Achtung kommet einander zuvor," sagt der hl. Paulus (Röm. 12, 10.). Der Ursprung des Mangels an Liebe und der erste Anfang aller häuslichen Uneinigkeit liegt meistens in der Abwesenheit gegenseitiger Achtung. Deshalb sehen wir bei manchen Eheleuten, welche sich in den Tagen des Brautstandes zärtlich liebten, schon wenige Wochen nach der Hochzeit Unfrieden und Zwistigkeiten entstehen. Indem sie in der Ehe allzu vertraut mit einander werden, sind sie nachlässiger in der Anständigkeit ihres Betragens geworden; jene angenehmen Aufmerksamkeiten, durch welche sie sich sonst einander verbindlich zu machen suchten, werden vergessen; man wird unbesorgter um sein Aeußeres, Grobheiten löschen endlich

den letzten Funken der Achtung aus; man entzweit sich über Kleinigkeiten, macht größere Ansprüche als sonst, und sucht, um Genugthuung zu haben, kleinliche Rache zu üben. — Ist dies nicht die Geschichte mehr als einer unglücklichen Ehe? — Wie vor anderen Leuten, soll auch unter den Gatten allein die freundliche gegenseitige Achtung bewahrt werden; wie vor Fremden, soll auch allein die heilige Schamhaftigkeit der schönste Schmuck der Liebe sein. Jede unanständige Behandlung ist eine Sünde — auch gegen die häusliche Glückseligkeit, und hinterläßt eine schwer heilbare Wunde.

Die gleiche freundliche Würde im äußeren Betragen herrsche in der christlichen Familie auch gegen Kinder und Dienstboten. Jeder Tadel, jede Forderung, jede Weigerung werde mit Schonung ausgedrückt, sei nie von einer niedrigen Grobheit begleitet. Willst du deinen Kindern, deinen Dienstboten Liebe zu ihrer Pflicht in eine Ehrensache verwandeln, so tadle sie nur dann öffentlich, wenn es zur Verhinderung bösen Beispiels nothwendig ist; sonst aber halte ihnen unter vier Augen die Unwürdigkeit ihres Betragens vor. Sie werden dich wegen dieser Schonung lieben, dir freudiger gehorsamen und nicht durch den Spott und die Ungezogenheit anderer erbittert werden.

Willst du häusliches Elend sehen? Gehe hin, wo die Eltern das Gefühl der Achtung und des Anstandes schon so weit verloren haben, daß sie sich vor ihren eigenen Kindern ihre Fehler gegenseitig vorwerfen. Gutgeartete Kinder werden schweigen und vor ihren Eltern erröthen; aber dieses Schweigen, dieses Erröthen schließt nicht eine innerliche Verachtung derselben aus. Gehe hin, wo Geschwister ihre Freude daran haben, einander Beleidigungen zuzufügen, und Eltern gleichgiltig dabeistehen und dazu

lachen. Hier scheiden die für einander geborenen Seelen für immer. Gehe hin, wo eine unzufriedene Hausfrau die Dienstboten immer mit finsteren Blicken verfolgt, stets tadelt, bei jeder Gelegenheiten mit Schmähung bereit ist — da wird kein Segen im Hause wohnen, das Hauswesen geht zu Grunde. Nur der empfängt Hochachtung, der sie anderen gibt.

Ein anderes Mittel zur Bewahrung des häuslichen Friedens ist die Ausrottung alles gegenseitigen Mißtrauens. Wir bringen jedem Selbstachtung bei, dem wir nur Gutes zutrauen; und wer Selbstachtung besitzt, wird sich vor Fehlern hüten.—Gatten, die ihr den heiligen Bund für's Leben geschlossen habt, euer ganzes Wesen gegen einander sei Wahrheit; stellet euch nie, auch nur zum Scherz, böse gegen einander; hintergehet einander nie, selbst im Scherze nicht, durch eine kleine List, durch eine Unwahrheit. Begegnet einander stets mit voller Offenheit, so ist euere Gemüthsruhe für immer gesichert, euer Gewissen rein und froh. Es kann sich keine dritte Person zwischen euch drängen; es kann das Gift der Zuträgerei nie die Eintracht euerer Seelen stören; es kann nie Argwohn, nie Eifersucht euch scheiden. Brennt aber einmal die Hölle der Eifersucht und des Verdachtes, so löscht nichts sie wieder aus, die Brandmale sind stets und überall bemerkbar.

Ferner, hütet euch, den Kindern das Vertrauen zu euch zu rauben. Lasset sie mit allen ihren Fehlern stets offenherzig gegen euch sein. Bildet keine Heuchler durch voreilige, ungerechte Strenge. Wohin sollen denn Kinder mit ihrem Vertrauen, wenn sie ihr verkanntes Herz vor dem Vater, vor der Mutter verschließen müssen? Haben sie einmal den Muth verloren, euch in ihr Herz sehen zu lassen,

so haben sie den Glauben an die Liebe der Eltern bereits eingebüßt.

Ist es euch aber ernst, das gegenseitige Zutrauen zwischen Gatten und Gattin, Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern aufrecht zu erhalten, so ehret das Gute, welches sie an sich haben, ehret ihre lobenswerthen Eigenschaften, und hütet euch, ihnen früher begangene Fehler vorzuwerfen. Wo eine lieblose Hand ein Vergehen wieder aufdeckt, welches wir selbst gern vor unseren Augen auf immer verhüllen möchten, da stirbt die Zuversicht, da schwindet das Vertrauen. Verbannet, ihr Eltern, unter euch selbst dieses Vorrücken einer unangenehmen Vergangenheit, und duldet dies Nachtragen begangener Unvorsichtigkeiten nie unter eueren Kindern und Dienstboten.

Endlich, die letzte Schutzwehr des häuslichen Friedens, welche wir nennen wollen, ist die Verschwiegenheit über die inneren Angelegenheiten des Hauses. — Unter den Gesetzen eines jeden Hauses sei eines der ersten, nichts von den Geheimnissen der Haushaltung, von den Familienangelegenheiten, bekannt werden zu lassen. Da ist die Ruhe verloren, wo man Fremde, und wären es auch Verwandte, selbst die Schwiegereltern, um ein Vertrauen anspricht, das man nur sich selbst schuldig ist. Nur Verschwiegenheit zieht eine feste Mauer um das Heiligthum unseres häuslichen Glückes; ist diese Mauer beschädigt, dann dringen Neugier, Bosheit, Schadenfreude, Nachreden und Unzufriedenheit durch die Bresche; euere Geheimnisse werden auf dem Markt und auf den Straßen verhandelt; die Schmach mit ihrem Hohngelächter folgt euch auf allen Schritten. Ein in fremde Hand gelegtes Geheimniß ist eine Kette, die unsere Freiheit bindet.—Dienstboten, Kinder sollen nicht das Geringste von

dem, was im Hause geschieht, einem fremden Ohr anvertrauen; nicht, weil immer damit Gefahr verbunden ist, sondern damit sie sich in der Kunst des Schweigens üben und darin geprüft werden. Den Schwätzer, den Zwischenträger verbannet aus euerem Hause, denn die nichtswürdigsten Klatschereien haben oft den heillosesten Unfrieden verursacht.

Wollt ihr aber eure eigenen Geheimnisse geachtet wissen, so achtet auch die anderer. Forschet nicht neugierig nach dem, was in anderen Häusern gesprochen und gethan wird, nicht nach den Verhältnissen fremder Eheleute, Eltern und Kinder. Auch hier kommt das Sprichwort zur Geltung: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch keinem anderen.“ Der Hausfriede ist ein Schatz, der, wenn einmal verloren, nur schwer wieder zu gewinnen ist; deshalb sollte er mit der größten Vorsicht bewahrt werden.

Es hat geholfen.

„Komm, Fritz,“ sagte Margareth, indem sie ihren Jüngsten, der die Arme nach ihr ausstreckte, aus der Wiege hob; „komm, Fritz, ich will dich waschen und anziehen. Nachher, wenn ich fort muß, gibt dir Anna dein Frühstück.“ Die Frau war schon lange vor Tag aufgestanden, hatte, während sie ihre kleine Milchwirthschaft besorgte, zugleich das Frühstück bereitet, und wollte nun in die Stadt, ihre Kunden mit Milch zu versorgen. Da riß eine ungestüme Hand die nach der Kammer führende Thür auf und schlug sie wieder zu, daß die Tassen und Teller auf dem Ofenbrett wankten. Ihr Mann trat herein, völlig angekleidet, mit Regenrock und großen Stiefeln bekleidet, die Mütze auf dem

struppigen Haar, eine Cigarre im Mund — ein kerniger, gesunder Mann, nur daß er heute recht grimmig aussah. Das Weib fuhr zusammen als die Tassen und Teller klirrten, eine jähe Röthe überflog ihr blasses Gesicht. Dennoch drehte sie sich schnell um.

„Guten Morgen, Joseph," rief sie, als er Miene machte, sich ohne Gruß und Wort zur Thüre zu wenden. „Willst du schon hinaus in die Nässe, ohne etwas Warmes gegessen zu haben? Wart' ein wenig, ich habe dir noch etwas zu sagen." — „Unsereins muß auch mit kalter Kost auskommen können," war seine barsche Antwort, indem er seine Branntweinflasche füllte und dieselbe zum Stücke Schwarzbrod in seine Ledertasche steckte. Dann ging er, unfreundlich in Wort und Miene, mit schweren Tritten aus dem Hause. Seine Frau sah ihm mit Thränen in den Augen nach, wollte sich aber vor den Kindern nichts anmerken lassen. Sie schärfte der Anna, der ältesten, zehnjährigen Tochter, noch allerlei Verhaltungsmaßregeln ein, und band ihr vor allem auf die Seele, das Brüderchen wohl zu hüten. Dann ging sie tapfer ausschreitend der Stadt zu, ihren Kunden die Milch zu liefern.

Ihr Mann hatte gestern einen bösen Abend gehabt, so daß es ihr gar schwer um's Herz war. Er war später als sonst — und betrunken nach Hause gekommen. Der Branntwein bei der Arbeit war ihm schon seit Jahren nicht mehr genug. Abends beim Kartenspiel schmeckte er ihm noch besser, indeß er Thaler auf Thaler verspielte und vergeudete. Dabei ging natürlich alles den Krebsgang. Sie hatten eine schöne, kleine Wohnstelle, aber weder die Milchwirthschaft, noch ihr beiderseitiger Verdienst half vorwärts; was sie beide bei Tag verdienten, vertrank und verspielte er in

der Nacht. So sparsam die Frau auch wirthschaftete, die Nahrungssorgen blieben nicht aus, das Haus und der kleine Garten verloren ihr blankes und freundliches Aussehen, es wollte nirgends mehr ausreichen. Das verdroß den Hausherrn erst recht, und statt mit sich selbst zu grollen, mußte die Frau es immer entgelten. Je mehr er Abends verspielte und trank, desto mürrischer war er des Morgens; da war ihm nichts recht. Dazu trotzte er noch mit ihr, obschon sie ihm längst keine Vorwürfe mehr machte, sondern nur leise Bitten und Thränen, die alle auf Gebet ruhten, entgegenstellte.

Margaretha hatte Zeit, über alle diese Kümmernisse nachzudenken, als sie den Weg zur Stadt machte. Sie erinnerte sich an ihren glücklichen Brautstand, sie vertiefte sich in alle Einzelnheiten der ersten glücklichen Jahre ihrer Ehe. Da lag die Stadt vor ihr. Sie wollte in dieser Gemüthsstimmung gar nicht hinein, und betete, Gott möge ihr durch eine Eingebung helfen. Sie dachte, drinnen in der Stadt sei ja so vieles zu kaufen, was den Sinnen diene, ob nicht der Allgütige sie auch etwas finden lasse, was den Sinn ihres Mannes ändere. Sie wandte sich still und mit Vertrauen an das unendlich gütige Herz Jesu, weinte und betete, der göttliche Heiland möge sich erbarmen und ihr die Last abnehmen, da sie sich nicht mehr zu helfen wisse; besonders um der Kinder willen, die so viel Böses sahen im häuslichen Kreise. Dann machte sie sich frischen Muthes, durch das Gebet getröstet, wieder auf den Weg, bediente ihre Kunden, und wollte eben wieder zur Stadt hinaus, als ihr einfiel, daß ihr Mann außer dem Brod gar nichts mithabe zur Arbeit, von der er erst spät nach Hause kommen würde. Obgleich sie sich mächtig zu ihren Kindern hinge=

zogen fühlte, um die sich die gute Mutter immer sehr ängstigte, wenn sie dieselben allein wußte, kehrte sie doch noch einmal um und kaufte ein Stück Käse, wie ihn ihr Mann so gerne aß. Dann machte sie sich trotz der beginnenden Mittagshitze auf den Weg nach den Marschgruben, wo ihr Mann arbeitete. Dieser hatte auch nicht gefeiert; aus alter Gewohnheit, aus Unmuth, und wohl auch in Berechnung des guten Verdienstes war er recht fleißig gewesen. Er hatte sich gerade hingesetzt, um einfach sein einsames Mahl zu halten. Sieh', da steht sein Weib vor ihm, ihr Auge leuchtet voll Liebe, indem sie dem Ueberraschten mit ausgestreckter Hand die kleine Labung bietet, die sie ihm aus der Stadt mitgebracht hat. Diese Liebesthat macht ihn plötzlich ganz weich; — es bedarf oft nur etwas Geringes, wenn Gott ein Herz rühren will.

Lange ist ihr Mann nicht mehr so freundlich gegen sie gewesen. „Komm, Margareth," sprach er; „komm, setz' dich zu mir, daß wir das Mittagsbrod miteinander verzehren." „Nein, Joseph," sagte sie so freundlich, als wäre nie etwas zwischen ihnen gewesen; „nein, denk' an die Kinder, wie lange die armen Kleinen schon allein sind!" Und mit einem tiefen Blicke in sein Auge, in den sie ihre ganze geduldige Seele hineinlegte, ist sie ebenso schnell wieder fort, wie sie gekommen war. Noch nie hat dem Mann ein Mahl so gut geschmeckt. Nur zu schnell ist er damit fertig, er hält nur mehr das leere Papier in der Hand, in welches der Käse vom Krämer eingewickelt worden war. Ohne etwas dabei zu denken, sieht er das Papier an. Was hat ihn plötzlich so verändert? Er liest, was darauf gedruckt steht; er reinigt das Papier, glättet es, und legt es dann sorgfältig neben sich. Seine Züge sind wie verwandelt.

Das Papier war ein Stück aus einem alten Gebetbuche, und enthielt einen Theil des fünfzigsten Psalmes, mit einem Schlußgebete. Jeder Vers, den er las, traf seine Seele. Zuerst: „Erbarme dich meiner, o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit!“ — „Verwirf mich nicht vor deinem Angesichte und deinen heiligen Geist nimm nicht von mir.“ — — „Gib mir deine Gnade, denn ich erkenne meine Missethat, und meine Sünde ist immer vor mir.“ Und zuletzt, als Schluß des Gebetes: „O Jesus, alles kannst du, nur eines nicht, mich von deinem liebevollen Herzen verstoßen, das du auch für mich armen Sünder am Kreuze öffnen ließest, und mit deiner heiligen Menschheit in den Himmel hinaufgenommen hast.“ Alles das drang ihm tief in die Seele. Als er am Abend nach Hause kam, gab er seiner Frau die Hand und sagte, indem er dabei gleichsam die beiden schlafenden Kinder zu Zeugen nahm: „Margareth, ich will es dir nie vergessen, was du heute an mir gethan hast; es soll dich nicht reuen, daß du mich nicht aufgegeben hast.“

Die folgende Nacht war es an ihm, nicht zu schlafen. Was ihm am meisten zu schaffen machte in seinen Gedanken, war der Spott seiner bisherigen Zechgenossen. Allein die Gnade siegte: der Ausgang seines nächtlichen Kampfes war, daß er vor den Augen seiner innigst gerührten Frau die Branntweinflasche, anstatt sie zu füllen und in die lederne Tasche zu stecken, gegen einen Eckstein schleuderte, und daß er dem Blatte, in welches der Käse gewickelt war, unter Glas und Rahmen einen Ehrenplatz in seiner Wohnstube anwies. — Der Hausfriede war wieder hergestellt, und mit ihm kehrte der Segen ein.

Sechstes Kapitel.

Die Hausandacht.

Nutzen der gemeinsamen Familienandacht.—Lesen frommer Bücher.—Warnung vor schlechter Lektüre.—Der katholische Zeitungsschreiber.—Katholische Hausordnung.—Erzählung: Das Bild einer frommen Mutter.

Ein herzerhebender Anblick ist eine zum gemeinschaftlichen Gebete versammelte fromme Familie. — Ehemals — wer kann es leugnen? — war diese häusliche Andacht häufiger zu finden, als jetzt. Und es läßt sich nicht leugnen, ehemals war auch mehr Mannessinn, Rechtlichkeit und Entschiedenheit, es war im Leben weniger Tändelei, weniger Leichtsinn, weniger Selbstsucht; dafür mehr stilles häusliches Glück, froher Muth, Lust zu großen und gemeinnützigen Dingen. Mit der sogenannten Verfeinerung der Sitten verschwand aus vielen Familien die Pflege der Hausandacht; man schämt sich, seine religiösen Gefühle zu zeigen. Man schämt sich nicht, bei unanständigen, ausschweifenden

Gesellschaften zu sein, aber im Familienkreise zu beten — das ist altmodisch! Indessen zerstört der Leichtsinn vieler Väter, und die Thorheit vieler Mütter, die sich des Umgangs mit Gott schämen, das Glück und den Frieden der Familien. O möchte man doch wieder zu den Sitten der Väter zurückkehren!

Ehemals, als noch mehr Glaube und Liebe in den Herzen, mehr Andacht und Frömmigkeit in den Familien wohnte, da gehörte der Hausaltar zum Hausgeräthe so gut als Tisch und Stuhl. Und selbst der Aermste, dem seine Mittel keinen Hausaltar gestatteten, hatte doch das Kruzifix, das Bildniß seines gekreuzigten Heilandes, an der Wand hängen. — Hausväter und Hausmütter, wollt ihr daß Frömmigkeit, wollt ihr daß Christus selber Einkehr in euere Familien halte, so richtet den Hausaltar wieder auf. Begnüget euch nicht damit, Gott sozusagen abzufinden mit dem oft knapp zugemessenen halben Stündchen der heiligen Messe an Sonn- und Feiertagen, machet euer Haus zum Gotteshause, wie die heilige Familie. Joseph und Maria gaben sich nicht zufrieden damit, nach der Vorschrift des Gesetzes den Tempel zu besuchen, sie setzten auch in der Hütte zu Nazareth ihren Gottesdienst fort. Der Engel, welcher Maria die Botschaft brachte, fand sie im Gebete, bei Verrichtung ihrer Hausandacht: bei der Hausandacht wurde Maria die Mutter Gottes. — Väter, seid nicht blos Herren, seid auch Priester in eueren Häusern, sammelt euere Kinder, rufet euere Hausgenossen jeden Abend nach vollbrachtem Tagewerk um den Hausaltar, und haltet gemeinschaftlich mit ihnen die Hausandacht.

Ueber einem Hause, wo das geschieht, da steigen die Engel des Himmels auf und nieder, auf dasselbe blicken die

Seligen und Heiligen des Himmels mit besonderem Wohlgefallen herab; auf einer Familie, wo das geschieht, ruht der Segen Gottes; Christus selbst hält Einkehr, denn das Haus der Andacht ist sein Haus. Schämt euch nicht, ihr Herrschaften, mit eueren Dienstboten vor euerem und ihrem Herrn niederzuknieen; seid überzeugt, Dienstboten, die sich Abends vor ihrem und euerem Herrn verdemüthigen in andächtigem Gebete, werden nicht lange fortfahren, ihre Pflichten zu vernachlässigen, euch freche Widerworte zu geben. Untergebene und Dienstboten, säumet nicht, dem Rufe euerer Herrschaft zu folgen, wenn sie euch des Abends nach der Arbeit zur Hausandacht versammelt. Seid versichert, die Herrschaft, die des Abends mit euch betet, wird des anderen Morgens nicht im Stande sein, euch überschwere Lasten aufzulegen und euch hart und grob anzufahren. Man erschrickt heutzutage vielfach vor der Kluft, die sich zwischen der herrschenden und dienenden Klasse geöffnet hat, und zerbricht sich den Kopf, ein Heilmittel zu finden: stellt den Hausaltar wieder her und die Kluft ist zum großen Theile ausgefüllt! — Man klagt, daß die Gesellschaft unterwühlt sei, daß die Staaten auf einem vulkanischen Boden stehen, der sie jeden Augenblick zu verschlingen droht: gebet den Familien die Frömmigkeit und die Gottesfurcht zurück, und ihr habt den Staaten ebenso viele feste Grundmauern verschafft, als es Familien gibt. Blicket in die Geschichte der Revolutionen: erst wenn die Gottlosigkeit die Hausaltäre gestürzt hat, führt ihr Weg zu den Altären der Gotteshäuser und zu den Thronen der Könige! —

Zur Hausandacht gehört auch die fromme Lesung; für die Sonn- und Feiertage die Erklärung der betreffenden Episteln und Evangelien, für die Werktage das Leben der

Heiligen und andere fromme Bücher. Früher, da der Glaube noch in den Familien wohnte, fand man in jedem katholischen Hause ebenso sicher die Handpostille und die Heiligenlegende, als den Kochofen und den Brodschrank. Man war überzeugt, daß der Mensch nicht vom Brode allein lebt, sondern auch von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. O möchte es in unserer viellesenden Zeit wieder so werden! Väter und Mütter, hütet euere Kinder und Untergebenen vor dem Gifte schlechter Bücher und Zeitungen, und setzet an die Stelle dieser die gesunde Geistesnahrung katholischer Schriften! Um sicher zu gehen, versammelt die Eurigen an Sonntag-Nachmittagen und an Werktag-Abenden zur Anhörung des Vorlesens guter Bücher, katholischer Zeitschriften und Tagesblätter. Die katholische Literatur kann sich, Gott sei Dank, mit den Preßerzeugnissen unserer Gegner nicht blos vortheilhaft vergleichen, sondern übertrifft sie wenigstens in der Hinsicht, daß sie sittenrein und frei von vorsätzlichen Entstellungen geschichtlicher Thatsachen ist. Väter und Mütter, lasset euere Söhne und Töchter nicht ohne diesen wohlthätigen Einfluß; vor dem schädlichen Gifte aber, das ihnen heutzutage so vielfach durch die Presse geboten wird, bewahret und hütet sie mit allem Eifer. Es erscheint heutzutage eine Unzahl täglicher Blätter, von denen jedes mehr oder minder durch eine pikante Eigenheit den Abonnentenfang betreibt; dabei verlegen sich die Redakteure und Herausgeber besonders darauf, die Sinnlichkeit durch Wort und Bild zu reizen, die Leidenschaften durch interessante Beschreibungen zu wecken und nebenbei die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche zu verhöhnen. Es sind eben Menschen ohne Grundsätze, die, wenn man sie dafür bezahlte, jeden Tag die frömmsten Artikel schreiben

würden, wie sie jetzt das Gegentheil thun. Es ist eben der Broderwerb dieser Federhelden; gewöhnlich sind es Menschen, die im Beginne oder in der Mitte ihrer Vorbildung für einen gelehrten Stand stecken geblieben sind. Man schreibt eben für's tägliche Brod, und wo man es bekommt, holt man sich's. Werthvolle Ansichten, hohe, ernste, sittliche Gesinnungen, suche man bei denen ja nicht! Und das sind so die Fabrikanten der „öffentlichen Meinung," sie sind „das Volk," die Regierer der Welt! Wehe, wer ihnen unter die Feder kommt! — Es ist eine Sünde und Schande, daß man dergleichen Leuten das tägliche Brod liefert für so eine Waare. Die muß man durch Hunger zum Schweigen bringen! — Aber ihr, Familienväter, laßt jeden Tag einen oder zwei solcher Kameraden in euer Haus hinein; die schwätzen ungenirt mit eueren Söhnen und Töchtern, das heißt, sie werden gelesen Tag für Tag, und dann soll es in den jungen Köpfen nicht nach und nach irre werden! — Wir machen darauf aufmerksam, daß es Sünde, und schwere Sünde ist, die schlechte Presse mit seinem Gelde, mit seinem Abonnement, mit Anzeigen zu unterstützen; es ist Theilnahme an all dem Elende, das die schlechte Presse stiftet. — Hinweg also mit der unmoralischen, religionsfeindlichen, seichten, geisttödtenden Literatur aus dem Familienkreise, hinweg mit allen Blättern deren Inhalt mit den Satzungen des Glaubens und der Sittlichkeit nicht im Einklange steht! Die Zeitung, wie jede andere Schrift, die dadurch Erfolg sucht, daß sie der Sinnlichkeit dient und schmeichelt, ist verwerflich.

Groß, wichtig und folgenschwer ist dagegen die Aufgabe des katholischen Zeitungsschreibers. Belehren soll er über die Dinge, die das zeitliche und übernatürliche Wohl

betreffen, die dem Leser als Privatperson, als Bürger und Sohn der Kirche wissenswerth sein mögen. Die Schicksale des Reiches Gottes auf Erden, seine Leiden und Verfolgungen wie seine Freuden und Ehren können mit Recht eine vorzügliche Beachtung beanspruchen. In unseren Tagen, wo die Kirche so vielen Verleumdungen und Mißdeutungen in ihrer Lehrthätigkeit und ihren Lebensäußerungen ausgesetzt ist, bildet es eine verdienstvolle Aufgabe für den katholischen Zeitungsmann, die Wahrheit gegen die weitschweifige, lose Lügenhaftigkeit in Schutz zu nehmen und eine starke Lanze für seine Religion einzulegen. Indem er die laufenden Tagesneuigkeiten meldet, wird er auch seine Leser unterrichten über die jeweiligen Vorkommnisse, welche von ungläubigen Schreibern und Rednern zu gehässigen Glossen und Entstellungen benutzt werden. Dem Katholiken, der als Geschäftsmann oder Arbeiter mit Irr- und Ungläubigen verkehren muß, kommt es oft trefflich zu Statten, wenn er über diese oder jene Begebenheit sachgemäße Auskunft besitzt und somit auf Angriffe und Vorwürfe Antwort geben kann. Wo kann er aber leichter Aufklärung über solche Dinge, wie sie eben der Tageslauf aufwirft, empfangen, als gerade in einer gut redigirten Zeitung, welche täglich oder wöchentlich Umschau hält und treu Bericht erstattet? Es ist ja bekannt, wie der kirchenfeindliche Geist keine gebotene oder gesuchte Gelegenheit vorübergehen läßt, um der katholischen Kirche einen Hieb zu versetzen. Der Priester kann unmöglich in seinen sonntäglichen Predigten all dieses berühren und eingehend beleuchten. Da kommt ihm der Zeitungsmann, der fortwährend das Leben und Treiben der Welt beobachtet und im Lichte des Christenthums beurtheilt, thätig zu Hilfe, er meldet, was geschah,

sagt, wie es war, mahnt oder warnt, lobt oder tadelt, zeigt das Böse und Gute, das Vergangenheit und Gegenwart hervorgebracht, in seiner wahren Gestalt. Indem er lehrt und richtet, wirkt er zugleich mit stets erneuter Kraft auf christliches Leben und Streben heilsam ein. Er beschränkt sich nicht darauf, die Ereignisse einfach mitzutheilen und die Neugierde zu befriedigen, er läßt auch gelegentlich die tiefere Bedeutung der Thatsachen für das Gebiet der Wahrheit, des Rechtes und sittlichen Handels hervortreten. So wird das anziehende, belehrende und erziehliche Moment mit einander und neben einander behandelt und einem jeden angemessene Berücksichtigung zutheil. Der Unterhaltung und dem Frohsinne dienen im Besonderen die Erzählungen, lustigen Bemerkungen und unschuldigen Witze. Dieses wird wohl den jugendlichen Leser an erster Stelle ansprechen und fesseln. Indem er auf diese Weise Gefallen an der Zeitung gewinnt, kommt er aber allmälig auch dazu, Sinn und Verständniß für die Mittheilungen aus dem gesellschaftlichen und kirchlichen Leben und dergleichen sich anzueignen; das Lesen der Zeitung wird für ihn eine angenehme und nützliche Beschäftigung, die ihm recht empfohlen werden kann. Es soll nicht gesagt sein, daß die Zeitung die Stelle guter Erzählungs-, Lehr- und Erbauungsbücher im Familienkreise einnehmen müsse oder dieselbe vollends ersetzen könne. Aber viele lesen gerne ein Blatt, während sie selten oder nie dazu kommen, ein Buch durchzulesen; es fehlt ihnen an Zeit und Lust. Es ist deshalb gesagt worden und gilt im gewissen Maße: „Die Zeitungen sind die Bücher unserer Tage.“ Leider gibt es viele junge Leute, die nur an rohen Unterhaltungen Freude finden und jedweder geistigen Thätigkeit abgeneigt sind. Darum bleiben sie unwissend, ohne, selbst

gewöhnliche, Bildung und höheres Interesse. Anders steht es mit jenen Jünglingen, welche Lust zum Lesen haben. Diese Lust sollte keineswegs unterdrückt, sondern vielmehr im rechten Maße befördert und auf das Gute hingerichtet werden. Die Jünglinge werden dadurch bewogen, Abends zu Hause zu bleiben, anstatt auf der Straße umherzulaufen und verdächtigem Treiben nachzugehen. Da eine Zeitung nun wohl leichter beschafft werden kann, das Interesse eher zu erwecken und zu erhalten vermag, als manches Buch, und einen besonderen Werth besitzt, so empfiehlt es sich auch aus diesem Grunde, dafür zu sorgen, daß wenigstens die eine oder andere gute katholische Zeitung im Hause gehalten werde. Ein erfahrener Priester schreibt: „Ich habe eine katholische Familie gekannt, in welcher die beiden heranwachsenden Söhne sich fast allabendlich mit dem Lesen guter Zeitungen beschäftigten. Es war eine Freude, wahrzunehmen, wie zufrieden sie waren, während andere sich ausgelassen auf der Straße umhertrieben oder sich schrecklich langweilten. Außerdem erhielten sie Leichtigkeit im Gebrauche der Sprache, gewannen ein lobenswerthes Interesse für höhere Dinge und zeigten oftmals Kenntnisse, die ihnen im Leben zu Gute kommen werden. Ich habe manchmal gewünscht, daß es in anderen Familien auch so wäre. Wenn eine Zeitung die erforderlichen Eigenschaften besitzt und das Lesen derselben auf ein geeignetes Zeitmaß beschränkt wird, so kann es der Jugend ohne Bedenken empfohlen werden."

Man führe also gute, belehrende Lektüre ein, verbinde damit die Hausandacht, und es wird bald anders um die Familie stehen. Christliche Hausväter! Wenn man euch etwa altväterisch nennen sollte, weil ihr Abends nach

euerem Tagewerke hübsch zu Hause bleibet bei Weib und Kind; weil ihr, wie euere Vorfahren thaten, am Abend für die ganze Familie die Legende oder ein anderes frommes Buch vorleset, dann gemeinschaftlich das Abendgebet mit wenigstens einem Bruchstücke des hl. Rosenkranzes betet, so schämet euch dessen nicht. Ihr werdet antworten können: „Wenn ich altväterisch aussehe, so habe ich dafür brave Söhne und keusche Töchter." Mit dem gemeinschaftlichen Familien-Abendgebet ist tausenderlei Unzukömmlichkeiten abgeholfen. Wohl wird es Opfer kosten, dasselbe einzuführen. Vor allem mußt du, Vater, dann selber zur rechten Zeit zu Hause sein; aber das ist dein Posten. Und wenn der Soldat draußen in der furchtbar kalten Nacht auf seinem Posten bleiben muß und nicht weichen darf, auf die Gefahr hin, erschossen zu werden — Vater, gehen dich denn Weib und Kinder nicht noch mehr an? Ist das nicht dein eigentlichstes Gut, deine Ehre, dein Glück auf Erden?—Suche jeder seine Freude und sein Glück da, wohin ihn Gott gesetzt hat, an seinem Platze; denn da hat Gott ihm das Glück bereitet; suchet es nicht anderswo. Tausende von Familien-Vätern sind alle Abende des Jahres mit politischer Kannegießerei beschäftigt; Politik treiben und dann das große Wort führen in allem, und die ganze Welt regieren — das ist ihnen Bedürfniß; und wenn sie es einen Abend unterlassen mußten, wenn sie die Zeitung nicht gelesen, und ihren Weisheitssenf nicht dazugegeben haben, so geht die Welt in die Brüche! — Regiere jeder Familienvater seine Familie, dann ist der ganze Staat regiert und alles geht vortrefflich; so lange aber jeder nur das Ganze regiert und niemand die Theile, geht alles zu Grunde. Stellt das Familienleben wieder her in seiner Einigkeit, Heiligkeit und Frömmigkeit,

dann ist das ganze Menschengeschlecht in kurzer Zeit erneuert, und wir können getrost der Zukunft entgegensehen. Hält die Familie, jede Familie, im Gebete zusammen, dann sind alle ihre Glieder geheiligt.

Damit dies geschehe, lassen wir hier eine kurze Anweisung dazu folgen, welche wir dem trefflichen „Monika-Kalender," Jahrgang 1880, entnehmen:

Katholische Hausordnung.

Grundgesetz: Jedes Mitglied unserer Familie, also auch Arbeiter und Dienstboten, hat als seine Hauptpflicht die zu betrachten, Gott immer mehr zu erkennen, zu lieben und zu dienen.

Aus diesem Grundgesetze ergeben sich folgende Hausgesetze:

I. Gesetze in Betreff des Gebetes.

1. Stehe frühzeitig auf. Fange gleich zu beten an. Denke unter dem Waschen und Ankleiden an Gott und religiöse Wahrheiten, besonders an die Allgegenwart Gottes und an die letzten Dinge.

2. Bete dein Morgen- und Abendgebet regelmäßig und andächtig, wo möglich im Wohnzimmer vor dem Kruzifix. Wenn es sein kann, beten alle mitsammen. Vergiß nicht die gute Meinung.

3. Beim Gehen und Kommen nimm Weihwasser und sprich: Gelobt sei Jesus Christus!

4. Gehe, wenn möglich, auch an Werktagen in die hl. Messe.

5. Unter der Arbeit erinnere dich oft an die Gegenwart Gottes, bete Stoßgebete, erneuere die gute Meinung.

6. Das Tischgebet vor und nach dem Essen wird gemeinschaftlich andächtig verrichtet.

7. Bete beim Läuten den englischen Gruß recht andächtig.

8. Heilige die Sonn- und Feiertage. Wohne, wenn es immer möglich ist, dem ganzen vor- und nachmittägigen Gottesdienste bei. Nachmittags oder Abends sollst du wenigstens eine Viertelstunde lang in einem geistlichen Buche lesen. — Sonntagsarbeit bringt Fluch.

II. Gesetze in Betreff der Arbeit.

1. Verrichte deine Arbeit stets fleißig, pünktlich und pflichttreu. Sei redlich und ehrlich im Kleinen wie im Großen, und zwar weil Gott es so will.

2. Vergiß nie, daß pünktlicher Gehorsam gottgefälliger ist, als Murren und Besserwissen.

3. Selbstverständlich ist jedes Fluchwort, jedes unanständige Wort oder Lied, jede Rohheit und Ausgelassenheit strengstens verboten. Viel Schwätzen bei der Arbeit ist ein schlimmes Zeichen. In Gegenwart von Kindern gib doppelt acht auf deine Zunge!

4. Bei der Arbeit sei vorsichtig, daß du nicht dir noch anderen schadest.

5. Gib acht auf das Feuer!

III. Gesetze in Betreff der Erholung.

1. In der Erholung sei ehrbar, ruhig, sittsam, mäßig.

2. Beim Essen sei dankbar gegen Gott, gib acht auf deine Gesundheit, sei mäßig.

3. Hüte dich vor dem Wirthshaussitzen, und besonders

vor dem sogenannten Traktiren. Den Branntwein meide!

4. Unkeusche Dinge und was dazu führt, namentlich Bekanntschaften und Tänze, sind strengstens untersagt.

5. Unmäßigkeit im Trinken, Zanksucht und Unverträglichkeit sind strenge verboten.

6. Sei einfach in der Kleidung. Befleiße dich der größten Sparsamkeit. Entsage möglichst öffentlichen Vergnügungen, Theatern, Lustbarkeiten u. s. w. Hüte dich vor schlechten Büchern, Zeitungen und Bildern.

7. Es wird nochmals daran erinnert, daß an Sonn- und Feiertagen stille Unterhaltung, das Lesen guter Bücher, Zuhausebleiben dringend gewünscht wird.

Das Bild einer frommen Mutter.

Der ebenso fromme als gelehrte Bischof Sailer von Regensburg in Baiern schrieb im Jahre 1802 folgenden Brief an die Kinder seiner verstorbenen Schwester Maria Anna Seitz, Ehefrau des Lehrers Seitz:

Liebe Kinder! Die euch gebar, die euch liebte bis in den Tod — sie ist nicht mehr! Sie schlief so sanft ein, wie Kinder, die sich müde gelaufen haben, auf dem Arme der Mutter einschlummern. Sie trug euch beständig in ihrem mütterlichen Herzen, und betete für euch Tag und Nacht. Nun ist sie von ihren Gebeten weggeholt und nähergerückt zu dem, welchem sie euch, ehe ihr geboren waret, mit dem stillen, aber nie ruhenden Rufe der Liebe schon geweiht hatte.

Ich und das jüngste von euch eilten bei der Nachricht von ihrem Krankseín, sie noch auf Erden zu finden. Wir fanden sie noch, aber im Grabe — fanden eigentlich nur

ihr Sterblichkeitsgewand im Grabe. Sie selber war schon davongeflogen, hatte schon Besitz genommen von der Wohnung, die ihr Jesus Christus im Hause seines Vaters bereitet hatte. „Selig die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott schauen."

Als ich an ihrem Grabe betete, und die rothgeweinten Augen der Verwandten und Nachbarn sah, mußte ich weinen; denn sie starb mir so recht von meinem Herzen weg. Sie starb aber nicht nur mir, sondern auch euch und euerem Vater und vielen anderen Menschen wie von der Seele weg. War doch das ganze Dorf, als ihr Staub eingesenkt wurde, in Thränen. Der gerührte Pfarrer, der sonst keine Leichenreden hält, machte eine Ausnahme und gab ihr ein Zeugniß, in das die Engel im Himmel und die Zähren der Gemeinde, in das die Wahrheit selber einstimmte. — Da wir nun ihr menschliches Antlitz nicht mehr sehen können, so bleibt uns nichts übrig, als mit festem Blicke auf das Bild zu sehen, das sie in mein und euer Herz gegraben hat. Sehet in euer Herz, wenn ihr dieses leset, und vergleichet es Zug für Zug mit dem, was ihr wisset.

Sie konnte so in sich gesammelt sein und erfassen und behalten alle Worte des Lebens, die sie hörte und las. Gott, Christus, Tod, Ewigkeit waren ihre trautesten Gedanken. Gerne verweilte sie auf dem Leidensberge, am Fuße des Kreuzes Christi, und fühlte sich hinein in die Leiden seiner Mutter. — Euch, ihr Lieben, um sich zu haben, euch von ihren frommen Eltern erzählen, war ihr schönster Himmel auf Erden. Wie oft führte sie euch an das Sterbebett ihrer verstorbenen Mutter!

Immer hatte sie eine Ermahnung für euch auf der Zunge, oder einen Wink für euch im Auge, oder eine Freude

für euch im Herzen, oder eine Gabe für euch in der Hand. Bei Tische konnte sie nichts essen, bis sie euch das beste gegeben, sie theilte den Bissen nicht mit euch — die harte Mutter! denn sie gab ihn euch ganz. — Ihre zwei Hände — was für eine unabsehbare Reihe von Arbeiten brachten sie in einem Jahre zu Stande! Im Hause, im Stalle, auf dem Felde, in der Kirche — war sie die unermüdliche Arbeiterin. Wie glänzte das Kirchenpflaster, das ihre Hände fegten! Wie fleißig spannen ihre Finger am Flachse für euch, ihr Lieben, bis in die späten Nachtstunden — spannen noch in ihrer letzten Lebenswoche, bis der Todesfinger sie berührte und ihren Lebensfaden löste, daß er brach.

Wie viel Abbruch an allem, was Aufwand fordert, konnte sie sich selber thun, um Sparpfennige zu sammeln, damit ihr, wenn ihr Gebein schon vermodert sein würde, noch Mutterpfennige von ihr hättet. Einen solchen Mutterpfennig gab sie an ihrem Sterbetage der guten Juliane mit den Worten: „Gib ihn meiner Therese zum ewigen Andenken!“ Denn die Liebe ist ewig. Jenes sprach, dieses fühlte sie. Euerem guten Vater wußte sie das Leben so zu versüßen, daß er im einundachtzigsten Jahre seines Alters noch in ein paar Stunden nach einem benachbarten Städtchen und wieder nach Hause gehen kann — froh und munter, und kein Leid kennt, als ohne „seine Marianne“ zu sein.

Die Nachbarschaft war ihr ein Heiligthum. Sie löschte keinen rauchenden Docht aus, brach kein geknicktes Rohr, schrie nicht auf der Gasse, und ging so stille durch's Leben, wie sie aus der Welt ging. Die Zunge konnte sie regieren, sagte ihr Gewissensrath, wie kein Weib auf Erden. — Wenn sie den Nachbarn eine gute Nachbarin war, was mußte sie ihren zwei Brüdern sein? — Wie viele Szenen

der Liebe aus meiner Jugendgeschichte bringen mir Thränen in die Augen! Als ich, noch ein Schulknabe in München, den Stein der lateinischen Sprache wälzte, konnte sie (es war die siebente Woche, seitdem ich das väterliche Haus verlassen hatte), ihr Pfingstfest nicht feiern, ohne mich gesehen zu haben, ging allein zwölf Stunden weit, brachte mir Vatergrüße, und Mutterbrod, und ihr Schwesternherz mit. Im nächsten Herbste kam sie wieder, und führte mich nach Hause. Und diese ihre Liebe war nicht nur goldtreu, sie war auch goldrein. — Einmal, als sie mich in Ingolstadt besuchte, und ich ihr ein Zwölfkreuzerstück, meinen ganzen Reichthum, aufdringen und sie es nicht annehmen wollte, standen wir in diesem Streite eine halbe Stunde auf der Donaubrücke, und ich mußte am Ende den Prozeß verloren geben — sie nahm meine Gabe nicht an, und ging wieder leer nach Hause. Wenn ich in der Folgezeit ihren Kindern kleine Gaben senden konnte, war sie wochenlang traurig, weil sie (ohne Grund) fürchtete, ich möchte mir wehe thun, um ihren Lieblingen wohlzuthun.

Wenn mich die gelehrte, oder die politische, oder die militärische, oder eine andere Welt einen Augenblick an das Evangelium hätte ungläubig machen können: ein Blick in das Herz meiner Schwester hätte mich wieder gläubig gemacht! Denn ich fand in ihr, was keine Politik, keine Gelehrsamkeit, keine Kriegskunde, keine Weltform geben kann — „den Geist, den die Welt nicht geben kann." Ich fand in ihr jenen Durst nach dem Ewigen, den nur die Ewigkeit stillen kann, und wirklich stillt.

Als Schullehrerin war sie Mutter der fremden Kinder, strafte sie mit dem Worte der Liebe und lehrte sie mit der Wunderkraft der Geduld. — Einige Minuten ehe

sie am 17. März 1802 entschlief, bat sie noch für die Schulkinder, die über die Schulzeit hätten zurückbleiben sollen: „Peiniget sie nicht so, lasset sie nach Hause gehen!"

Jedem Wunsche, den sie, besonders in ihren kranken Tagen, bei irgend einem Anlasse äußerte, hängte sie das Schlußwort an: „Wenn es Gottes heiliger Wille ist." — „Meine Therese möchte ich noch sehen — wenn es Gottes heiliger Wille ist. — Meinen lieben Sohn in Glött und meine Anna Maria in Steinheim möchte ich noch gerne sehen — wenn es Gottes heiliger Wille ist. — Mit meinem Bruder in Landshut möchte ich noch gerne reden — wenn es Gottes heiliger Wille ist," u. s. w. Und das war kein Kompliment, das sie ihrer Andacht machte; so sprach das ganze Herz, so sprach das Gewissen selber aus ihr.

Liebe Kinder! Dies Vergißmeinnicht pflanze ich hiemit auf das Grab euerer Mutter. Wässert es mit eueren Thränen, erwärmt es mit euerer Liebe, befruchtet es mit euerem Gebete. Werdet das Abbild euerer guten Mutter, und drücket — spät — euerem guten Vater die Augen zu. — Ich aber schließe mit der Bitte zu Gott, er möge diesem schönen Vorbilde einer christlichen Hausfrau den Himmel, allen Frauen aber Kraft zur Nachahmung verleihen.



Schluß.

Wenn's dennoch wahr wäre?

In New York wandelten zwei Freunde am vielbewegten Seehafen in lebhaftem Gespräche auf und ab. Zu ihrer Seite lagen auf dem breiten, spiegelglatten Hudson-Flusse, an dessen Ufern sich die mächtig aufblühende Weltstadt ausbreitet, und der sich hier in den Ozean ergießt, zahllose Schiffe aus allen Gegenden der Welt, und ein ganzer Wald von Masten, mit Flaggen aller Nationen geschmückt, erhob sich majestätisch in die Lüfte. Hart am Ufer lag ein mächtiges Dampfschiff, das sich eben zur Fahrt über die große Tiefe rüstete. Es war ein geschäftiges, unruhiges Ab- und Zugehen von Lastträgern, die noch allerlei Gepäck auf das Schiff beförderten. Auf dem Verdeck lagen in bunter Verwirrung Kisten und Koffer aller Art durcheinander, die Matrosen waren beschäftigt, nach der Weisung des Kapitäns die letzten Anordnungen zu treffen, Rauch und Dampf waren die untrüglichen Zeichen

der baldigen Abfahrt. Es war der Dampfer, der einen jener beiden Männer nach Europa führen sollte. Sein Gepäck war längst untergebracht, die wenigen Augenblicke, ehe der Anker gelichtet wurde, waren dem Freunde gewidmet.

Sanders — so hieß der Mann im Reisekleide — war ein Mann in den besten Jahren, in den glücklichsten Lebensverhältnissen, wohlhabend, gebildet, gut belesen, und ein ausgezeichneter Gesellschafter. Er war die Seele der geselligen Kreise, in denen er sich bewegte, voll Witz, Scharfsinn und Gewandtheit. Aber all diese Bildung, dieser Witz und Scharfsinn stand nicht im Dienste der Wahrheit. Sanders war ein Ungläubiger, ein Gottesleugner. Jetzt war er im Begriffe, Europa zu durchreisen, um für seine freidenkerischen Ideen noch weiteren Stoff zu sammeln. — War Sanders glücklich? Vor den Augen und nach Ansicht der Menschen war er es in vollem Maße. Geehrt von seinen Gesinnungsgenossen, der vielgepriesene Mittelpunkt eines gleichgesinnten Freundeskreises, in einem fortwährenden Strudel von Vergnügungen und Lustbarkeiten sich bewegend — was schien ihm noch zu fehlen? — Auch jetzt eröffnete sich ihm die Aussicht auf neue, unerschöpfliche Genüsse. Alles, was Europa an sinnlichem Reize und an geistigen Genüssen bieten kann, sollte er bald in vollen Zügen aufnehmen; überall erwarteten ihn befreundete Geister, an die er empfohlen war, oder in deren Umgang er sonst zu kommen hoffte. Warum war denn eben jetzt seine Stirne so umwölkt, sein Auge so trübe, sein so beredter Mund schweigsam? —

Sein Freund, der noch die letzten Augenblicke vor dem Scheiden an seiner Seite zubrachte, schrieb es dem nahen Abschiede zu, daß er so verändert war. Er legte seinen

Arm in den des Freundes, und suchte die Wolken dadurch von seinem Gemüthe zu verscheuchen, daß er mit den lebhaftesten Farben die Genüsse schilderte, denen er entgegengehe. — Sanders schwieg noch immer. Ein bitterer Zug legte sich um seine geschlossenen Lippen. Seine Schritte wurden rascher und unruhiger. Er schien mit einem Gedanken zu kämpfen, den er sich nicht auszuschlagen vermochte, und den er auszusprechen vermeiden wollte. Die Zeichen auf dem zur Abfahrt bereiten Dampfer drängten zum Abschiede. Sanders legte seine Hand in die seines Begleiters, und sprach: „Freund, es ist wahr, mir eröffnet sich eine genußreiche Zukunft — aber eines verdüstert mir die Aussicht auf den Reiz dieser Genüsse."

„Was könnte das sein?" fragte der Freund.

„Nun," erwiederte Sanders langsam und nachdenklich, „wenn's doch wahr wäre, was die Priester lehren?! — Ja, wenn ich gewiß, ganz gewiß wüßte, daß nach dem Tode alles aus ist, dann könnte ich glücklich sein! Dann wäre mein Geist ruhig, meine Freude ungetrübt. Aber in der Ungewißheit liegt der Stachel, der mich verfolgt und mir keine Ruhe läßt. Sie ist das Schwert, das mir durch die Seele dringt. Wenn alles wahr ist, was die katholische Kirche lehrt, dann bin ich ewig verloren!"

Der Freund stand erstarrt, denn auch ihn wandelten oft derartige Gedanken an, aber er hatte sie bisher stets in sich verschlossen. — Indeß eilte Sanders auf's Schiff, und wenige Augenblicke darnach fuhr dasselbe majestätisch in's weite Meer hinaus.

Zwei Wochen nachher lief in New York die Schreckenskunde ein, daß das prächtige Dampfschiff, auf dem Sanders

Passage nach Europa genommen hatte, von den Wellen verschlungen worden war. Von der ganzen Mannschaft, und von allen Passagieren wurden nur wenige gerettet. Unter den Verlorenen war auch Sanders; nie mehr hat man von ihm wieder gehört. — Was in jenen schrecklichen Stunden des Schiffbruches, des grausigen Hangens und Bangens über dem Abgrunde zwischen Tod und Leben und Ewigkeit — was da noch in seinem Geiste vorging, weiß Gott allein. Möge er ihm ein gnädiger Richter gewesen sein! —

Aber eines wissen wir, und wissen es gewiß: der bange Ruf: „Wenn's dennoch wahr wäre, was die Priester lehren," ertönte nicht blos in dieses Unglücklichen Seele, er tönt in tausendmal tausenden von Herzen fort. Wohl ist die Zahl derer groß, und wächst in diesen Zeiten des Abfalls mit jedem Tage in erschreckendem Maße — die Zahl derer, die den Glauben an die Wahrheiten der Lehre Jesu Christi und seiner heiligen Kirche mit leichtfertigem, hochmüthigem Geiste verwerfen—aber wie, wenn's dennoch wahr wäre? — — Wenn das persönliche Fortleben der Seele nach dem Tode und „darauf das Gericht" des ewigen, wahrhaftigen, lebendigen Gottes dennoch eine Wirklichkeit und kein Traum oder Aberglaube wäre? — Wenn diese Religion der Demuth und des Kreuzes, deren Pflichten in Kirche, Schule und Haus wir hier zum Theile zu erklären versuchten, dennoch der einzige Weg der Rettung für die Sünder wäre — — was dann? — Dann gibt es keinen anderen Ausweg, als sich mit Herz und Seele, mit Geist und Gemüth, mit Verstand und Willen ihren Lehren zu unterwerfen. Und es ist wahr!

Oder verbirgt etwa unser Glaube die Beweise, welche dies darthun?—Ganz im Gegentheil, er entfaltet die schönsten und klarsten Beweise vor uns in so einleuchtender Weise und in so großer Zahl, daß man sagen kann, sie seien nicht blos genügend, sondern im Ueberflusse vorhanden. Es würde zu weit führen, sie hier alle anzuführen und in ihrer ganzen überzeugenden Kraft zu erklären; denn dazu würden umfangreiche Bände nicht hinreichen. Es wirken, um uns im Glauben zu befestigen, das Wort Gottes, die Prophezeiungen, die Wunder, die Martyrer, und die wunderbare Ausbreitung und Erhaltung der Kirche zusammen. Es vereinigen sich darin die größten Männer der Erde mit ihrem übereinstimmendem Ansehen und mit ihren tiefen Gründen. Sogar die Hölle mit ihrer Wuth und mit ihrer Bekämpfung der Macht des Christenthums wirkt dazu mit. — Und was bezeugen diese Zeugnisse, die unsern Glauben über alle Zweifel erheben, hauptsächlich? Das ewige Leben; denn dies ist das Ziel, das sie uns zur Erreichung vorhalten. Für das ewige Leben ist die Kirche gegründet worden, welche auf dieser Erde nur kämpft, um im himmlischen Jerusalem zu triumphiren. Alle Sakramente sind als Mittel eingesetzt, das ewige Leben zu erlangen. „Das aber ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott erkennen, und den du gesandt hast, Jesum Christum.“ (Joh. 17, 5.) Weil wir bestimmt sind für das ewige Leben, lehrt uns die Kirche, daß es unsere Aufgabe auf Erden sei, Gott zu erkennen, zu lieben, ihm zu dienen, und dadurch in den Himmel zu kommen. „Wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“ (Mark. 16, 16.) Und auch in dieser Welt findet sein Herz keinen wahren Frieden, denn wahrhaft glücklich auf Erden ist —

nach der Lehre der Erfahrung — nur derjenige, welcher sein Glück in Gott sucht. Jeder Mensch, welcher der Wahrheit aufrichtig Zeugniß geben will, muß mit dem hl. Augustinus bekennen:

„Du hast uns für dich erschaffen, o Gott! und unser Herz findet keine Ruhe, bis es ruht in Dir!“





Im Verlage des „

Aufnahmezettel (nur deutsche) für das Gebetsapostolat, für die Herz-Jesu-Bruderschaft, für die Sühnungskommunion, sind immer vorräthig und kosten die drei Sorten 30 Cts. per 100 Stück; $2.50 per 1000 Stück.

Diploma für Beförderer des Gebetsapostolates. Vier Seiten zum Aufbewahren in einem Gebetbuche. 30 Cents per 100 Stück.

Intentionskarten mit Verzeichniß der guten Werke, welche die Mitglieder des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft für die allgemeine und besonderen Meinungen des Gebetsapostolates aufopfern sollen. Zwei Sorten. 25 Cents für 100 Stück; $2.00 für 1000 Stück.

Listen für die Beförderer zu Einschreibung neuer Mitglieder für das Gebetsapostolat. — Bund des göttlichen Herzens Jesu. 25 Cts. für 100 Stück; $2.00 für 1000 Stück.

Zettel für die Ehrenwache. 3 Cts. per Stück; 10 Cts. für 5 Stück; $1.50 für 100 Stück.

Abzeichen für die Mitglieder des Gebetsapostolates, (Herz-Jesu Skapuliere). 2 Cts. per Stück.

Bei allen Bestellungen schicke man den ganzen Betrag zuerst ein, sonst werden sie nicht berücksichtigt.

SENDBOTE,

593 VINE STREET, CINCINNATI, O.